

KRYSAORA

Fantasy Roman



Andreas Rinn

www.verschenktetalente.de

Originalausgabe

Copyright © 2013 by Andreas Rinn, München

www.verschenktalente.de

Die kommerzielle Nutzung des Textmaterials ist untersagt.

Die unentgeltliche Verbreitung des Textmaterials ist erwünscht.

Cover: Andreas Rinn
Karte auf Seite 305: RaNDee

Prolog

Das Kaminfeuer hatte sie aufgewärmt, der Wein erhitzt – und die Rede des Königs hatte sie entflammt, ein Brennen in ihre erkalteten Herzen gesetzt, sie mit Hoffnung, vielleicht sogar Gewissheit auf eine nahende goldene Zukunft erfüllt.

Gut hundert Männer hatten sich in Keremms Halle eingefunden, bittere und grimmige Männer, mit harten Gesichtern, von Jahrzehnten des Krieges gezeichnet, Jahrzehnten von Tod und Gewalt, Hunger und Entbehrung, Kummer und Leid, vernarbte Haut, eingefallene Wangen, stumpfe Augen, die tief in den Höhlen lagen, so als ob sie sich immer weiter zurückgezogen hatten, weil sie all das Blutvergießen, all die Grausamkeiten, die sich immer wieder vor ihnen abspielten, nicht mehr sehen wollten.

Kaum einer dieser Krieger konnte sich an die Zeiten des Friedens erinnern. Die meisten waren zu jung. Sie kannten nichts anderes als Krieg. Und die wenigen Alten entsannen sich nicht mehr so recht der zur Legende verblassten Zeit, als das Reich unter der Herrschaft von Dalon dem Gerechten in Frieden und Wohlstand geblüht hatte. Dalon selbst war zur Legende geworden. Ein sagenumwobener König, machtvoll und gütig zugleich, ein Regent, der - nun ja, so ist es oft in Legenden zu hören - ohne Fehl und Tadel war und der dem Reich ein schweres Erbe hinterlassen hatte. Der einzige legitime Thronfolger war kurz nach dem Tod seines Vaters an einem Fieber gestorben. Übrig geblieben waren eine handvoll Bastarde, die das Reich innerhalb nur eines Monats nach dem Ableben Dalons des Jüngeren in

fünf Teile zerrissen und mit den Schrecken des Krieges überzogen hatten.

Die Hand voll Bastarde, unter diesem Namen waren sie bis über die Grenzen des Reiches hinaus bekannt, die fünf selbsternannten Könige von Biar-Ganrir. Und wurde der Charakterzug der Entschiedenheit bei ihrem gemeinsamen Vater zu Recht von seinem Volk gepriesen, so war er in der nächsten Generation zur bloßen Sturheit verkommen.

Ein Reich. Fünf Könige, die alle die Alleinherrschaft für sich in Anspruch nahmen. Vierzig Jahre Krieg.

Die Hand voll Bastarde. König Keremm war der Daumen. Er war von der Körpergröße her zweifelsohne der kleinste der Fünf, doch zweifelsohne auch der zäheste. Ein Mann, bullig, sehnig, muskulös, bald sechzig Jahre, aber immer noch voller Kraft, ein Krieger, der sich niemals scheute, an der Spitze seines Heeres in die Schlacht zu reiten.

Dafür liebten sie ihn, ihren König, die hundert Kriegsherren, die sich in Keremms Halle versammelt hatten, um seine Rede zu hören.

König Keremms Gesicht verzerrte sich zu einer Fratze des grimmigen Triumphes. „Der Sieg ist uns gewiss“, knurrte er. Es klang wie das Knurren eines Löwen, bevor er über seine Beute herfällt. Sein scharfer Blick wanderte über die Gesichter der Männer, die zu Füßen der Empore in bebender Erwartung zu ihrem König aufblickten. Keiner wagte zu atmen. Keremm musterte jedes einzelne Gesicht, bevor er weitersprach. Eins nach dem anderen. Und er ließ sich Zeit. Jeder von ihnen wusste, dass er weitersprechen würde, die Rede war noch nicht beendet, das letzte Wort nicht gefallen.

Rechts hinter dem König stand Porkka von Grakaan auf sein langes Breitschwert gestützt und starrte ausdruckslos ins Leere. Keremm hatte eine lange Lobrede auf den Grakaanier gehalten, hatte seine Heldentaten, sein kriegerisches Geschick und seine unvergleichliche Stärke gepriesen. Er hatte nichts Neues erzählt. Es gab keinen unter den Anwesenden, die noch nichts von Porkka gehört hatten, und ja, jetzt, da gewiss war, dass der Nordmann Keremms Heer anführen würde, bestand kein Zweifel mehr. Nichts konnte Keremm mehr aufhalten. Seine Gegner würden zerschmettert werden, einer nach dem anderen - vielleicht sogar alle auf einen Streich. Das Reich würde ein letztes Mal unter vernichtender Gewalt erbeben und endlich unter König Keremms Herrschaft geeint werden.

Mit einem Mann wie Porkka als Heerführer schien der Sieg und damit der Frieden zum Greifen nahe. War er überhaupt ein Mann, dieser sagemumwobene Porkka von Grakaan, dieser Mythos in Menschengestalt? Oder war er ein Teufel? Die Geschichten, die sich um ihn rankten, erweckten den Eindruck, als handle es sich um den Gott des Krieges selbst. Wie hatte es Keremm nur geschafft, ihn für sich zu gewinnen?

Porkka war ein Hüne, der den König um zwei Köpfe überragte. Langes pechschwarzes Haar umrahmte ein grausames Gesicht, dessen eiskalte blaue Augen das Blut eines jeden Gegners erstarren ließ. Sein Körper war ein Berg von Muskeln, die den Eindruck erweckten, Ketten sprengen zu können. Auf dem Brustpanzer seines Lederharnisches prangte sein gefürchtetes Zeichen, der Totenschädel eines Bären, in dessen Augenhöhlen blaue Flammen brannten.

König Keremm setzte einen Fuß auf die erste Stufe der Treppe, die von der Empore in die Halle hinunterführte. Unter den Kriegern herrschte immer noch gebannte Stille. Der finale Trinkspruch stand unmittelbar bevor. „Nun?“ flüsterte der König, dessen Blick weiterhin über die in Erregung weit aufgerissenen Augen seiner Männer wanderte.

„Nun?“

Und dann brüllte er, so dass es jedem in den Ohren dröhnte: „*Werdet ihr mir folgen?*“

Da erhob sich ein tosendes „*Ja!*“, und die Krieger rissen ihre Weinbecher in die Höhe, um ihrem König zuzujubeln. Keremm lachte aus voller Kehle, übertönte fast das begeisterte Geschrei seiner Männer.

Mit einer blitzschnellen Bewegung packte Porkka von Grakaan sein Schwert, schwang es über seinem Kopf und ließ es auf Keremm nieder rasen. Ein gewaltiger Hieb durchtrennte den Hals des Königs. Sein Kopf rollte, die Krone verlierend, die Stufen der Empore hinab. Der enthauptete Körper stand noch einige Augenblicke säulenhaft da - eine Blutfontäne schoss aus dem Hals und ergoss sich über das silberdurchwirkte königliche Gewand - dann kippte er seitwärts weg und schlug auf der Treppe auf.

In der entsetzten Stille, die die Halle urplötzlich erfasst hatte, starrten die Krieger auf Keremms Kopf, der auf einer der Treppenstufen zum Liegen gekommen war. Auf dem Gesicht des Königs war immer noch das triumphierende Lachen zu sehen – vom Tod eingefroren.

Porkkas Mund umspielte ein höhnisches Lächeln, als seine tonlose Stimme das Schweigen brach.

„Wollt ihr ihm wirklich folgen?“

Erster Teil

Vom Meer her wälzte sich dichter Nebel auf die nächtliche Hafenstadt zu und nahm mit undurchdringlichem Weiß Besitz von ihr. Kein Windhauch regte sich, und das war schon seit bald einer Woche so. Die See schien unter einem Fluch zu stehen.

Gar Et Ann stierte gedankenverloren auf die glatte Wasseroberfläche, die das Hafenbecken wie ein schwarzer Spiegel ausfüllte. „Nicht das geringste Lüftchen“, murmelte er. Und jetzt der Nebel, der die Stadt wie eine gigantische weiße Walze überrollte. Das war kein gutes Omen.

Der junge Mann kehrte in die dampfige Stickigkeit der Taverne am Kai zurück und setzte sich an den Tisch seiner Gefährten.

„Genug frische Luft geschnappt?“ fragte Gootar trunken grinsend.

„Nebel“, lautete Gars knappe Antwort.

Faw Holl, der Dritte im Bunde, strich sich durch den roten Bart. „Nebel“, brummte er. „hoffentlich ein Zeichen für Wetterumschlag. Ich hab das Warten satt.“

„Was soll's“, seufzte Gootar und griff zur Karaffe, um sich nachzuschenken. „Wir können ohnehin nichts anderes tun, als zu warten. Unsere Passage ist bezahlt und...“

„Kein Wind, keine Passage“, unterbrach ihn Faw.

Gar zuckte mit den Schultern und musterte die anderen Gäste. Es herrschte eine gedrückte Stimmung. Zwar war die Schankstube voll mit Seeleuten, doch die meisten saßen schweigend über ihren Weinhumpen. Nur wenige unterhielten sich in gedämpftem Ton, und

alles, was man von ihren Gesprächen aufschnappte, drehte sich um die Situation, in der man sich befand. Man war gefangen, fühlte sich ausgeliefert, und man konnte nichts dagegen tun.

Einzig der fette Wirt schien gute Laune zu haben, da sich die Stimmung der Seeleute auf den Umsatz niederschlug. Das Trinken vertrieb die Zeit.

Polternd stürzte ein Seemann in die Stube. Gar erkannte ihn als einen Matrosen der Albatross, das Schiff, auf dem die drei Gefährten zu den Kundarr-Inseln reisen wollten. „Schiff in Sicht“, rief der Matrose aufgeregt, und alle Seeleute in der Taverne fuhren augenblicklich hoch.

Innerhalb kurzer Zeit hatten sich alle am Hafenkai versammelt und starrten in den undurchdringlichen Nebel.

„Wo ist es?“ fragte der Kapitän der Albatross

„Ich hab es gesehen“, sagte der Matrose und zeigte Richtung Hafeneinfahrt. „Dort. Als der Nebel sich kurz lichtete.“

Dann, plötzlich, schälten sich die dunklen Umrisse eines Schiffes aus dem Nebel. Es war ein Dreimaster, eine Galeone mittlerer Größe, wie man sie nur selten auf dem Qualongonischen Ozean sah. Kein Licht war an Bord zu sehen und dennoch schien das Schiff von einem geisterhaften Schimmer umgeben zu sein. Vielleicht lag es nur am Nebel, den Seeleuten jedoch lief es kalt den Rücken hinunter. Sie hatten sechs Tage unerklärlicher und unheilvoller Windstille hinter sich und jetzt, in der Nacht zum siebten Tag, tauchte dieses düstere Schiff auf.

Langsam und lautlos glitt es durch die Hafeneinfahrt. Die Segel hingen in Fetzen von den Masten, der Klüverbaum war abgebrochen, der Bugspriet zersplittert. Es war kein Mensch an Deck.

Mit einem sanften Ruck kam die Galeone zum Stehen. Es sah aus, als ob sie aufgelaufen war. Doch das konnte eigentlich nicht sein. Das Hafenbecken war tief genug für weit größere Schiffe.

Der Nebel verschlang die Galeone jetzt wieder, ließ sie vollständig verschwinden, als ob sie nur ein Trugbild gewesen war. Keiner der Seeleute wagte ein Wort zu sprechen. Sie standen wie angewurzelt auf dem Kai und warteten schauernd darauf, dass sich der Nebel wieder lichtete und ihnen ein leeres Hafenbecken offenbarte.

Doch die Galeone war kein Trugbild. Der Nebel lichtete sich, jetzt noch mehr als zuvor, und zeigte das Schiff in all seiner Düsternis. Ein banges Raunen durchfuhr die Menge.

„Dort!“ rief nun wieder der Matrose der Albatross „Am Großmast!“

Oben auf der Ausguckplattform war eine Gestalt zu sehen, in ihrer Nacktheit zweifellos als Frau erkennbar, mehr hängend als stehend an die Spitze des Hauptmastes gebunden.

„Schnell!“, rief Faw Holl. „Ein Boot!“

„Was hast du vor, du Narr?“ fragte der Kapitän der Albatross. „Das Schiff ist verflucht.“

„Vielleicht lebt sie noch. Auf jeden Fall müssen wir sie da runterholen.“

Die Seeleute protestierten lautstark.

„Wenn keiner von euch den Mumm hat“, knurrte Faw entschieden, „geh ich allein.“

„Ich bin dabei“, sagte Gootar abenteuerlustig. Gar Et Ann nickte zustimmend.

Der Wirt stellte ihnen sein Boot zur Verfügung, und so ruderten die drei Gefährten zu dem Geisterschiff hinüber. Die Seeleute beobachteten ihre Fahrt kopfschüttelnd, teils sorgenvoll, teils mit Bewunderung.

„Dieses Schiff ist verflucht“, wiederholte der Kapitän der Albtross. „Es gibt sicher einen guten Grund, warum diese Frau dort an den Mast gefesselt wurde.“

Sein Matrose sagte etwas von dem Unglück, das Frauen im Allgemeinen auf Schiffen verursachen, und die Umstehenden gaben zustimmendes Murmeln von sich.

Die Seeleute sahen zu, wie die drei jungen Männer nacheinander an einem herabhängenden Tau zur Reling hinaufkletterten. Dann verschluckte der Nebel wieder das Schiff.

„Hab schon einiges von Geisterschiffen gehört, die im Nebel auftauchen“, sagte ein alter Seemann nach einiger Zeit. „Plötzlich sind sie da. Und im nächsten Augenblick sind sie wieder verschwunden. Und mit ihnen die Narren, die in Leichtsinn an Bord gehen.“

„Hätte nichts dagegen“, meinte der Kapitän der Albatross, „wenn wir das Schiff um den Preis dieser drei Abenteurer loswerden würden.“

Genau in diesem Augenblick tauchte das Boot des Wirts aus dem Nebel auf. Gar Et Ann saß am Bug und hielt die leblose Frau in seinen Umhang gehüllt im Arm. Die beiden anderen ruderten.

„Sie lebt“, rief Faw Holl den Seeleuten zu.

„Eine Hexe“, flüsterte der Kapitän der Albatross mit finsterner Miene.

Nachdem sie am Kai festgemacht hatten, trug Gar, gefolgt von seinen Gefährten, die Frau die Stufen der Kaimauer hoch. Die Seeleute wichen vor ihm zurück.

„Ihr Narren!“ schalt sie Faw. „Wir müssen ihr helfen. Sie ist halb erfroren. Wirt, wir müssen sie in die Stube schaffen.“

„Wenn ihr für ihre Unterkunft aufkommt“, sagte der Wirt, der weniger furchtsam als geschäftstüchtig war, „hab ich nichts dagegen einzuwenden.“

Gar Et Ann nickte Faw Holl zu, der dem Wirt sogleich eine Münze zuwarf. Dann brachten sie die Frau in die Schankstube. Der Wirt breitete eine Decke vor dem offenen Kamin aus. Die Frau wurde darauf gelegt und in weitere Decken gehüllt.

Nach und nach betraten die Seeleute die Taverne und scharten sich zögerlich um die Frau. Ihr Gesicht war leichenblass, ihre schmalen Lippen von blutlosem Blau. Sie hatte ein ausgeprägtes Kinn, starke dunkle Augenbrauen, schwarze Haare, kurz und struppig und, soweit unter den Decken erkennbar, eine kleine aber drahtige Statur.

„Was habt ihr auf dem Schiff gesehen?“ ergriff der Kapitän der Albatross das Wort.

„Kein Mensch an Bord“, sagte Faw. „Keine Leichen. Keine Spur. Nichts, bis auf ein totes Pferd im Laderaum.“

„Was mag auf diesem Schiff wohl geschehen sein?“ murmelte einer der Matrosen.

„Es ist verflucht“, sagte der Kapitän der Albatross zum dritten Mal in dieser Nacht. „Es wird uns nur Unglück bringen. Und diese Frau auch. Wir hätten das Schiff samt dieser Hexe abfackeln sollen.“ Er erhob seine Faust drohend. „Ihr drei Narren habt uns da eine gefährliche Laus in den Pelz gesetzt.“ Unter den Seeleuten breitete sich lautstarke Zustimmung aus.

„Hier!“, stieß der Kapitän verächtlich aus, zückte einen Beutel Münzen und warf ihn den drei Gefährten vor die Füße. „Das Geld für eure Passage zu den Kundarr-Inseln. Ich will euch nicht mehr auf meinem Schiff haben.“ Dann wandte er sich den Seeleuten zu: „Bei Sonnenaufgang brennen wir dieses Teufelsschiff nieder, Männer!“

„Das werdet ihr *nicht* tun“, sagte eine heisere weibliche Stimme. Alle Männer starrten auf die am Boden liegende Frau. Sie war erwacht und musterte die Seeleute mit grünen Augen, die angriffslustig funkelten. „Es ist *mein* Schiff.“

Als der Morgen graute, kam eine kaum merkliche Brise auf, die den Nebel jedoch nicht so recht zu vertreiben vermochte. Die Hafenstadt wurde in ein unwirkliches Licht getaucht. Am Kai hatten sich die schaulustigen Bürger versammelt. Das Geisterschiff, das im Hafenbecken festsass, war eine seltene Attraktion und löste bei den Einwohnern der Stadt ein allgemeines Unbehagen aus.

Der Bürgermeister und der Reeder betraten die Schankstube der Taverne und fanden dort Gar Et Ann, Faw Holl und Gootar vor. Die Seeleute waren gegangen, um ihre Schiffe zum Auslaufen klar zu

machen. Die langerwartete, wenn auch leichte Brise, würde es ihnen endlich ermöglichen, den Hafen zu verlassen.

Gootars blonder Lockenkopf lag, vergraben in seinen Armen, auf der Tischplatte. Er schnarchte leise und friedlich. Gar und Faw saßen in Gedanken versunken neben ihm. Der Wirt war zu Bett gegangen, das Feuer im Kamin verloschen.

„Wo ist diese Frau“, fragte der Reeder ohne zu grüßen.

„Wer will das wissen?“ fragte Faw knurrend.

„Ich bin der Reeder dieses Hafens. Und das hier ist der Bürgermeister“

Der Bürgermeister nickte Faw zu. Er war ein glatzköpfiger untersetzter Mann mit einem grauen, buschigen Schnurrbart. Der Reeder sah groteskerweise aus wie sein Zwillingbruder. Anstelle eines Schnurrbartes jedoch, trug er einen voluminösen Backenbart, auf seinem kahlen Kopf saß eine viel zu kleine blaue Seemannsmütze. „Also? Wo ist sie?“ schnaubte er.

„Auf unserem Zimmer“, Faw deutete zur Decke. „Sie schläft.“

„Dieses Schiff muss verschwinden. Die anderen Schiffe werden es schwer haben, um dieses Hindernis herum zu manövrieren.“

„Nun“, sagte Faw betont gelangweilt. „Es ist aufgelaufen. Es bedarf wohl einiger Ruderboote, um es aus dem Hafenbecken rauszuziehen.“

„Aufgelaufen? Unmöglich! Das Hafenbecken ist tief genug, auch für eine Galeone.“

„Wann war das letzte Mal eine Galeone in eurem Hafen? Das ist ein fremdes Schiff. Ihr habt keine Ahnung, wie tief der Kiel eines solchen Schiffes liegt.“

„Das Hafenbecken ist tief genug.“

„Offensichtlich ist es aufgelaufen. Und es bedarf einiger Ruderboote, um es aus dem Hafenbecken rauszuziehen.“

„Meine Männer sind nicht gerade scharf darauf.“

„Soll heißen?“

„Es kostet mich eine Stange Geld. Diese Frau muss dafür aufkommen. Immerhin ist es *ihr* Schiff.“

Faw Holl war ein Mann von hitzigem Gemüt. Es gelang ihm nie lange, sein Temperament unter Kontrolle zu halten. Unfreundlichkeit, Feigheit und Dummheit machten ihn so rasend, dass er stets überreagierte. Der Reeder, der all diese Eigenschaften in sich zu vereinen schien, sah sich nun mit Faws Temperament konfrontiert.

Wutentbrannt sprang der rothaarige Mann von seinem Stuhl auf und ging drohend einen Schritt auf den Reeder und den Bürgermeister zu. Die beiden waren im Vergleich zu dem stämmigen und hochgewachsenen Faw Holl Zwerge, doch sie schienen nicht beeindruckt zu sein, als er sie anbrüllte: „*Diese Frau* war, der Teufel weiß, wie lang, an den Hauptmast gefesselt. *Halb tot* war sie, als wir sie da runterholten. Ein Wunder, dass sie noch lebt. Es ist nicht *ihre* Schuld, dass das Schiff in eurem verdammten Hafen landete. Aber *ihr* braucht jemanden, den ihr zur Verantwortung ziehen könnt, weil ihr *unfähig* seid. Pah!“ Faw spuckte den beiden Männern vor die Füße. „*Schnödes Geld!* Glaubt ihr wirklich, sie hat *Geld*? Sie hat nicht einmal etwas *anzuziehen*.“

Faws roter Schopf und auch sein struppiger Bart schienen sich während seiner Schimpftirade zu sträuben, sein stets rotes Gesicht

verfärbte sich zu einem handfesten Violett. Der Reeder und der Bürgermeister jedoch schauten nur dumpf durch Faw hindurch, so als nähmen sie ihn gar nicht wahr. Gootar war von Faws Gebrüll aufgewacht und schaute schlaftrunken auf.

„Setz Dich hin, Faw“, sagte Gar Et Ann, der sah, dass es offensichtlich wenig Sinn hatte, diese beiden Herren zu maßregeln. Er sagte: „Entschuldigt den Ausbruch meines Freundes. Setzt euch zu uns und lasst uns beratschlagen, was zu tun ist.“

Der Reeder und der Bürgermeister nahmen am Tisch Platz, Faw verließ wutschnaubend die Taverne.

„Diese Frau“, ergriff der Bürgermeister das Wort, sehr viel unaufgeregter als der Reeder, „behauptet, wie uns der Kapitän der Albatross berichtete, es handle sich um *ihr* Schiff. Damit ist sie unserer Meinung nach tatsächlich verantwortlich für die Entfernung desselben. Vielleicht kann man sich mit ihr einigen. Wir entfernen es aus dem Hafenbecken, dafür geht es in unseren Besitz über.“

„Wer will schon etwas mit einem verfluchten Schiff zu tun haben“, warf der Reeder ein. „Außerdem ist es nur mehr ein halbes Wrack.“

„Nun, man müsste es einer Prüfung unterziehen“, sagte der Bürgermeister. „Es macht mir nicht den Eindruck, als ob man es nicht wieder flott machen könnte“.

„Keiner meiner Männer ist sonderlich scharf darauf, dieses Schiff zu betreten, geschweige denn, es einer Prüfung zu unterziehen, geschweige denn, es wieder flott zu machen.“

„Wenn sich der Nebel verzogen hat“, gab Gar zu bedenken, „sieht die Welt vielleicht wieder anders aus.“

„Ja“, gab ihm der Bürgermeister Recht. „Vielleicht verliert es für die Leute dann an Bedrohlichkeit. Der Nebel drückt die Gemüter. Da gedeiht der Aberglaube.“

„Wer weiß, wann sich der Nebel verzieht?“ murrte der Reeder. „Nach sechs Tagen Windstille halte ich alles für möglich.“

„Wir müssten ohnehin zunächst mit der Frau sprechen“, wandte sich der Bürgermeister wieder an Gar.

„Meint ihr nicht“, fragte Gar, „wir könnten ihr noch ein paar Stunden Schlaf gönnen?“

„Und die anderen Schiffe?“ brummte der Reeder.

„...werden es schwer haben, um dieses Hindernis herum zu manövrieren“, zitierte Faw Holl den Reeder in abfälligem Ton, während er vom Kai aus beobachtete, wie ein Schiff nach dem anderen ohne großes Manövrieren das Hafenbecken verließ.

Die umstehenden Gaffer ergingen sich in abergläubischem Geschwätz, und Faw warf ihnen böse Blicke zu.

Das Volk hier in Gurta war einfach gestrickt. Sechs Tage Windstille, und schon war jeder aus dem Häuschen. Dann das zugegeben mysteriöse Auftauchen der Galeone, die jetzt ebenfalls zugegeben mysteriöserweise, ohne geankert zu haben, bewegungslos im Hafenbecken harrte, und schon blühte der Aberglaube. Hexerei! Faw Holl spuckte auf den Boden. Blödsinn! Er hatte nicht viel übrig für diese Dinge. Es mochte schon sein, dass es so etwas wie Zauberei gab, Dämonisches, Unerklärliches. Derlei Geschichten waren Faw auf

seinen Reisen oftmals zu Ohren gekommen. Aber selbst erlebt hatte er noch nichts Übernatürliches.

Faw Holls Gedanken schweiften ab und er zuckte mit den Schultern, als er daran dachte, warum er überhaupt hier war. Letztendlich war es absurd, die braven Bürger dieser Hafenstadt zu verurteilen, wenn er selbst nicht besser war. Die Geschichte, die ihm sein Freund Gar Et Ann vor einigen Wochen aufgetischt hatte, war nicht weniger bodenlos als die blühenden Fantasien dieser Leute hier. Aber vielleicht benötigte man ja eine bodenlose Geschichte, um auf eine Heldenreise wie diese zu gehen. Heldenreise. Faw grinste in sich hinein. Eine schöne Heldenreise war das. Und während er die Schiffe beim Auslaufen beobachtete, ließ er die letzten Wochen Revue passieren, die Reise durch Ragan-Mitteég, das Überqueren der Mittlandberge, der Ritt durch Gurta bis zur Westküste. Alles nicht besonders heldenhaft. Keine Zwischenfälle. Nicht einmal Raubgesindel war ihnen begegnet, so wie es auf Faws früheren Reisen weiter im Norden die Regel war. Damals, bevor es ihn in das friedliche Ragan-Mitteég verschlagen hatte, bevor er auf das beschauliche Dorf gestoßen war, in dem Gar Et Ann und Gootar, die beiden lebenswürdigen Narren wohnten.

Gar, ein gutmütiger, stets hilfsbereiter Kerl. Durch seine fast schüchterne Schweigsamkeit machte er einen Eindruck von Besonnenheit, ein junger Mann, der älter wirkte, weil er immer alles sorgfältig abwägte, bevor er es äußerte. Aber letztendlich ein naives Bürschchen. Genau wie Gootar, mit dem Unterschied, dass Gootar erst sprach und dann dachte. Wenn überhaupt.

Faw mochte die beiden. Sie erinnerten ihn an sich selbst. Auch er war in jungen Jahren ein törichtes Bürschchen gewesen, das sich nach der weiten Welt und Abenteuern sehnte. Keine fünfzehn Jahre alt war er, als er das Haus seines Vaters verließ und seinem Heimatland Grakaan für immer den Rücken kehrte. Er fand mehr Abenteuer, als ihm lieb war.

Nach zwanzig Jahren ruhelosem Reisen, von denen er sich die letzten fünf als Söldner im kriegszerütteten Reich Biar-Ganrir verdingt hatte, war es an der Zeit gewesen, sich an einem freundlichen Ort niederzulassen.

Ragan-Mitteég, westlich an Biar-Ganrir grenzend, bot sich an. Ein Jahr Erholung. Nach zwanzig Jahren Unbill. Mit den beiden neu gewonnenen Freunden auf die Jagd gehen. Eine Hütte bauen. Teil einer friedvollen Dorfgemeinschaft werden. „Hat nicht lang vorgehalten“, dachte Faw. Gar und Gootar, einer Ende zwanzig, der andere Mitte zwanzig, und beide dennoch grün hinter den Ohren, genauso grün, wie er damals mit fünfzehn.

Hatten auch nur selten ihr kleines Dorf verlassen, die Beiden. Manchmal ein Ausflug in die Hauptstadt. Abenteuer in den Hurenhäusern. Wenn überhaupt. Gar war für diese Abenteuer wahrscheinlich zu schüchtern. Gootar, gut, Gootar war kein Kostverächter. Aber erlebt hatten die beiden noch nichts Großartiges in ihrem Leben.

Letzten Sommer war Gar mit einem sorgenvollen Gesicht aus der Stadt zurückgekehrt und hatte von unheilvollen Gerüchten berichtet. Gerüchte über Biar-Ganrir. Gerüchte über einen gewissen Porkka. Ein

Landsmann von Faw Holl. Ein Feldherr, der in den letzten Monaten bereits vier der fünf sich seit Jahrzehnten gegenseitig bekriegenden Königen erschlagen haben soll und die Herrschaft des Reiches mit einem stetig wachsenden Heer an sich riss. Und da war es wieder, dieses abergläubische Geschwätz. Porkka war in den Augen der Leute nicht einfach nur ein fähiger Feldherr, nein, ein Dämon war er. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen. Porkka von Grakaan, ein Dämon. Und so ein Dämon würde sich natürlich nicht mit der Eroberung Biar-Ganrirs zufrieden geben, nein, dieser Dämon würde bald an die Tür des Nachbarlandes klopfen. Die hatten die Hosen voll, die furchtsamen braven Wohlstandsbürger des wohlbehüteten Reichs Ragan-Mitteég.

Und wieder blühten die düsteren Blumen die Fantasie, wie sie nun mal zu blühen pflegen, wenn Narren sich sorgten. Gootar, der König der Narren, war sofort bereit gewesen, nach Biar-Ganrir aufzubrechen. Endlich war er da, der Anlass für ein Abenteuer. Faw Holl hatte Gootar verhöhnt. Gootar, der Meuchelmörder, oder besser: Gootar, der Dämonenbezwinger. Der übermütige Knabe war nicht beleidigt gewesen. Er war keiner, der einem Freund etwas übel nahm.

Gar Et Ann hielt ebenfalls nichts davon, Hals über Kopf nach Biar-Ganrir zu marschieren. Schließlich munkelte man, dass der Dämon Porkka unbesiegbar war. Unbesiegbar, pah, jeder war besiegbare. Eine Schwachstelle gab es nach Faw Holls Erfahrung immer.

Auch in diesem Punkt pflichtete Gar Et Ann Faw bei. Man musste besonnen vorgehen, war Gars Meinung, und am nächsten Tag brach er

alleine auf, um einen weisen Mann, der den Ruf eines Zauberers hatte, in den Sümpfen östlich des Dorfes zu besuchen und um Rat zu fragen.

Nach zwei Tagen zurückgekehrt, hatte er Faw Holl und Gootar dann diese bodenlose Geschichte aufgetischt, eine Geschichte voll Magie und Dämonie, eine Geschichte, die Gootar befeuerte und Faw befremdete.

Das war der Anfang der Heldenreise. Die übliche Geschichte: ein paar Abenteurer ziehen in die weite Welt – auf der Suche nach einem magischen Ort, an dem sie etwas Magisches finden würden, womit sie den Schurken zur Strecke bringen konnten. Faw hörte schon die Barden singen. Die Ballade von Gar und Gootar und wie sie die Welt retteten. Na, vielleicht würde es ja auch eine Strophe für ihn geben. Faw Holl, das Kindermädchen der Helden, die die Welt retteten.

Den Hohn behielt Faw Holl, seit er sich bereit erklärt hatte, die Beiden zu begleiten, für sich. Zumindest, soweit es sein Temperament erlaubte. Es lag ihm fern, seine Freunde respektlos zu behandeln. Und außerdem: bei all dem Hohn, den Faw im Stillen hegte und zugegebenermaßen auch pflegte – er hatte das unbestimmte Gefühl, das an der ganzen Geschichte doch irgendetwas dran war.

Die Albatross war das letzte Schiff, das den Hafen verließ. „Das war’s mit unserer Passage“, dachte Faw. „Jetzt heißt’s wieder warten, bis ein Schiff einläuft, das die Kundarr-Inseln ansteuert.“

Plötzlich ging ein Raunen durch die Menge, und Faw sah, wie ein brennender Pfeil von der Albatross zu dem Geisterschiff hinüberflog.

Er blieb in einem der Segelfetzen hängen und entzündete ihn trotz der feuchtnebligen Luft.

„Dieser Narr von Kapitän“, fluchte Faw Et Holl.

„Es ist *mein* Schiff“, sagte die Frau, die plötzlich in der Schankstube stand. „Und ich werde es euch nicht überlassen.“

Die vier Männer am Tisch starrten sie an, als wäre sie ein Gespenst. Sie war in Gars Umhang gehüllt und machte keineswegs den Eindruck, halbtot zu sein. Ihre Haltung drückte äußerste Entschiedenheit aus, und ihre Augen funkelten in grünem Feuer.

Der Reeder sank furchtsam in sich zusammen, doch der Bürgermeister, offensichtlich der Mutigere von beiden, sprach die Frau an: „Euer Schiff muss aus dem Hafenbecken entfernt werden.“

„So sei es“, lächelte die Frau spöttisch. Dann deutete sie auf Gar und Gootar und sagte: „Ihr kommt mit mir! Ich schulde euch etwas. Packt eure Sachen! Wir treffen uns am Kai.“

Dann verließ sie die Taverne.

„Das verspricht spannend zu werden“, grinste Gootar abenteuerlustig.

Ehe sie es sich versahen, saßen die drei Gefährten mit der rätselhaften Frau in einem Boot und ruderten auf das Geisterschiff zu. Der Hauptmast stand in Flammen, und es war nur eine Frage der Zeit, bis herunterfallende Teile das ganze Schiff in Brand steckten.

„Was hast du vor?“ fragte Faw Holl, der sich kräftig in die Riemen legte.

„Ich weiß, was ich tue“, sagte die Frau. „Vertraut mir! Es wird euch nichts geschehen.“

Faw zog eine Braue hoch und suchte den Blick seiner Gefährten, die jedoch nur Augen für das Schiff hatten.

„Auf was haben wir uns da eingelassen?“ dachte er. „Und wie zum Teufel hat sie uns dazu gebracht, ihr auf ein brennendes Schiff zu folgen? Wir müssen verrückt sein.“

Vom Kai aus beobachteten der Reeder und der Bürgermeister, umgeben von den aufgebrauchten Schaulustigen, wie die Frau und die drei jungen Abenteurer an Bord kletterten. Dann, wie in der Nacht zuvor, verdeckte eine mächtige vom Meer heranrollende Nebelwalze die Sicht.

Erst um die Mittagszeit kam eine steife Brise auf, die den Nebel von nahezu einem Augenblick zum anderen vertrieb.

Das Schiff war verschwunden.

Man war froh, es um den Preis der drei Abenteurer losgeworden zu sein.



Es fühlte sich nicht richtig an, doch ihr Vater, der Häuptling des Wolfsklans, sagte, sie verstünde noch nichts von richtig und falsch. Od war gerade erst vierzehn Jahre alt geworden. Ihr Vater hatte sie dem Häuptling des Rabenklans versprochen, der sie mit seinem Sohn

verheiratet würde. Damit sollte das Bündnis der beiden Klans besiegelt werden.

Der Klan der Wölfe und der Klan der Raben waren zwei von fünf Sippen auf der Hochebene von Gowk. Kriegerische Auseinandersetzungen gehörten ebenso zum täglichen Leben der barbarischen Stämme, wie Schlafen und Essen. Und Essen stand in direktem Zusammenhang mit den Kämpfen, da es Brauch war, getötete Gegner als Nahrung zu verwerten. Die Hochebene von Gowk war ein raues und karges Land, Getreideanbau war hier nicht möglich, tierische Jagdbeute rar. Die Klans waren, wenn sie nicht verhungern wollten, auf Krieg und Tod angewiesen.

Einige Klansmitglieder standen den Plänen des Häuptlings, sich mit dem Klan der Raben zu verbünden, misstrauisch gegenüber. Weniger Gegner bedeutete weniger Nahrung. Doch der Klan der Wölfe war schwach geworden. Es gab zu wenige männliche Nachkommen und damit zu wenige Krieger.

Es fühlte sich nicht richtig an, und es brachte Od zum Weinen, als sie neben ihrem Vater, gefolgt von dreißig seiner besten Krieger, gen Westen schritt, wo der Klan der Raben herrschte. Der Häuptling schalt seine Tochter, warf ihr Eigensinn und Undankbarkeit vor, bis ihre Tränen versiegt und zornigem Trotz wichen.

Od war in feinstes Menschenleder gehüllt, ein Kranz aus Wildrosenzweigen schmückte ihr Haupt. Sie trug die Standarte des Klans, an dessen Spitze ein Wolfsschädel befestigt war. Die mit derben Wolfsfellen bekleideten Krieger hatten ihre schweren Keulen

geschultert, der Häuptling war mit einer mächtigen Streitaxt, dem Zeichen seines Standes, bewaffnet.

Nach einem halbtägigen Fußmarsch erreichten sie das Dorf des Rabenklans, das von hohen Palisaden umgeben war. Vor dem Tor stand ein Wächter und blickte den Ankömmlingen feindselig entgegen: „Was wollt ihr hier?“

Als ob er nicht genau wusste, was sie hier wollten, dachte Od bei sich.

„Wir kommen in friedlicher Absicht“, antwortete der Häuptling der Wölfe. „Wir bringen die Braut“

„Öffnet!“ rief der Wächter, und sogleich wurde das Tor aufgetan, um die Besucher einzulassen.

Auf dem Dorfplatz hatten sich die Klanältesten, zweihundert Krieger, der Häuptling und sein Sohn versammelt.

„Was macht euch so sicher“, erhob der Häuptling der Raben das Wort, „dass wir euch, die ihr uns unterlegen seid, nicht töten?“

„Euer Wort“, gab der Häuptling der Wölfe uneingeschüchtert zurück.

„Einunddreißig stattliche Krieger“, lachte der Häuptling höhnisch, „und ein frisches junges Mädchen gegen ein Wort. Würdet Ihr da nicht in Versuchung kommen?“

„Das Wort eines Häuptlings“, sagte der Häuptling des Wolfsklans, „wiegt mehr, als eine um einunddreißig Krieger bereicherte Speisekammer.“

Der Häuptling des Rabenklans lachte wieder, diesmal versöhnlich. „Wohl gesprochen, Orgatt, wohl gesprochen.“ Er war, wenn auch

immer noch hochgewachsen und kräftig, ein Greis, fast doppelt so alt wie Orgatt, der Häuptling der Wölfe. Bald würde er sterben und seinen Leuten den letzten Dienst erweisen, indem er ihnen seinen toten Leib zu essen gab. Sein Sohn würde dann der Häuptling sein, er war im besten Alter, wenn auch dreimal so alt wie Od.

Es fühlte sich nicht richtig an, wie sie der Häuptlingssohn mit schmutzigem Grinsen musterte. Blanker Hass spiegelte sich auf Ods Gesicht, doch niemand schien sich darum zu kümmern.

„Der Klan der Schlangen“, sagte Orgatt, „der Klan der Hirsche und der Klan der Spinnen, sie sind zu stark geworden. Weder ich noch du, Rutt, können gegen sie bestehen. Sie werden unsere Sippen ausrotten. Wir sind zu schwach geworden.“

Rutts Sohn riss sich von Ods Anblick los und brüllte wütend: „Der Klan der Raben ist nicht schwach! *Ihr...*“ Eine Geste Häuptling Rutts brachte seinen Sohn zum Schweigen.

„Ihr habt ganz recht, Orgatt“, sagte der Häuptling der Raben. „Es bleibt uns keine Wahl. Das Blut unserer Sippen muss eins werden.“ Bei diesen Worten grinste Rutts Sohn wieder in Ods Richtung.

Bei Sonnenuntergang wurde die Hochzeitszeremonie nach Sitte des Rabenklans abgehalten. Od bekam wenig davon mit, ihre Sinne waren wie betäubt. Erst als sie von Rutts Sohn in ein Zelt geführt und dort grob auf ein hartes Lager gestoßen wurde, erwachte sie aus ihrer Starre.

Von draußen waren die Laute ausgelassenen Feierns zu vernehmen. Ods Vater saß jetzt inmitten seiner einstigen Gegner, trank von ihrem

Honigwein und aß von ihren Speisen, darunter – das war nicht unwahrscheinlich – das gepökelte Fleisch von Männern seiner eigenen Sippe. Das alles fühlte sich nicht richtig an. Wie konnte ihr Vater so grausam sein, sie dem Feind auszuliefern?

Ein raues Lachen erfüllte das Zelt. Rutts Sohn ging auf das Lager zu, auf dem Od lag. Er hatte sich ausgezogen und trug seinen erigierten Penis wie eine tödliche Lanze vor sich her.

„Gut“, sagte Od, und es klang wie das Schnurren einer Katze. „Du willst mir die Unschuld nehmen? Dann komm und leg dich zu mir.“

Rutts Sohn machte ein überraschtes Gesicht. Ein Gefühl der Enttäuschung ergriff Besitz von ihm und ließ die Lanze sinken. Er hatte auf Gegenwehr gehofft.

„Aus deinen Worten spricht keine Unschuld“, sagte er.

Od musterte den erschlaffenden Penis und rief mit gespielter Besorgnis: „Oh, sieh! Was ist mit dir, Liebster? Leg dich zu mir. Wir wollen ihn wieder aufrichten.“

Seufzend setzte sich Rutts Sohn auf das Lager. Od richtete sich halb auf, schmiegte sich an seinen Rücken, legte ihren linken Arm um seine Schulter und strich ihm zärtlich über die nackte Brust. Mit der Rechten zog sie vorsichtig den in ihrem Hochzeitsgewand verborgenen Dolch hervor. Und dann – mit einer flinken Bewegung – schnitt sie ihrem Gemahl die Kehle durch.

Das fühlte sich richtig an.



„Eins muss man dem Kapitän der Albatross lassen“, sagte Faw Holl.
„Sie *ist* eine Hexe.“

Die drei Gefährten standen achtern an der Reling und sahen zu der rätselhaften Frau hinüber, die seit Stunden rittlings auf dem abgebrochenen Klüverbaum saß – offenbar in Trance versunken.

„Ja“, grinste Gootar. „Sie hat wirklich den Teufel im Leib.“

„Meinst du, *sie* ist es, die das Schiff bewegt?“ wandte sich Faw an Gar Et Ann. „Oder ist es das *Schiff*, das den Teufel im Leib trägt?“

Gar zuckte mit den Schultern und blickte zum wolkenlosen Mittagshimmel hinauf. „Immerhin sind wir unterwegs.“

„Und zwar günstigerweise Richtung Westen“, ergänzte Gootar.
„Richtung Kundarr.“

„Und was hat sie mit uns vor?“ Faw teilte die Schicksalsergebenheit seiner Gefährten nicht. Sie ging ihm auf die Nerven. Noch mehr ging ihm die Tatsache auf die Nerven, dass er jetzt derjenige war, der von Hexerei und Teufelswerk sprach, er, der bisher nichts übrig hatte für abergläubisches, auf Furcht begründetes Geschwätz.

„Ihr habt gesehen, wie sie das Feuer mit nur einer Geste zum Verlöschen brachte“, sagte Faw. „Dasselbe kann auch uns blühen.“

Gootars Blick wanderte den schwarz verkohlten Hauptmast hinauf und meinte: „Ja, das war ein grandioser Zaubertrick.“

„Habe nicht das geringste Verlangen“, knurrte Faw, „einem Zaubertrick zum Opfer zu fallen.“

„Seit wann machst du dir eigentlich Sorgen?“ grinste Gootar herausfordernd. „Du bist doch der alte Hase, den nichts umhauen kann, während wir, die Grünschnäbel, keine...“

„Grünschnäbel, ganz richtig“, unterbrach Faw scharf Gootars Spottrede. „Und, ja, ihr habt keine Ahnung, was...“

„Und seit wann glaubst du an Zauberei?“ fiel ihm nun Gootar wieder ins Wort. Das Grinsen zog sich von einem Ohr zum anderen, während Faw die Zornesröte ins Gesicht stieg.

„Sie schwankt“, stieß Gar aus und spurtete unverwandt los, über das Deck zum Bug. Fast wäre die Frau vom Klüverbaum ins Meer gefallen, doch Gar bekam sie gerade noch zu fassen und versuchte sie nun, an Deck zu ziehen. Seine heraneilenden Gefährten gingen ihm zur Hand.

Dann lag die Frau auf den Planken. „Sie ist ohnmächtig“, sagte Gar. Die Frau lachte auf und öffnete die Augen: „Ich war noch nie so mächtig. Aber ich muss mich ausruhen.“ Sie erhob sich vom Boden. „Ihr findet mich in der Kapitänskajüte.“ Mit diesen Worten zog sie Gars Umhang aus und reichte ihn ihm. „Danke für deinen Mantel, Gar Et Ann.“ Dann verließ sie die Gefährten und wandte sich Richtung achtern.

Gootar sah der nackten Frau mit großen Augen hinterher und sagte: „Da hat sich der Teufel aber mal einen Leib ausgesucht.“

„Woher kennt sie deinen Namen, Gar?“ fragte Faw.

Gar zuckte mit den Schultern

„Um auf unser Gespräch von vorhin zurückzukommen,“ wandte sich Gootar an Faw Holl...

Sie hatten jeden Winkel des Schiffs durchsucht. Es hatte nichts geladen. Keinerlei Waren und nicht die geringste Spur von Proviant.

Der Laderaum war leer, bis auf ein totes Pferd. Es zeigte erste Verwesungserscheinungen und taugte nicht zur Essensverwertung. Die drei Gefährten zerrten es an Deck, um es über Bord zu werfen. Danach stieß Gootar in dem nun gähnend leeren Laderaum auf einen verborgenen Mechanismus, der die Tür zu einer geheimen Kammer öffnete. Sie war winzig jedoch zu aller Erleichterung angefüllt mit Fässern voll Pökelfleisch, Wasser und Rum, Kisten mit Äpfeln, Zitronen und Zwieback und Waffen, Armbrüsten, Säbeln, Enterhaken und Speeren.

Die Gefährten beschlossen, der Frau etwas zu essen zu bringen und alle waren der Ansicht, dass einzig Gar für diese Aufgabe in Frage kam.

Gar klopfte an die Tür der Kapitänskajüte. Von innen ertönte die Stimme der Frau: „Komm rein, Gar Et Ann!“

Er betrat die Kajüte. Die Frau saß an die Wand gelehnt auf der Koje. Sie trug jetzt eine derbe Leinenhose, ein Lederhemd und Stiefel.

„Wir dachten, du musst sehr hungrig sein. Du hast nichts gegessen, seit wir dich vom Mast losbanden.“

„Es ist seltsam, aber mein Körper hat kein Verlangen nach Nahrung“, sagte die Frau nachdenklich und dann, mit dem Ansatz eines Lächelns: „Setz dich, Gar Et Ann.“

Gar stellte das Tablett mit dem Essen, das er mitgebracht hatte, auf dem Tisch ab und setzte sich auf den einzigen Stuhl in der bescheiden ausgestatteten Kajüte. Er fragte: „Woher kennst Du meinen Namen?“

„Ich weiß nicht.“ Wieder der gedankenvolle Blick. „Ich kenne ihn einfach.“

„Und wie ist *dein* Name?“

Die Frau schien Gars Frage abzuwägen, bevor sie antwortete: „Nenn mich Krysaora.“

„Wie...“, Gar setzte vorsichtig zu einer dritten Frage an: „wird das Schiff gesteuert?“

„Das Schiff unterliegt meinem Willen“, sagte Krysaora mit Entschiedenheit.

„Wie ist das möglich?“

„Es war mir möglich, euch dazu zu bringen, mir auf ein brennendes Schiff zu folgen.“ Wieder der Ansatz eines Lächelns. „Bei einem Schiff ist das sehr viel einfacher.“

„Magie?“

„Wille.“

Gar Et Ann nickte bedächtig, lehnte sich zurück und dachte über das Gesagte nach.

„Kann ich sonst noch etwas für dich tun?“ Diesmal lächelte Krysaora wirklich. „Weitere Fragen?“

Gar, durch Krysaoras Lächeln ermutigt, fragte: „Ist das wirklich *dein* Schiff? Ich meine, was ist hier vorgefallen?“

Das Lächeln auf dem Gesicht der Frau wich augenblicklich einer Maske aus Eis. Sie sagte: „Es ist mein Schiff.“ Gar schwieg, bis Krysaora erneut das Wort ergriff: „Hör zu, Gar Et Ann, es gibt Dinge, die du nicht wissen musst. Ich schulde euch etwas, und ich begleiche meine Schulden. Ich bringe euch zu den Kundarr-Inseln. Dann trennen sich unsere Wege. Frag nicht, woher ich weiß, dass ihr nach Kundarr wollt, ich weiß es und damit gut.“

Gar nickte, stand auf und verließ die Kajüte.

Faw Holl saß grübelnd in seiner Hängematte. Gootars friedliches Schnarchen, das aus der Hängematte zu seiner Linken kam, zerrte an seinen Nerven. Wie konnte er nur so sorglos sein?

„Wenn sie weiß“, sagte er, „dass wir nach Kundarr wollen, weiß sie auch, *weshalb* wir dorthin wollen.“

„Möglich“, ertönte Gars Stimme aus der Hängematte zur Rechten. Und nach einer Pause: „Aber ich glaube nicht, dass sie an unseren Plänen interessiert ist.“

Faw gab ein unzufriedenes Grunzen von sich und ließ sich in seine Hängematte zurücksinken.

Das Schiff schaukelte sanft auf den Wellen. Bei Einbruch der Dunkelheit hatte Krysaora die Kapitänskajüte verlassen und sich wieder auf dem Klüverbaum niedergelassen. Mit einem Ruck hatte sich das Schiff in Bewegung gesetzt und seinen Weg gen Westen wieder aufgenommen.

„Lass uns schlafen“, sagte Gar. „Es steht schlecht um drei Männer, die sich vor einer Frau in die Hosen machen.“

Das war, so musste Faw Holl zugeben, ein Argument. Wenige Augenblicke später war er eingeschlafen.

Ein mächtiger Schlag erschütterte das Schiff.

Die drei Gefährten wurden aus ihren Hängematten geschleudert und landeten hart auf den Planken der Kajüte.

„An Deck!“ rief Faw. „Schnell!“

Die drei Gefährten stürmten an Deck. Die Nacht war erhellt von einem geisterhaften Grün, einem Leuchten, das aus Richtung des Bugs kam.

Das Schiff erbebte unter einem erneuten Stoß, so dass die drei Männer zu Boden stürzten. Sie rappelten sich wieder auf und kämpften sich über das schwankende Deck bis zum Bug. Dort stand Krysaora breitbeinig vor dem Bugspriet, der inzwischen nur mehr ein Chaos aus zersplitterten Planken war – so als ob das Schiff einen Felsen gerammt hätte. Sie brüllte eine sich vor ihr auftürmende monströse Entsetzlichkeit an.

Aus dem aufgewühlten Wasser vor dem Schiff ragte eine gigantische Kuppel, gallertartig in phosphoreszierendem Grün pulsierend, der riesenhafte Leib einer Meduse, einer Meeresqualle von gigantischen Ausmaßen.

Krysaora, einen Säbel in jeder Hand, brüllte: „Schwester! Deine Zeit ist gekommen!“ Dann nahm sie Anlauf und sprang dem Ungeheuer entgegen. Sie flog zehn Meter durch die Luft, landete auf dem schirmartigen Körper der Meduse und trieb die Klingen der Säbel tief in die Gallertschicht.

Hunderte von Tentakeln schossen aus dem Wasser und peitschten ziellos durch die Luft. Das Meer schien zu kochen. Durch das Gewirr der tauartigen, weißlichen Tentakel war Krysaora zu erkennen, wie sie sich mit der Linken an dem im Körper der Meduse feststeckenden Säbel festhielt und mit dem Säbel in ihrer Rechten auf die Außenhaut einschlug.

„Armbrüste!“ schrie Gar. „Bogen! Und Bolzen! Pfeile! Soviel ihr tragen könnt!“

Faw und Gootar rannten los, nach achtern, Richtung Laderaum.

Ein Tentakel schnellte in Gars Richtung. Er ließ sich fallen und konnte ihm knapp ausweichen. Ein weiterer Tentakel umschlang den Fockmast und zerrte an ihm, so dass das Schiff einen Satz nach vorne machte und Gar, der gerade wieder auf die Beine gekommen war, erneut auf den Planken aufschlug.

Der Leib der Meduse blähte sich, bis Krysaora an einer nahezu senkrechten Wand hing. Sie wuchtete den Säbel, den sie in der rechten Hand hielt, in die Gallertmasse, ihre Beine suchten vergeblich nach Halt. Jeden Augenblick konnte Krysaora fallen. Doch dann flachte der Leib ab. Wieder schoss ein Tentakel auf Gar zu. Er warf sich zur Seite und prallte gegen die Reling. Es raubte ihm den Atem. Für einen Moment wurde ihm schwarz vor Augen. Als er wieder sehen konnte, waren Faw und Gootar an seiner Seite. Sie hatten ein niedriges Fass voll mit Pfeilen und drei Bogen mitgebracht.

Krysaora kniete inzwischen auf dem Mittelpunkt des Medusenleibes und hieb wie ein Berserker auf ihn ein. Die drei Gefährten feuerten einen Pfeil nach dem anderen auf die Randpartien der Meduse ab, immer wieder wild peitschenden Tentakeln ausweichend.

„Wir brauchen Feuer!“ rief Gootar plötzlich und wollte seinem spontanen Einfall folgend zurück ins Arsenal laufen. Da traf ihn ein Tentakel am Kopf und schleuderte ihn über Bord. Zeitgleich verloren Faw und Gar das Gleichgewicht und kugelten über den Boden.

Inzwischen hatten sich mehrere Tentakel am Fockmast verfangen. Sie brachten das Schiff so zum Wanken, dass es nicht mehr möglich war, zu stehen. Gar kroch zu der Reling, über die Gootar ins Meer gefallen war. Da brach der Fockmast in der Mitte ab. Mit einem gewaltigen Knall schlug er auf den Deckplanken auf und hätte um ein Haar Faw Holl erschlagen. Gar Et Ann zog sich mühsam an der Reling hoch. Ein Blick ins Wasser. Keine Spur von Gootar. Und wieder raste ein Tentakel auf Gar zu. Er stieß sich von der Reling ab, um dem Schlag zu entgehen, und landete auf dem Rücken.

Faw sah, wie sich die Tentakel zurückzogen und im Wasser verschwanden. Dann versank die Meduse. Und Krysaora mit ihr.

Die zwei Männer standen am zerstörten Bugspriet. Faw hatte Gar daran gehindert, Gootar hinterher zu springen. „Es hat keinen Sinn!“, hatte er seinen Freund angeschrien. „Viel zu gefährlich im Wasser! Er ist tot.“

Das Meer hatte sich immer noch nicht beruhigt. Weit unter der Wasseroberfläche konnten die Beiden die pulsierende Phosphoreszenz der Meduse sehen.

„Ich hab von Medusen dieser Größe gehört“, sagte Faw stirnrunzelnd. „Aber dass sie Schiffe angreifen, ist mir neu.“

Gars Gedanken waren bei Gootar. Er wusste, dass Faw Recht hatte. Gootar war tot. Der Tentakel hatte ihn voll erwischt. Das Nesselgift der Meduse musste ihn sofort gelähmt haben. Und dann war er ertrunken.

Von der Meduse war inzwischen nur noch ein grüner Punkt zu sehen. Ein voller Mond tauchte das Schiff jetzt in fahles Licht. Das Wasser wurde langsam ruhiger.

„Die Hexe sind wir auch los“, meinte Faw.

„Und das bedeutet“, erwiderte Gar, „dass wir auf einem nicht seetauglichen Schiff dem Meer ausgeliefert sind.“

Die dunkle See verschluckte den grünen Punkt und Faw wandte sich fluchend ab. „Darauf brauch ich erst mal einen Rum.“

Als die Männer den Frachtraum erreicht hatten, vernahmen sie Geräusche an Deck und machten auf dem Absatz kehrt. An Deck fanden sie Gootars schlaffen Körper an den umgestürzten Fockmast gelehnt. Er war bewusstlos. Seine rechte Gesichtshälfte war durch beulenartige Schwellungen entstellt, verätzt und blutig.

„Das kommt davon“, Faw und Gar fuhren herum, es war Krysaora, „wenn man sich in Angelegenheiten mischt, die einen nichts angehen.“ Das Gesicht der Frau war von ungezügelm Zorn verzerrt. Ihre grünen Augen funkelten böse. „Es war *mein* Kampf!“



Die letzte Festung im Reich Biar-Ganrir war gefallen.

Porkka von Grakaan, von Kopf bis Fuß mit dem Blut seiner Gegner besudelt, schritt begleitet von zweien seiner Männer über den mit toten Kriegern übersäten Hof auf den Bergfried zu.

Seit die Schlacht geendet hatte, regnete es in Strömen, als wollten die Götter das Blut der Toten wegspülen. Nasse schwarze Strähnen

hingen Porkka ins Gesicht und machten seine ohnehin furchterregende Erscheinung noch verwegener.

Am Tor des Bergfrieds stand Ganrar, der letzte der Könige von Biar-Ganrir. Als Porkka vor ihm Halt machte, nahm der König seine Krone vom Haupt und hielt sie dem Eroberer hin. Porkka schlug sie ihm mit der Faust aus der Hand. Sie fiel in den blutdurchtränkten Schlamm.

Die Männer, die Porkka begleiteten, wechselten einen kurzen Blick. Sie hatten inzwischen gelernt, dass ihr Anführer nichts von Kronen hielt. Nach König Keremms Tod waren sie Porkka von Grakaan gefolgt und hatten eine Königsfeste nach der anderen eingenommen. Keiner der Kriegsherren, die einst Keremm gedient hatten, war je auf die Idee gekommen, Porkkas Herrschaft in Frage zu stellen. Dieser Mann regierte nicht mit Zepter und Krone. Es war sein Schwert, mit dem er dem Reich zeigte, dass er, und er allein, der Herrscher war.

Ganrar fiel vor Porkka auf die Knie. „Mein König“, sagte er und neigte das Haupt.

Porkka von Grakaans Schwert fuhr durch die Luft und spaltete Ganrars Schädel.

„Ich bin kein König.“



Od war es gelungen, unbemerkt aus dem Dorf des Rabenklans zu entkommen. Rutts Sohn war an seinem eigenen Blut erstickt, unfähig, einen Laut von sich zu geben. Od hatte die Rückwand des Zelts

aufgeschlitzt, war von Schatten zu Schatten bis zu den Palisaden geschlichen, die sie Dank ihrer Kletterkünste mühelos überwinden konnte. Die ganze Nacht hindurch war sie Richtung Westen gelaufen, immer darauf bedacht, so wenig Spuren wie möglich zu hinterlassen.

Jetzt rastete sie in der von Felsen umgebenen Schlangengrube, die sie bei Morgengrauen gefunden hatte. Die Schlangen waren ihrem flinken Dolch erlegen. Od hatte ihnen die Haut abgezogen und sie roh gegessen. Der Wasserschlauch, den sie aus dem Zelt mitgenommen hatte, war jetzt halb leer.

Sie fragte sich, ob ihr Vater noch am Leben war. Sicher hatten die Raben Rutts Sohn inzwischen gefunden. Es war nicht unwahrscheinlich, dass sie daraufhin Orgatt und seine Männer getötet hatten. Od verspürte kein Bedauern bei diesem Gedanken.

Es war eine Freveltat, die sie begangen hatte, das war ihr klar. Sie hatte ihren Bräutigam umgebracht und damit den Klan der Raben und ihre eigene Sippe verraten. Aber auch das löste keinerlei Reue in Od aus. Sie hatte das Richtige getan und sie würde die Konsequenzen dafür tragen. Jetzt war sie eine Ausgestoßene, eine Geächtete, auf der Flucht vor den rachsüchtigen Kriegern des Rabenklans und denen ihres eigenen Stammes. Sie würde das Hochland von Gowk verlassen müssen. Wenn sie es schaffte.

Noch nie hatte ein Bewohner Gowks das Hochland verlassen. Es galt als unmöglich. In den Wäldern, die das Land umsäumten, herrschten die gefährlichen Alben, und in den Bergen, die es wie eine Mauer umgaben, hausten schreckliche Vampire. Doch es gab kein Zurück für Od. Ihr eigenes Volk war nun nicht minder schrecklich und

gefährlich für sie. Ob Raben oder Wölfe, wenn sie Od einfingen, würde es kein Erbarmen geben. Sie würden ihr die Haut bei lebendigem Leib abziehen, ihr Arme und Beine abhacken und sie verbluten lassen.

Od kletterte aus der Schlangengruppe und spähte über die steinige Ebene nach Osten. Kein Anzeichen von Verfolgern. Sie wandte sich nach Westen und nahm ihre Wanderung wieder auf.

Der Himmel war mit hellgrauen Wolken bedeckt. Es hatte seit Tagen nicht mehr geregnet. Der mit Geröll übersäte Boden war staubtrocken. Die Vegetation beschränkte sich auf wenige verkümmerte Dornenbüsche und Disteln. Der in Gowk immerwährende scharfe Wind kam aus dem Westen und stemmte sich gegen Od, als ob er danach trachtete, ihre Flucht zu verlangsamen. Er würde jedoch auch ihren Verfolgern entgegen wehen.

Od dachte an ihre Mutter, die vor zehn Jahren bei einem Überfall des Schlangenklangs getötet worden war. Damals hatte der Klan der Wölfe sein Dorf verlassen müssen, da ihr Brunnen versiegt war. Auf der Suche nach einer Wasserstelle war die Sippe mit ihren Handkarren über die Ebene gezogen, die Frauen und Kinder flankiert von den Kriegern.

In den Hügeln gerieten sie in einen Hinterhalt. Die Schlangenkrieger mussten in Erfahrung gebracht haben, dass die Wölfe ihr Dorf verlassen hatten.

Unerwartet stürmten sie von allen Seiten die Abhänge herab. Zahlenmäßig waren die Schlangen den Wölfen weit unterlegen, dennoch befanden sie sich in der stärkeren Position, da die Wölfe ihre

Frauen und Kinder schützen mussten. Sehr schnell durchbrachen die Schlangenkrieger den Gürtel der Wölfe und fielen erbarmungslos über die wehrlosen Frauen her. Selbst vor den Kindern machten sie nicht Halt. Od sah, wie ihre Kameraden von den Keulen der Angreifer zerschmettert wurden. Das Gewirr verzweifelt Schutz suchender Frauen und Kinder machte den Wolfskriegern jede Schlachtordnung unmöglich.

In dem Chaos musste Od mit ansehen, wie ein Schlangenkrieger mit erhobener Keule auf ihre Mutter zukam und ihr den Schädel einschlug. Der stürzende Körper begrub das Mädchen unter sich. Od verharrte auf dem Boden liegend, durch den im Sterben zuckenden Körper der Mutter vor den Blicken der wütenden Schlangenkrieger geschützt. Sie wartete dort eine halbe Ewigkeit, taub und stumm vor Entsetzen. Dann holte sie ihr Vater Orgatt unter der Leiche der Mutter hervor. Sein Gesicht war eine steinerne Maske, keine Emotion spiegelte sich auf ihm. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass Od unverletzt war, hob er den Körper seiner Frau auf, schulterte ihn und wandte sich wortlos ab.

Od sah zu, wie Orgatt die Leiche neben anderen gefallen Männern, Frauen und Kindern auf den Boden warf. Die Frauen entkleideten die Leichen, die Männer, die nicht damit beschäftigt waren, die Leichen aufzusammeln, bauten die Zelte auf.

Der Klan der Wölfe hatte gesiegt. Viele hatten ihr Leben gelassen. Doch kein Wehklagen war zu hören. Niemand sprach ein Wort. Es herrschte pragmatische Geschäftigkeit.

Bis Sonnenuntergang war das Lager des Wolfsklans errichtet. Die Leichen hatte man ausbluten lassen, Blut und Innereien in Gefäßen gesammelt. Um ein Feuer war ein Gerüst errichtet worden, an dem man die ausgenommenen Körper der Toten zum Trocknen aufhängte. Am nächsten Tag würde man sie zerteilen und in mit Pökelsalzlake gefüllte Fässer packen. Die Sippe würde lange keinen Hunger mehr leiden müssen.

Nach Sitte des Stamms wurden am Abend zunächst die eigenen Toten, allen voran die Kinder und Frauen, gebraten und verzehrt. Od aß vom Leib ihrer eigenen Mutter.

Es war jetzt Mittag. Od stolperte über einen Felsbrocken, stürzte auf die Erde und blieb völlig erschöpft liegen. Eine Nacht und einen halben Tag war sie jetzt unterwegs, unterbrochen nur von der einen kurzen Rast in der Schlangengrube.

Für kurze Zeit schlief Od ein. Als sie erwachte, fuhr sie erschrocken hoch. Sie durfte jetzt noch nicht rasten. Am westlichen Horizont waren Hügel zu erkennen. Die Vorboten des Gebirges. In den Hügeln würde sich Od besser verstecken können. Hier auf der Ebene war sie leichte Beute für ihre Verfolger.

Od erklomm einen der Findlinge, die nun häufiger in diesem Ödland auftraten, und blickte nach Osten. Dort am fernen Horizont waren Staubwolken zu sehen. Die Krieger des Rabenklans. Sie waren hinter ihr her.



Krysaora starrte gebannt auf die Wellen, die auf sie zurollten. Schiefergraue Giganten mit schaumig weiß gekrönten Kämmen, erbarmungslos in ihrer Gewalt und offenbar bestrebt, das Boot der vier Schiffbrüchigen zu zermalmen.

Faw Holl und Gar Et Ann ruderten unablässig, ihre Gesichter schmerzverzerrt vor Anstrengung. Gootar lag am Bug und war versunken in stoische Gleichgültigkeit. Der Verband hatte sich von seinem Kopf gelöst und offenbarte sein entstelltes Gesicht in gnadenloser Grausamkeit.

Das Boot erklomm die nächste Woge, die sich ihm wie ein monströses Ungeheuer entgegenhob. „Land!“ schrie Krysaora, als es über den Wellenkamm schoss. Dann schlitterte das Boot den langen Abhang der überwundenen Woge hinunter, um der nächsten sich vor ihm auftürmenden Wasserwand entgegen zu schwanken.

Krysaora wandte sich wieder dem Wasserschöpfen zu. Ein grimmiges Lächeln lag auf ihren Lippen, zu grimmig, um Zuversicht bei den rudern den Männern zu wecken. Ihre Gesichter waren ohnehin seewärts gerichtet, nur Faw schaute ab und zu über die Schulter. Auch er hatte die felszerklüftete Küste gesehen.

„Wir müssen den Kurs halten“, rief er Gar zu. „Sonst zerschellen wir an den Klippen. Direkt voraus ist eine Strandbucht. Unsere einzige Chance.“

Ein verheerender Sturm hatte das Schiff am zweiten Morgen nach dem Kampf mit der Meduse versenkt. Der Schaden am Bug konnte den tobenden Wassermassen nicht standhalten. Mit dem Bug voraus

war das Schiff im Meer versunken. Krysaora hatte sich mit den Männern rechtzeitig auf ein Ruderboot retten können.

Seit Stunden nun kämpften sie sich durch die vom Unwetter aufgewühlte See. Es hatte aufgehört zu regnen und auch der Sturm war abgeebbt. Das Meer jedoch tobte immer noch.

„Die Brandung hat uns erfasst“, rief Krysaora den Ruderern zu. „Wir müssen das Boot drehen und rückwärts rudern.“

Tatsächlich trieb eine mächtige Strömung das Boot merklich landwärts. Die Männer mussten dagegen halten, sonst würde es zu schnell vollschlagen.

„Wir müssen so nah wie möglich an die Küste rankommen“, schrie Krysaora über das Tosen der Wellen hinweg. „Das Boot wird der Brandung nicht lange standhalten. Wir werden schwimmen müssen.“

Inzwischen war es Faw und Gar gelungen, das Boot zu drehen. Sie sahen die ungeheuren Brecher, die auf die Küste zurollten, dort zusammensackten und den Strand mit weißem Schaum überspülten.

Seewärts brach sich der Kamm einer besonders hohen Welle. Brausend stürzte das schäumende Wasser auf das Boot zu. Es glitt die fast senkrechte Schräge hinauf, wobei das Wasser von allen Seiten hineinschlug, setzte mit einem Sprung über den Kamm hinweg und raste die Rückseite des Brechers hinunter.

„Noch so ein Brecher“, brüllte Krysaora wild Wasser schöpfend, „und das Boot ist erledigt.“

Der Brecher ließ nicht lange auf sich warten.

„Springt!“ Krysaoras Schrei riss selbst Gootar aus seiner Lethargie. Das Boot wurde vom Wasser verschlungen. Gleichzeitig warfen sich seine Insassen ins eiskalte Wasser.

Jetzt hieß es schwimmen. Ums nackte Überleben kämpfen. Keiner achtete auf den anderen. Jeder hatte genug mit sich selbst zu tun.

Gar hatte die Augen auf den Strand gerichtet. Er war nicht mehr allzu fern. Doch seine Kräfte waren erschöpft und die Kälte des Wassers betäubte seinen Körper. Er bemerkte, wie Gootar an ihm vorbeiglitt. Seine Hände umklammerten den Kiel des gekenterten Bootes. Und dann, von einem Augenblick auf den anderen, schwanden ihm die Sinne.

Als Gar wieder zu sich kam, lag er auf dem Rücken im Sand. Krysaora kniete über ihm und sagte spöttisch: „Schwimmen ist nicht eure Stärke.“

„Die Anderen?“ ächzte Gar.

Krysaora deutete mit dem Kinn zu Gars Linken, wo Faw Holl und Gootar bewusstlos im Sand lagen: „Alle rausgefischt. Alle am Leben.“

Dann ließ auch Krysaora sich in den Sand fallen, schloss die Augen und schien sofort einzuschlafen.

Gar Et Ann blickte zum wolkenverhangenen Himmel und seufzte: „Den Göttern sei Dank.“ Dann war auch er eingeschlafen.

Sie waren in der prallen Sonne erwacht. Die See hatte sich beruhigt und zurückgezogen. Krysaora und die Männer schlepten sich über den Sandstrand der Bucht zu den Klippen hinüber und fanden dort das Rinnsal einer Quelle, an dem sie ihren Durst löschen konnten. Dann

setzten sie sich im Schatten eines Felsens nieder und blickten stumm auf die See, deren Fängen sie entkommen waren.

Nach einer Weile sagte Faw Holl: „Ob das hier wohl eine der Kundarr-Inseln ist?“

Krysaora schloss die Augen und machte ein konzentriertes Gesicht. Dann sagte sie: „Wie sind auf der Hauptinsel des Atolls gestrandet. Wenn wir der Küste in südlicher Richtung folgen, dürften wir Kundarr-Stadt bei Einbruch der Dunkelheit erreicht haben.“

Faw zog eine Braue hoch und warf einen Blick auf Gootar, der mehr tot als lebendig wirkte. Er war wieder eingeschlafen, sein Atem war flach und gequält.

„Da bin ich mir nicht so sicher“, sagte Faw. „Aber du kannst ja ohne uns gehen. Meintest du nicht ohnehin, dass sich unsere Wege auf Kundarr trennen würden?“

„Du hast Recht“, antwortete Krysaora mit einem sarkastischen Lächeln und erhob sich. „Lebt wohl.“

„Danke für die erquickliche Passage“, knurrte Faw. Gar Et Ann jedoch sprang auf und sagte: „Warte, Krysaora, vielleicht...“

„Vielleicht!“ schnitt ihm die Frau das Wort ab und sah ihm fest in die Augen. Dann nickte sie kurz und verließ die drei Männer. Gar sah ihr nach, wie sie sich anschickte, einen Pfad die Klippen hinaufzusteigen.

„Können froh sein, dass wir sie los sind“, brummte Faw.

„Sie hat uns immerhin nach Kundarr gebracht.“ Gar setzte sich wieder auf den Boden.

„Diese Frau hat uns nichts als Ärger bereitet. Schau dir Gootar an. Einst ein hübscher Jüngling, und jetzt...“

„Die Meduse...“, fiel Gar seinem Freund ins Wort.

„Die Meduse“, unterbrach ihn Faw wiederum, „hätte uns niemals angegriffen. Diese...“ – er zögerte kurz – „...Hexe hat das heraufbeschworen. Dafür lege ich meine Hand ins Feuer. Das waren alte Bekannte. Hast Du nicht gehört, wie sie das Ungeheuer Schwester nannte? Die beiden waren sich auch wirklich nicht unähnlich.“

„Wir hätten dieses Ufer nie ohne ihre Hilfe erreicht“, stellte Gar nüchtern fest.

„Wir wären ohne sie niemals in diese Situation geraten“, bellte Faw.

„Wer kann das sagen? Sie hat uns das Leben gerettet. Gootar zweimal.“

„Schau ihn dir an“, beharrte Faw.

„Krysaora könnte uns bei unseren Plänen nützlich sein. Ihre Fähigkeiten sind...“

Der Rest des Satzes ging in Faw Holls bitterem Gelächter unter.

Dann schwiegen die Männer wieder. Gootar war aus seinem Schlaf aufgewacht, nicht jedoch aus seiner düsteren Versunkenheit, die ihn seit seiner Verwundung gefangen hielt. Auch auf Gars Fragen, wie es ihm ginge, antwortete er nicht. Mit dem ihm verbliebenen Auge stierte er ins Leere. Als Faw ihn fragte, ob er gehen könne, erhob er sich stumm und nickte kaum merklich.

„Gut“, sagte Faw Holl. „Dann wollen wir mal hoffen, dass die Hexe Recht hatte.“ Inzwischen ging ihm das Wort Hexe geschmeidig über die Lippen, ihm, Faw, der das abergläubische Geschwätz der

einfältigen Leute verachtete. Er überdachte das Gespräch, das er mit Gar vorher geführt hatte und verfluchte sein aufbrausendes Temperament und seine Sturheit. Er hatte sich zum Narren gemacht. Gar war ruhig und nüchtern geblieben. Ganz der besonnene Anführer. Faw seufzte. „Der Junge wird“, dachte er. „Etwas Besseres kann sich das Kindermädchen nicht wünschen.“

Und so machten sich die Gefährten auf, der Küste nach Süden zu folgen, wo Kundarr-Stadt liegen mochte.



Durret, der Kapitän der Albatross, war auf dem Weg zurück zum Hafen. In der Stadt waren einige Erledigungen zu tätigen gewesen, während seine Mannschaft das Schiff mit frisch geernteten Zitronen beladen hatte. Morgen früh würde die Albatross Kundarr verlassen, um nach Gurta zurückzukehren.

Alles war nach Plan verlaufen. Die Verhandlungen mit den Plantagenbesitzern hatten wie üblich die gewünschten Ergebnisse gebracht, so dass Durret zufrieden vor sich hin pfeifend durch die nächtlichen Straßen der Stadt schritt und im Kopf den zu erwartenden Gewinn des diesjährigen Zitronengeschäfts überschlug. Der Kapitän war nicht nur ein erfahrener Seemann, auch für seine Geschäftstüchtigkeit war er bekannt, und so konnte er sich als wohlhabenden und, solange alles so blieb, wie es war, zufriedenen Mann bezeichnen. Alles im Leben ist jedoch dem Gesetz der Veränderung unterworfen, und auch Durrets Leben sollte an diesem

Abend eine, für einen geradlinigen Menschen wie ihn, unerfreuliche Wendung nehmen.

In einer dunklen Seitengasse wurde Durret von einem mächtigen Schlag auf den Hinterkopf niedergestreckt. Als er sich auf dem Boden liegend wiederfand, stand eine in einen dunklen Kapuzenmantel gehüllte Gestalt über ihm und sagte: „Du Ratte hast mein Schiff angezündet.“

„Was... wer?“ stammelte Durret verdattert.

Krysaora zog die Kapuze zurück und musterte den Kapitän wie eine Raubkatze ihre Beute.

„Du?“ Durret war vor Entsetzen gelähmt.

„Du stehst in meiner Schuld“, stieß Krysaora aus.

Durret, der es hasste, in jemandes Schuld zu stehen, fasste sich und trat nach dem Schienbein der Hexe. Krysaora sprang zurück. Der Tritt ging ins Leere. Flucht war Durrets einziger Gedanke, als er vom Boden hochschnellte, doch dann traf ihn Krysaoras Faust mit voller Wucht ins Gesicht. Im Zurücktaumeln zog er seinen Dolch, der ihm sogleich von einem Fußtritt aus der Hand geschlagen wurde. Und ehe er es sich versah, spürte Durret seine eigene Klinge an der Kehle.

Er hörte, wie ihm die Hexe ins Ohr flüsterte: „Und du wirst deine Schuld bezahlen.“

Auch Gar Et Ann und seine Gefährten hatten inzwischen erleben müssen, dass manch dunkle Gasse in Kundarr-Stadt nach Mitternacht unerwartete Gefahren barg.

Sie waren einem guten halben Dutzend mit Armbrüsten bewaffneten Wegelagerern in die Arme gelaufen und um nahezu ihr gesamtes Gold erleichtert worden. An Kampf war angesichts der Bolzen, die auf sie gerichtet waren, nicht zu denken gewesen. Außerdem waren die Gefährten unbewaffnet und nach einem anstrengenden Marsch und dem Überlebenskampf auf See am Ende ihrer Kräfte.

„Unser Glückstag“, seufzte Faw Holl. Er hatte nicht einmal mehr die Kraft, wütend zu werden.

Gar lehnte sich an eine Hauswand und zog den rechten Schuh aus, worin er eine letzte Goldmünze verbarg.

„Dein Notgroschen“, sagte Faw, „wird uns bei unseren Plänen nicht weiterhelfen.“

„Aber eine Unterkunft verschaffen.“

„Ein Bett, ja“, lachte Faw, wie jemand, der keine andere Wahl hat, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. „Ein Königreich für ein Bett.“

Die drei Gefährten hatten sich in einem Gasthof am Hafen einquartiert und bis mittags geschlafen. Sie wurden durch ein Klopfen an der Tür geweckt.

Gar Et Ann öffnete einem vierschrötigen Mann, der ihm bekannt vorkam. Es war, wie sich herausstellte, der erste Maat der Albatross. Er bestellte Grüße vom Kapitän, meinte, Durret bedaure sein schlechtes Benehmen den dreien gegenüber, damals in Gurta, und er lade die Gefährten auf sein Schiff ein, da er ihnen ein Angebot zu unterbreiten hatte, sozusagen als Wiedergutmachung.

Faw und Gar tauschten ungläubige Blicke. Auch der Maat machte einen betretenen Eindruck. Offensichtlich fühlte er sich nicht ganz wohl in seiner Haut.

„Um was für ein Angebot soll es sich da handeln?“ brachte Faw schließlich hervor.

„Nun“, sagte der Maat mit verkniffenem Gesicht, „So wie ich den Kapitän verstanden habe, würde er euch...“ er räusperte sich „...zu Diensten stehen. Bei...äh...was auch immer. Ohne...“ – wieder das verlegene Räuspern – „...Bezahlung.“

Faw brach in fassungsloses Gelächter aus. Dann sagte er: „Nicht, dass uns das ungelegen käme, aber warum sollte er uns ein derartiges Angebot machen?“

Der Maat zuckte hilflos mit den Schultern.

„Du bleibst mit Gootar hier“, ergriff Gar Et Ann das Wort. „Ich gehe mit dem Maat auf die Albatross und höre mir an, was Durret zu sagen hat.“

Kurze Zeit später betraten der Maat und Gar die Kajüte des Kapitäns auf der Albatross. Durret saß vornüber gebeugt an einem Tisch, scheinbar tief in Gedanken versunken, hinter ihm stand Krysaora mit verschränkten Armen. Gar war nicht sonderlich überrascht, sie zu sehen. Er nickte ihr zu, während sie den Kapitän von hinten anstieß, was ihn aus seiner Versunkenheit hochschrecken ließ. Durret sah auf – er hatte ein blaues Auge – und befahl dem Maat, die Kajüte zu verlassen. Dann bot er Gar den Platz gegenüber an. Gar setzte sich und ließ seinen Blick von Durrets Gesicht zu Krysaora wandern.

„Ich möchte mich entschuldigen“, begann Durret zögerlich. Der Widerwille, mit dem er es sagte, war deutlich zu erkennen.

„Was ist das für ein Spiel, Krysaora?“ fragte Gar und musterte dabei Durrets Gesicht, auf dem sich ein Wettkampf zwischen Wut und Resignation spiegelte.

„Dem Kapitän ist es ein tiefes Anliegen, euch zu Diensten zu stehen“, erwiderte Krysaora mit dem Ansatz eines spöttischen Lächelns. „Als Wiedergutmachung für sein unstatthaftes Verhalten, das er euch zuteil werden ließ.“ Durret kniff schmerzhaft die Augen zusammen und sank wieder in sich zusammen.

„Gar Et Ann“, fuhr Krysaora fort, jetzt ohne Sarkasmus, dafür mit dringlichem Ernst in der Stimme, „ich habe das unbestimmte Gefühl, dass unser Schicksal, auf welche Weise auch immer, miteinander verknüpft ist. Dieses Gefühl überfiel mich bei unserem Abschied, und es lässt mich seitdem nicht mehr los.“

„Wie romantisch“, zischte Durret gehässig. Krysaoras Hand schnellte vor und traf den Hals des Kapitäns so hart mit der Kante, dass er vom Stuhl fiel und leblos am Boden liegen blieb. Die Frau setzte sich auf seinen Platz und fixierte Gars Blick mit ihren grünen Augen: „Was sind eure Pläne?“

„Ich ging davon aus“, sagte Gar, „dass du unsere Gedanken lesen kannst.“

„Weil ich eure Namen wusste? Und, dass ihr nach Kundarr wolltet?“

Gar zuckte mit den Achseln.

„Den Namen einer Person zu erkennen“, erklärte Krysaora, „ist *eine* Sache. Und eins und eins zusammen zu zählen, keine große Zauberei.“

Offensichtlich geheime Pläne von Männern in Erfahrung zu bringen, ist eine *andere* Sache. Sie bedarf gegenseitigen Vertrauens“, sie warf einen kurzen Blick auf den am Boden liegenden Kapitän, „oder *Gewalt*.“

Gar Et Ann entschied sich instinktiv für Vertrauen, allerdings in der vorsichtigen Variante: „Gut. Vertrauen gegen Vertrauen. Unser Reiseziel ist die westlichste Insel des Kundarr-Atolls. Wohin bist *du* unterwegs?“

„Ich bin auf der Suche nach jemandem“, sagte Krysaora, und ihr Blick verriet, dass sie diesen Jemand hasste, wie nichts auf der Welt.

„Auch wir sind auf der Suche. Und es gibt gute Gründe anzunehmen, dass das, was wir suchen, auf der westlichsten Insel des Kundarr-Atolls zu finden ist.“

„Soweit ich weiß, hat es bisher noch niemand gewagt, diese Insel zu betreten. Seltsame Geschichten ranken sich um den Schwarzen Berg, wie man die Insel auf dem Festland nennt.“

„Unser Plan war es, hier in Kundarr-Stadt einen kleinen Segler zu chartern, um dorthin zu gelangen. Gestern jedoch verloren wir all unser Gold.“

„Sag mir, nach was ihr sucht“, sagte Krysaora, und wieder war da der Ansatz eines spöttischen, vielleicht sogar verschlagenen Lächelns auf ihrem Gesicht, „und die Albatross steht euch zur Verfügung.“

Gar Et Ann lehnte sich zurück und holte tief Luft.



Od hatte die Hügel nach Einbruch der Dunkelheit erreicht. In der Finsternis hinter ihr, unmöglich einzuschätzen, wie weit entfernt, waren Lichter zu sehen. Es mussten die Fackeln der Rabenkrieger sein, die Od scheinbar ohne Rast verfolgten. Sie hatten ihre Spur aufgenommen und kamen zweifellos schneller voran, als das inzwischen völlig erschöpfte Mädchen.

Ein Anflug von Gleichgültigkeit ergriff Besitz von ihr. Sollten die Raben sie doch fangen. Was immer sie mit ihr machen würden, sie würde nicht schreien. Od würde erhobenen Hauptes sterben, ungebeugt in ihrem Stolz und in der Gewissheit, das Richtige getan zu haben. Doch dann erkannte sie, dass ihr Stolz nur dann ausreichend befriedigt werden würde, wenn sie dem Klan der Raben entkam.

Also lief sie weiter, auch wenn sie ihre Beine nicht mehr spürte und in der Dunkelheit nicht die Hand vor Augen sah. Letzteres führte dazu, dass Od plötzlich den Boden unter den Füßen verlor. Sie stürzte in ein Loch und kam hart auf einer felsigen Schräge auf. Sie fand keinen Halt und rutschte noch tiefer hinab. Schließlich blieb sie im Geröll liegen.

Ihr Körper war betäubt. Sie fühlte keinen Schmerz, obwohl sie sich sicherlich einige Schürfwunden zugezogen hatte. Es war ihr nicht möglich, sich zu bewegen. Die Erschöpfung hielt sie mit eiserner Hand am Boden. So ergab sich Od ihrem Schicksal und fiel augenblicklich in einen tiefen Schlaf.

Steine prasselten auf Od hernieder. Sofort war sie wach und hörte das Scharren von Füßen und raue Stimmen. Schräg über Od war die

Öffnung des Lochs, in das sie gefallen war, mit dem unstedt flackernden Licht einer Fackel ausgeleuchtet.

„Klettere hinunter!“ Es war Häuptling Rutts Stimme.

„Es gibt Tausende dieser Löcher hier“, erwiderte eine andere. „Wir können nicht in jedes Loch kriechen, um zu sehen, ob sich die kleine Ratte dort versteckt hat.“ Od konnte das Gesicht des Kriegers, der gerade sprach, am oberen Rand des Lochs sehen. Er hielt die Fackel in das Loch. Ihr Lichtschein erreichte jedoch nicht den Schatten, in dem Od lag.

„Widersprichst du dem Häuptling?“ donnerte Rutts Stimme aus dem Hintergrund. „Ich sagte, klettere hinunter!“

Der Krieger zog sich mit der Fackel aus dem Loch zurück und knurrte Rutt an: „Sieh doch *du* nach.“

Eine Weile herrschte gespannte Stille, dann hörte Od Rutt sagen: „Vielleicht sollten wir hier rasten und bis zur Morgendämmerung warten.“ Die Stimme des Häuptlings klang jetzt müde und brüchig. „Es scheint mir aussichtslos zu sein, sie hier in den Hügeln aufzuspüren. Zu dunkel. Zu viele Möglichkeiten, sich zu verstecken.“

„Ich verstehe“, sagte der Andere, immer noch in angriffslustigem Ton, „deine alten Knochen sind müde. Sieh dich an, Rutt, *Häuptling*, ein Greis, erschöpft und gebrochen. Deine Zeit ist nahezu um, und deinen knochigen Körper über dem Feuer deiner Totenfeier zu braten, lohnt nicht mehr.“

Wieder herrschte Stille. Od wagte nicht zu atmen, so still war es. Dann hörte sie, wie sich die Männer – es mochten gut zwei Dutzend sein – ohne weitere Worte entfernten.

Od blieb in der Dunkelheit zurück.

Es war hell, als das Mädchen erwachte. Trübes Morgenlicht erfüllte die Höhle. Die Kälte hatte Ods Glieder steif gemacht. Die Schürfwunden, die sie sich bei dem Sturz zugezogen hatte, waren lächerlich im Vergleich zu den Muskelschmerzen, die von dem langen Marsch und der kalten Nacht herrührten. Od kletterte mühsam die schräge Felswand hinauf und streckte vorsichtig den Kopf aus dem Loch.

Das erste, was sie sah, war ein Krieger, der einsam mit dem Rücken zu ihr auf dem Boden saß. Od tastete nach ihrem Dolch.

„Kein Grund, mich hinterrücks zu töten, Od“, sagte Rutt ohne sich umzudrehen. „Ich bin unbewaffnet. Und allein.“

Od blickte sich um, einen Hinterhalt befürchtend. Niemand war zu sehen. Dann kletterte sie aus dem Loch, ohne Rutt aus den Augen zu lassen. In großem Bogen ging sie, den Dolch in der Hand, um den Häuptling herum.

„Setz dich“, sagte er mit leeren Augen auf den Boden vor sich blickend. Dünne Strähnen langen grauen Haars hingen ihm ins Gesicht.

In gebührendem Abstand setzte sich Od dem alten Mann gegenüber.

Der Häuptling hob seinen Kopf und musterte Od mit müden Augen. Seine knorrigen Hände lagen auf seinen verschränkten Beinen. Er war tatsächlich unbewaffnet.

„Du hast meinen einzigen Sohn getötet“, sagte Rutt mit brüchiger Stimme. „Du bist ein mutiges Mädchen.“

„Lebt mein Vater noch?“

Rutt lachte leise und meinte: „Was das betrifft, sind wir quitt.“ Ein kurzer Schauer überfiel Od.

„Du hast großes Unheil über deinen und meinen Stamm gebracht“, fuhr Rutt fort. „Und über dich selbst. Was willst du nun tun?“

„Ich verlasse Gowk.“

Wieder das leise Lachen: „Gowk lässt keinen von uns gehen.“

„Wo sind deine Männer?“ fragte Od unbeeindruckt.

„Sie haben einen neuen Häuptling. Sie ließen mich hier zurück. Meine Zeit ist um.“

„Das ist richtig“, sagte Od, erhob sich, sprang in einer raschen Bewegung auf Rutt zu und trieb ihm den Dolch in den Hals.



Schwere dunkle Wolken zogen über den Himmel. Eine steife Brise blähte die Segel der Albatross. Am fernen nördlichen Horizont zuckten vereinzelte Blitze. Der dritte Tag der Reise neigte sich dem Ende zu.

Faw Holl und Gar Et Ann standen an der Reling und beobachteten den Abendhimmel. Gootar lag, wie üblich, unter Deck in seiner Koje und stierte stumm an die Decke.

„Da braut sich was zusammen“, sagte Faw.

„Jeden Abend schaut es nach Unwetter aus“, erwiderte Gar. „Und nie bricht es aus.“

„Unwetter oder nicht. Letztendlich wird es diese Hexe sein, die uns ins Verderben führt.“

Gar schwieg. Er war die fruchtlosen Debatten leid. In den letzten Tagen gab es kaum ein anderes Gesprächsthema, als Krysaora und das Verderben, das sie nach Faws fester Überzeugung über die Gefährten bringen würde. Faw konnte nicht verstehen, wie Gar Krysaora all ihre Pläne offenbaren konnte. Und er hörte nicht auf, sich darüber zu beschweren.

Gar Et Ann dachte daran, wie sich Krysaoras Gesicht bei seinem Bericht zu einer Maske des blanken Hasses versteinert hatte. Sie war, nachdem er geendet hatte, eine Weile sichtlich unfähig gewesen, zu sprechen. Ihr Körper hatte gebebt und schließlich war nur ein zischendes Flüstern durch ihre zusammengebissenen Zähne gedrungen: „*Eure Sache ist meine Sache.*“

„Werde mal unter Deck gehen und mir eine Zitrone holen“, sagte Faw jetzt. Gar zog fragend eine Braue hoch. Und Faw erklärte lakonisch: „Ein Biss ins Saure hilft dabei, eine gute Miene zum bösen Spiel zu machen.“



Der Mann mit dem kurzgeschnittenen weißen Haar übergab die Zügel seines Rappen dem Stallburschen und eilte dann die Stufen zum Tor des Schlosses hinauf. Bevor er klopfen konnte, öffneten sich die Flügeltüren und ein alter Mann in Lakaienkleidern machte eine tiefe Verbeugung: „Die Gräfin erwartet Euch bereits, Herr.“

„Gut“, sagte der Mann kurzatmig. Auf den markanten Zügen seines Gesichts spiegelte sich tiefe Sorge. Die buschigen weißen Augenbrauen waren hochgezogen, seine Stirn von Falten durchzogen.

Der Lakai führte ihn durch die Halle in einen fensterlosen Raum, der von unzähligen Kandelabern erleuchtet war. Ornamentierte Wandteppiche bedeckten die Mauern und auch der Boden war mit feingeknüpften Teppichen ausgelegt. In einem der zahlreichen, mit feinsten Seide bezogenen Sesseln saß die Gräfin von Bavvr-Sindar, gekleidet in eine hellgrüne Samtrobe von eleganter Schlichtheit. Sie streckte dem Gast die Hand entgegen und sagte: „Schön, dich zu sehen, Logdar.“ Logdar ergriff ihre Hand und küsste sie. Die Gräfin deutete auf einen Sessel und der Weißhaarige nahm Platz.

„Wein für unseren Gast“, befahl sie dem Lakaien, dann wandte sie sich wieder dem Mann zu: „Du siehst nicht gut aus. Die Gesellschaft dieses Scheusals Porkka scheint dir nicht zu bekommen.“

„Niemandem bekommt die Gesellschaft Porkkas“, sagte Logdar mit finsterem Gesicht.

„Weshalb seid ihr ihm dann gefolgt?“, fragte die Gräfin mit sanfter Stimme, die frei von dem Ton eines Vorwurfs war. Logdar musterte ihre ebenmäßigen Züge. Sie war von unvergleichlicher Schönheit, ihr langes blondes Haar feiner als Seide, die Augen von so strahlendem Blau – wie eine frische Quelle. Das Alter der Gräfin war nicht zu schätzen. Sie hätte ein junges Mädchen sein können, doch Logdar wusste, dass sie über vierzig Jahre alt war. Sie schien nicht zu altern.

„Porkka von Grakaan“, Logdar suchte nach Worten, „hat etwas... Zwingendes. Nenn es Überzeugungskraft, und du hast einen winzigen

Bruchteil von dem benannt, was er wirklich hat. Es ist... Macht... Gewalt. Ich weiß nicht.“

Der Lakai betrat den Raum mit einem Tablett, auf dem sich ein Steinkrug und zwei Becher befanden. Er stellte es auf einem niedrigen Beistelltisch zwischen der Gräfin und Logdar ab, goss Wein in die Becher und zog sich zurück.

„Damals, als er König Keremm erschlagen hatte“, fuhr Logdar fort, während die Gräfin mit ihrer schlanken Hand nach einem der Becher griff, „hätten wir ihn töten sollen. Hundert Männer verfielen seinem Bann von einem Augenblick zum anderen, waren gelähmt vor... was war es?... Faszination? Du musst dir diese Dreistigkeit vorstellen, Yríu, was für ein Wagnis, was für eine Kühnheit... den König vor den Höchsten seines Heers zu enthaupten. Porkka von Grakaan ist ein Mann, der nur mit dem höchsten Einsatz spielt.“

„Und scheinbar immer gewinnt“, ergänzte die Gräfin Yríu.

Logdar griff nach seinem Weinbecher und nahm einen tiefen Schluck. Dann fuhr er fort, zu erzählen, weiterhin kurzatmig und abgehackt: „Ich sah Porkka mehr als einmal... in einer Schlacht... konfrontiert mit einer Überzahl von Gegnern... Ich sah ihn umringt von fast einem Dutzend stattlicher Krieger, die schon bei seinem bloßen Anblick mit den Knien schlotterten und sich bei seinem Kampfschrei in die Hosen machten. Zehn gegen einen, und nur einer überlebte. Porkka ist kein Mensch.“

„Was ist er dann?“ lächelte Yríu mit mildem Spott.

„Nun, vielleicht ist es *dir* möglich...“ Logdar wagte nicht, der Gräfin in die Augen zu sehen. Das Lächeln schwand von Yríus Lippen,

ein Schatten schien auf ihr Gesicht zu fallen. „Kamst du deshalb zu mir?“ fragte sie. Logdar nickte stumm, die Augen auf den Boden geheftet.

Die Gräfin von Bavvr-Sindar nahm einen tiefen Schluck Wein und verfiel in nachdenkliches Schweigen.



Gootar saß auf seiner Koje, die langen blonden Locken verdeckten einen Teil der rechten Gesichtshälfte, was die Hässlichkeit seines entstellten Antlitzes nur wenig milderte. „Der Schmerz lässt nach“, sagte er. Es waren die ersten Worte die er seit seiner Verwundung gesprochen hatte.

„Schön, dass du wieder mit uns sprichst“, grinste ihn Faw an. Doch Gootar grinste nicht zurück. Es wäre ohnehin nur ein halbes Grinsen geworden. Seine rechte Gesichtshälfte war gefühllos. Da wo das Auge sein sollte, war nur mehr ein verkrusteter Krater, umrahmt von geröteten Beulen. Seine Wange war bis zum Kinn mit Narben und Geschwüren übersät, der rechte Mundwinkel weit eingerissen und vernarbt.

„Und mit dem Schmerz schwindet das Selbstmitleid.“ Gootars Stimme war ein leises tonloses Nuscheln. Gar Et Ann hatte noch nie derartige Worte aus dem Mund des sonst so leichtlebigen Abenteurers vernommen. „Das hört sich gut an“, sagte er.

„Ich zürne Krysaora nicht. Jeder trägt die Verantwortung für sein eigenes Tun.“

Faw erkannte, dass sich Gootars Worte an ihn richteten, obwohl der junge Mann ins Leere blickte. Offenbar war es Gootar ein Anliegen, seinen Standpunkt bezüglich Krysaora klar zu machen.

„Schön, dass sie auch dein Herz gewonnen hat“, brummte Faw.

„Land in Sicht!“ erschallte es vom Deck her.

Am Bug trafen die drei Gefährten auf den Kapitän – wie immer in Krysaoras Begleitung – und den ersten Maat. Am Horizont ragte ein mächtiger Berg aus dem Meer.

„Der Sonne folg durch Kundarrs Meer“, rezitierte Gar ehrfürchtig flüsternd die Verse aus dem uralten Buch, das ihm der weise Eremit damals in Ragan-Mitteég gezeigt hatte. „Zur letzten Insel vor dem Leer. Ein drohend Berg zum Himmel ragt. Dem Kühnsten jäh der Mut versagt.“

„Sieh an!“ Durret wandte sich zu Gar um. „Ein Dichter!“ Sein Spottklang nicht überzeugend. Ganz offensichtlich war auch er eingeschüchtert von der Riesenhaftigkeit des Berges, der sich furchteinflößend, wie ein unirdisches schwarzes Bollwerk dem grauen Himmel entgegenstreckte und mit der Spitze in den Wolken versank.

Keiner an Bord sprach. Alle sahen dem unheilvollen Turm entgegen und waren von seiner Düsternis ergriffen. Der Vers hatte nicht gelogen.

„Es heißt“, brach der Maat das lange Schweigen, „dieser Berg sei die letzte Insel vor dem Nichts. Die Götter selbst haben ihn dort errichtet, um die Seefahrer zu warnen und zur Umkehr zu bewegen.“

„Durret“, wandte sich Krysaora mit ruhiger Stimme an den Kapitän, „sag deinem Maat, er soll sich seinen Seemannsgarn sonst wohin stecken und wieder an die Arbeit gehen.“

„Soter“, seufzte der Kapitän, „steck dir deinen Seemannsgarn sonst wohin, und geh wieder an die Arbeit.“ Der Maat verschwand.

Dann sagte Durret: „Es gibt keine Karten von diesem Teil des Qualongonischen Ozeans. Keine Aufzeichnungen über Strömungen. Nichts. Keiner fährt so weit in den Westen.“

„Angst vor dem Nichts.“ Krysaora verzog geringschätzig den Mund. „Muss sich schlimm anfühlen.“

Durret achtete nicht auf Krysaoras Hohn und fuhr sachlich fort: „Kann gefährlich werden, der Insel zu nahe zu kommen. Es ist keinem gedient, wenn wir von einer Strömung erfasst werden und an diesem Monstrum von Berg zerschellen.“

„Klingt vernünftig“, pflichtete Faw dem Kapitän bei.

Gar betrachtete den Berg. Von weitem sah er aus wie ein nahezu perfekter Kegel, bei näherem Hinsehen aber konnte man erkennen, dass er an vielen Stellen zerklüftet war und mehrere scharf gezackte Kämme besaß. Vegetation war, zumindest von dieser Entfernung aus, nicht zu sehen. Die Insel schien ganz aus Stein zu bestehen und erhob sich ohne Ufer steil aus dem Meer.

„Wir werden um die Insel herum segeln“, sagte Krysaora. „Vielleicht gibt es auf der Rückseite eine Bucht, in der wir ankern können.“ Durret konnte sein Entsetzen nur schlecht verbergen. „In weitem Bogen natürlich“, ergänzte Krysaora und schenkte dem Kapitän ein ermutigendes Lächeln.



Die Nachmittagssonne brach für kurze Zeit durch die Wolken und tauchte den Waldrand, an dem Od stand, in ein hoffnungsvolles Licht. Sie hatte es geschafft, das Hügelland zu durchqueren, ohne auf ihre Verfolger gestoßen zu sein. Nach und nach war die Ödnis einer Landschaft gewichen, die statt mit Felsen und Kieselgeröll mit kurzem graugrünen Gras bedeckt war. Büsche, vereinzelte knorrige Bäume und, zu Ods Freude, immer häufiger auftretende Wasserstellen hatten die Nähe des Waldes angekündigt.

In Rutts Wolfsfell gehüllt, ließ Od nun den Blick von Norden nach Süden schweifen. Von einem Horizont zum anderen erstreckte sich ein dichter Tannenwald, dahinter, im Westen, türmten sich die nackten Felsgipfel des Gebirges zu schwindelnden Höhen auf. Od holte tief Luft. Die Hochebene von Gowk war überwunden, jetzt kam der Albenwald und danach die Berge der Vampire und dann...

Ein Geräusch ließ das Mädchen herumfahren. Zwei Krieger des Rabenklans hatten sich bis auf knappe hundert Meter von hinten angeschlichen. Jetzt, da Od sie entdeckt hatte, rannten sie mit gezückten Dolchen auf sie zu.

Das Mädchen spurtete los, schlug sich in den Wald und kämpfte sich durchs Unterholz. Geraschel und das Knacken der Äste verrieten, dass die Krieger Od in den Wald folgten. Sie stieß einen Fluch aus. Ihre vage Hoffnung, ihre Verfolger würden es vielleicht nicht wagen, das Territorium der Alben zu betreten, war dahin.

Wurzeln und Gestrüpp ließen Od nur langsam vorankommen. Der Wolfspelz verhedderte sich ständig im Dornengeäst, bis sie ihn endlich abwarf. Den Sack, in dem sie ihren Proviant aufbewahrte, an die Brust gepresst, hastete sie weiter und brach, als sie hinter sich das schwere Schnaufen ihrer Verfolger hörte, nach links aus. Sie hörte das Geräusch eines strauchelnden Mannes und eine Stimme, die außer Atem „Bleib stehen!“ rief.

Dann stolperte Od und verlor das Gleichgewicht. Sie landete hart auf dem Boden und kugelte eine Böschung hinunter. Ehe sie sich gefasst hatte, fand sie sich auf dem Rücken liegend in einer lichten Mulde wieder, die beiden Rabenkrieger über ihr, triumphierend auf sie herabgrinsend. Als sie sich auf sie stürzen wollten, rollte sie sich flink zur Seite und zog ihren Dolch. Einer der Krieger gab ein schmerzvolles Ächzen von sich. Od sah, dass in seinem Hals ein fingerlanger Pfeil steckte. Der andere packte im selben Augenblick den Hals des Mädchens, zog seine Hand aber sofort wieder zurück, da Ods vorschnellender Dolch den Arm des Angreifers traf. Der erste Mann sackte leblos zusammen, der andere wandte sich überrascht nach ihm um, und Od nutzte die Gelegenheit, um auf die Beine zu kommen. Sie hörte einen zischenden Laut. Ein zweiter Pfeil traf den Rabenkrieger, den Od gerade mit dem Dolch erwischt hatte, an der Schläfe. Er verdrehte die Augen und stürzte der Länge nach zu Boden.

Od rannte wieder los. Nach nur wenigen Metern blieb ihr Fuß bei dem Versuch, über einen umgestürzten Baumstamm zu springen, an einer Wurzel hängen. Kopfüber stürzte sie über den Stamm und prallte gegen einen Ast. Für kurze Zeit wurde ihr schwarz vor Augen. Als sie

sich wieder halb aufgerappelt hatte und einen Blick zurück warf, sah sie sie – die Alben.

Es waren drei. Sie beugten sich über die am Boden liegenden Krieger. Kleine zierliche Gestalten, nackt bis auf lederne Lendenschurze, mit langem graugrünem Haar und übergroßen spitzen Ohren. Sie waren mit kurzen Äxten bewaffnet, an ihren Lendenschurzen hingen Pfeilköcher, aus denen Blasrohre ragten.

Od duckte sich hinter den Baumstamm. Die Alben waren es also, die die Rabenkrieger getötet hatten. Das Mädchen blickte in alle Richtungen. Keine weiteren dieser Kreaturen waren zu sehen. „Wenn sie die Raben gesehen haben“, dachte Od, „haben sie auch mich gesehen.“ Vorsichtig spähte sie über den Stamm.

Die Alben waren neben ihren Opfern in die Hocke gegangen, zwei von ihnen waren dabei, mit ihren Äxten auf die Hälse der Leichen einzuhacken, um ihre Köpfe von den Rümpfen zu trennen, der dritte wiegte seinen Oberkörper wie in Trance und bewegte lautlos die Lippen.

Od fing an, sich auf allen Vieren rückwärts zu bewegen. Da bemerkte sie, dass sie nicht allein war. Mit einem Ruck wandte sie sich um und erblickte vier weitere Alben, die sich ihr offensichtlich lautlos bis auf wenige Meter genähert hatten. Drei richteten ihre Blasrohre, die sie an ihre dunkelbraunen wulstigen Lippen hielten, auf das Mädchen, der vierte stand mit einem erhobenen Speer da und entblößte raubtierhafte Fänge. Sie blieben vollkommen bewegungslos, selbst als Od sich vorsichtig aufrichtete. Ihre Augen hatten auf abscheuliche Weise weder Pupillen noch Augäpfel, das makellose

Weiß schien vage von innen zu leuchten. Die Körper der Alben waren, wenn auch zierlich, sehnig, die Haut von fahlgrauer Farbe.

„Die Pfeile sind vergiftet“, dachte Od. „Ich hab keine Chance.“ Also ließ sie ihren Dolch fallen und sagte, wie es bei den Klans Sitte war: „Ich komme in friedlicher Absicht.“

Die Alben verrieten mit keiner Bewegung, dass sie Od verstanden hatten. Links von ihr waren die drei anderen aufgetaucht. Einer von ihnen hielt in jeder Hand einen abgetrennten Kopf an den Haaren. Die anderen beiden hatten ihre Äxte erhoben.

„Eure Feinde sind meine Feinde“, sagte Od und deutete vorsichtig auf die baumelnden Köpfe der Rabenkrieger. Auch das war ein ritueller Gruß der Klans.

Der Alb mit dem Speer machte mit der linken Klauenhand eine vage und unbestimmbare Geste. Keines der unheimlichen Wesen gab einen Ton von sich, sie schienen nicht einmal zu atmen.

Od überlegte, was zu tun sei. Dann öffnete sie mit sachten Bewegungen den Fellsack, den sie in der rechten Hand hielt, griff hinein und holte den Kopf Rutts hervor. Sie hielt ihn an den Haaren hoch. Die toten Augen des Häuptlings starrten den Alben entgegen.

Eine halbe Ewigkeit, so schien es Od, verging, dann senkten die Alben gleichzeitig ihre Waffen.



Die See war spiegelglatt, kein Lüftchen regte sich. Der graue Wolkenhimmel wirkte wie gefroren. Es herrschte Totenstille.

Keiner an Bord wagte ein Wort zu sprechen. Alle Segel waren geborgen worden und nun herrschte bei der Mannschaft Müßiggang. Seit sie von der rätselhaften Strömung erfasst worden waren, konnte man nichts Anderes tun, als dem Kommenden bang entgegenzublicken.

Backbord achtern an der Reling standen die drei Gefährten, Krysaora und der Kapitän und sahen zu dem schwarzen Berg hinüber, den sie seit unzähligen Stunden quälend langsam in einer immer enger werdenden Spirale umkreisten.

„Die Sonne müsste schon längst untergegangen sein“, sagte der Kapitän mit unangenehm hoher Stimme und wischte den Schweiß mit einem Tuch von der Stirn.

„Die Zeit steht still“, bemerkte Faw Holl eher nüchtern als angstvoll.

„Der Berg ist verhext“, winselnde Durret. „Und er zieht uns immer näher an sich ran.“

„Seltsame Strömung“, sagte Faw. „Wie ein Strudel.“

„Auf diese Weise bekommen wir die Insel von allen Seiten zu sehen.“ Krysaora klang noch nüchterner als Faw.

Sie hatten den unheilvollen Berg bisher zweimal umrundet. Er ragte auf allen Seiten steil, meistens nahezu in rechtem Winkel aus dem dunklen Meer. Keine Bucht. Keine Möglichkeit zum Anlegen. Vielleicht entdeckten sie etwas, wenn sie näher kamen. Und näher würden sie dem Berg zweifellos kommen. Möglicherweise zu nah. Sein Bann hatte das Schiff in Form einer trägen aber dennoch zwingenden Strömung erfasst. Mit dem Steuerrad dagegenzuhalten

hatte sich als sinnlos erwiesen. Wind, mit dessen Hilfe man aus der Strömung hinaussegeln hätte können, gab es nicht.

„D...Das geht nicht mit rechten D...Dingen zu“, stammelte der Kapitän

„Halt's Maul!“ fauchte Krysaora. „Du erbärmliche Memme!“

Durret schluckte trocken.

Es vergingen zwei Tage, schätzungsweise, denn die Zeit war nicht mehr zu messen. Die Sonne war am Himmel festgefroren und verbarg sich hinter der unbeweglichen Wolkendecke. Es war ein ewiger Spätnachmittag.

Der Berg war nun zum Greifen nahe, keine hundert Meter trennten die Albatross von seiner schwarzen Wand. Die Strömung führte das Schiff jetzt in einem exakten Kreis um den Berg, der ganz aus schwärzestem Obsidian zu bestehen schien.

„Glück gehabt“, sagte Faw Holl, als klar wurde, dass die Albatross die Wirbelströmung verlassen hatte und sich nicht weiter dem Berg näherte. „Dachte schon, wir zerschellen.“

„Dort“, rief Krysaora plötzlich. „Seht ihr das Loch in der Wand?“ Tatsächlich, auf Höhe der Wasseroberfläche öffnete sich eine Höhle in der Felswand. „Vielleicht gelangen wir auf diesem Weg auf die Insel. Bei der nächsten Umrundung versuchen wir es mit einem Boot.“

Etwa sieben Stunden später wurde ein Boot zu Wasser gelassen, gut ausgerüstet mit Waffen, Fackeln, Seilen und Proviant. Krysaora offenbarte Durret, dass er sie und die drei Gefährten begleiten würde,

um sicher zu gehen, dass die Albatross den Berg nicht ohne sie verlassen würde. Der Kapitän protestierte, bis Krysaora ihn ohrfeigte.

Soter, der Maat, bemerkte, dass es ohnehin nicht möglich sei, der Strömung zu entgehen. Und Wind, so fügte er düster hinzu, wäre nicht in Aussicht.

„Sicher ist sicher“, sagte Krysaora zu Soter. „Und du kommst auch mit.“

Die drei Gefährten, Krysaora, der sich heftig beschwerende Maat und der inzwischen wieder stumme Kapitän kletterten die Strickleiter hinunter und bestiegen das mit vier Riemen ausgestattete Boot. Soter, Durret, Gootar und Faw Holl übernahmen die Ruder, Gar Et Ann und Krysaora setzten sich an den Bug.

„Wir bleiben zunächst im Kielwasser der Albatross“, sagte Krysaora, während sie die Leine löste. „Erst auf mein Kommando versuchen wir, Richtung Berg aus der Strömung rauszurudern.“

Das Ruderboot blieb immer weiter hinter der Albatross zurück. Am Heck stand die Mannschaft versammelt, ein betretener Haufen, verstört durch die geheimnisvollen und angsteinflößenden Ereignisse der letzten Zeit.

„Hoffentlich sind sie noch da, wenn wir zurückkehren“, sagte Gar.

„Ohne Wind“, gab Krysaora zurück, „kommen sie nicht aus der Strömung.“

„Und wenn Wind aufkommt?“ rief Faw über die Schulter.

„Das ist *mein* Schiff“, brüllte Durret unvermutet. „Und *meine* Mannschaft. Und die tut, was ich ihr sage. Sie werden warten, bis wir zurück sind. Wind oder nicht Wind.“

„Das erste vernünftige Wort“, sagte Krysaora. „Es wird vermutlich ohnehin keinen Wind geben. Dieser Teil des Ozeans unterliegt nicht den bekannten Gesetzen der Natur.“

„Fraglich nur“, warf Faw ein, „wie wir dann, wenn wir zurückgekehrt sind, von dieser Insel wegkommen.“

„Sehen wir dann“, lautete Krysaoras knappe Antwort.

„Was haben wir überhaupt auf dieser verdammt Insel zu suchen?“ fing Durret jetzt wieder an zu klagen. „In Gurta wartet man auf eine Schiffsladung voll Zitronen, und ich sitz hier fest. Und die Zitronen vergammeln. Und...“ Der Kapitän brach ab. Es hatte ohnehin keinen Sinn.

„Gurta“, sagte Gar, „wird sich bald weniger für Zitronen aus dem Westen interessieren, als viel mehr für den Tod, der aus dem Osten herannaht.“

„Wovon sprichst du?“ wollte Durret wissen, aber Krysaora brachte Gar mit einem kurzen Kopfschütteln zum Schweigen. „Ein kleiner Zitronenhändler“, sagte sie in geringschätzigem Ton, „versteht nichts von den Geschicken jenseits seines engen Horizonts.“ Durret gab ein wütendes Schnauben von sich, dann herrschte wieder Schweigen.

Seit einer Stunde trieb das Boot in der Strömung. Krysaora hatte angeordnet, die Riemen einzuziehen. Die Ruderer sollten ihre Kräfte sparen, bis es soweit war, sich zur Insel zu kämpfen.

Ohne Unterlass musterte Krysaora die langsam vorbeiziehende Felswand.

„Obsidian“, vermutete Gar Et Ann.

„Nein“, schüttelte Krysaora den Kopf. „Dieser Berg ist nicht von dieser Welt.“ Und dann: „Jetzt! Es ist soweit. Rudert!“

Die Männer legten sich in die Riemen, und schon nach kurzer Zeit wurde klar, dass es weniger schwierig war, aus der Strömung zu kommen, als sie befürchtet hatten. Nach nur einigen Ruderstößen hatten sie es geschafft. Das Boot lag in unbewegtem Wasser.

Die Höhle war inzwischen in Sicht gekommen und die Ruderer nahmen Kurs auf das gähnende schwarze Loch. Gar und Krysaora entzündeten Fackeln, dann passierten sie die Öffnung. Eine Wasserstraße schien tief in den Berg hineinzuführen. Die platschenden Rudergeräusche wurden von den glatten Felswänden des Tunnels zurückgeworfen.

Gar Et Ann hielt die Fackel hoch und musterte Decke und Wände: „Sieht fast aus wie ein künstlich angelegter Eingang.“ Krysaora schwieg und blickte angestrengt in Fahrtrichtung.

Nach einer Weile mündete der Tunnel in eine geräumige Grotte, deren Decke sich in der Dunkelheit verlor. Dem Hall nach zu urteilen musste es sich um eine gigantische Kuppel handeln. Das Boot durchquerte ein großes Wasserbecken, das auf allen Seiten von einem Felsenufer umgeben war.

Wenig später hatten die Männer und Krysaora festen Boden unter den Füßen. Das Boot war ans Ufer gezogen und entladen worden. Jetzt

wurden Proviant, Seile, Fackeln und Waffen verteilt. „Keine Waffen?“ fragten Durret und Soter beinahe wie aus einem Mund, als Krysaora ihnen die Proviantssäcke und Seile zuwies. „Um uns in den Rücken zu fallen?“ lautete Krysaoras knappe Gegenfrage in einem Ton, der weitere Debatten ausschloss.

Gar Et Ann und Gootar bewaffneten sich mit Kurzschwertern und Dolchen, Gootar, der ein guter Schütze war, griff zusätzlich zu Bogen und Pfeilköcher. Faw Holl befestigte eine Streitaxt mit Doppelblatt an seinem Gürtel, Krysaora begnügte sich mit einem langen Dolch.

„Gut. Wir haben es auf die Insel geschafft“, sagte Gar und wurde von Durrets kleinlautem „Eher *in* die Insel“ kommentiert. Krysaora schnellte auf den Kapitän zu. Die Spitze ihres Dolchs stoppte einen halben Zentimeter vor seiner Kehle. „Ein sinnloses Wort noch“, zischte die Frau, „und du bist ein toter Mann.“ Dann, den Dolch langsam senkend: „Jetzt, da wir auf der Insel sind, übernimmt Gar Et Ann das Kommando. Er hat hier eine wichtige Aufgabe zu erfüllen. Keiner wird auch nur ein Wort von ihm in Frage stellen.“

Faw entzündete eine dritte Fackel, warf Gar ein Grinsen zu und sagte: „Sie fängt an, mir zu gefallen.“



Logdar hatte nicht zuviel versprochen, dachte Chaidagar. Die Gräfin Yríu war eine von den Frauen, die einen Mann mit nur einem Lächeln in ihren Bann zu schlagen vermochten. Er verneigte sich vor ihr und küsste die Hand, die sie ihm mit anmutiger Gebärde entgegenhielt.

„Willkommen auf Burg Ganrar, Gräfin“, sagte er.

„Der Name der Burg ist alles“, erwiderte Yríu in trauriger Nachdenklichkeit, „was von König Ganrar übriggeblieben ist.“

Chaidagar fasste die Bemerkung als Vorwurf auf und sagte: „Wenn es nach uns gegangen wäre...“

„Nun“, unterbrach ihn die Gräfin sanft, „war es nicht klar, dass es nicht mehr nach Euch gehen würde, als Ihr nicht nur König Keremms Ermordung hinnahmt, sondern auch noch seinem Mörder folgtet?“

„Verzeiht“, sagte Chaidagar und bot Yríu einen Platz an der Stirnseite der langen Tafel an. „Ihr habt Recht. Es gibt keine Entschuldigung für die Torheit, die wir begangen haben.“ Nachdem sich die Gräfin gesetzt hatte, nahmen auch Logdar und Chaidagar Platz. Auf der Tafel stand eine Karaffe Wein, ein Teller mit einem Laib Brot und ein Suppenkessel.

„Ihr müsst nach der langen Reise hungrig sein“, sagte Chaidagar. „Ich bedaure, Euch nichts Besseres anbieten zu können. Die Zeiten sind schlecht.“

Yríu machte eine Geste der dankenden Ablehnung, Logdar bediente sich selbst. Er sagte: „Die Zeiten in Biar-Ganrir waren nie gut, jedenfalls kann ich mich nicht daran erinnern.“ Er schöpfte sich dünne Kartoffelsuppe in den Teller. „Jahrzehnte des Krieges. Fünf Könige. Alle mit Alleinherrscheransprüchen. Eins muss man Porkka lassen, er hat Bewegung in die Sache gebracht.“

„Jetzt gibt es keinen König mehr“, seufzte Chaidagar. „Jetzt gibt es nur noch ihn.“ Und an die Gräfin gewandt: „Einen Becher Wein?“ Wieder die Geste der dankenden Ablehnung.

„Alles an ihr ist Anmut“, dachte Chaidagar und verlor sich dabei in dem Blau ihrer Augen. „Wann werde ich Porkka treffen?“ fragte Yríu.

Chaidagar atmete tief durch, strich sich durch den schwarzen Bart und überlegte, wie er Yríu und Logdar die unerfreulichen Neuigkeiten mitteilen sollte. Er entschied sich für die Kurzfassung. „Vor drei Tagen verkündete er neue Pläne. Er hat vor, Ragan-Mitteég zu erobern.“ Logdar ließ den Löffel in den Teller fallen und starrte Chaidagar entsetzt an. „Das war abzusehen, Logdar, wir alle wussten, dass es nicht bei Biar-Ganrir bleiben würde, auch wenn es keiner auszusprechen gewagt hatte. Vorgestern brach Porkka mit einem kleinen Spähtrupp Richtung Westen auf. Es kann dauern, bis er zurückkehrt.“

„Ich frage mich, was ihn antreibt“, sagte Logdar, „Was ist sein Ziel? Wonach strebt er? Königswürden lassen ihn kalt. Und Macht...“ Er zuckte mit den Schultern.

„Macht kann es auch nicht sein“, setzte Chaidagar Logdars Mutmaßungen fort.

„Er erweckt nicht den Eindruck, als ob ihm die Tatsache, Biar-Ganrir erobert zu haben, ein Gefühl der Befriedigung gibt. Das Reich zu regieren, es gar wieder aufzubauen, das alles interessiert ihn nicht. Es scheint ihm nur darum zu gehen, Elend und Zerstörung zu bringen, alles niederzumähen, was ihm im Weg steht. Er ist besessen von Tod und Gewalt.“

„Ein Dämon“, flüsterte Logdar.

Da lachte die Gräfin. Es klang wie das Läuten von Glocken, und ganz ohne Sarkasmus sagte sie: „Ich kann es kaum erwarten, ihn kennen zu lernen.“



Jetzt, da eine dritte Fackel brannte und mehr Licht herrschte, konnte man sehen, dass das Ufer in der Grotte sehr bald an einer steilen Felswand endete. „Dort“, sagte Gootar und zeigte auf einen Höhleneingang. Gar Et Ann ging darauf zu, gefolgt von den Anderen.

Es handelte sich um einen weiteren Tunnel, sehr viel schmaler als der, durch den sie mit dem Boot gerudert waren. Gar ging voran, gefolgt von Gootar und Krysaora, dahinter Durret und der Maat und als Schlusslicht Faw Holl.

Der Gang stieg leicht an. Die Luft war dünn, ungewöhnlich warm und roch leicht nach Schwefel. Vielleicht war das hier ein Vulkan. Faw war nicht der Einzige, der diese Vermutung hatte. Ein Vulkan. Oder das Tor zur Hölle. Wenigstens ging es bergan.

Nach mehreren hundert Metern endete der Gang an einem Gitter. „Metall“, entfuhr es Gar, denn jetzt war klar, dass die Insel bewohnt war. Zumindest war dieses Gitter von Menschenhand geschmiedet worden.

„Nicht unbedingt Menschenwerk“, sagte Krysaora, als ob sie Gars Gedanken gelesen hatte. Sie musterte die zwölf dicken Eisenstangen, die vertikal angeordnet im Boden und in der Decke verankert waren.

Gar reichte ihr seine Fackel, umfasste zwei der Gitterstäbe, um ihre Festigkeit zu prüfen. Da glühten sie von einem Augenblick zum anderen in grellem Orange auf. Gar schrie schmerzvoll auf, ließ los, taumelte zurück und wäre gestürzt, hätte Gootar ihn nicht aufgefangen. „Zauberei“, schrie Soter in einem Anflug von Panik.

Gar schaute auf seine schmerzenden Handflächen. Merkwürdigerweise waren keine Brandwunden zu sehen. Das Glühen des Gitters verlöschte nach und nach, wie Eisen, das man aus dem Schmiedeofen gezogen hatte und auf dem Amboss liegen ließ, ohne es zu bearbeiten.

Krysaora nahm beide Fackeln in die rechte Hand, trat vor und umfasste mit der Linken eine der Stangen. „Es ist furchtbar heiß“, sagte sie. Faszination lag in ihrer Stimme. Der Schmerz schien ihr nichts anzuhaben. „Es tut höllisch weh.“ Trotzdem ließ sie nicht los. „Aber der Schmerz ist Illusion.“ Jetzt erst zog sie ihre Hand zurück und zeigte sie den Anderen: „Seht! Ich bin nicht verwundet. Der Schmerz klingt schnell ab.“ Gar, der wieder auf seine Handflächen blickte, nickte bestätigend.

„Unser Soter hat Recht“, sagte Krysaora, und ein geheimnisvolles Lächeln umspielte ihre Lippen. „Zauberei. Und nichts weiter.“ Sie wandte sich wieder dem Gitter zu, das nun so aussah wie zuvor. „Es muss einen Weg geben, dieses Hindernis zu überwinden.“

Krysaora musterte lange Zeit die Gitterstäbe, ohne ein Wort zu sagen. Dann wandte sie sich mit entschiedener Miene zu ihren Begleitern um und verkündete ihnen, dass das Gitter in Wirklichkeit gar nicht existiere.

„Was soll das...“, setzte Soter an und wurde sogleich von Krysaora unterbrochen, die ihm freundlich aber bestimmt versicherte, dass sie auch ihn töten würde, wenn er nicht ab sofort auf unangebrachte Bemerkungen verzichtete.

„Es sieht aus wie ein Eisengitter“, fuhr sie fort. „Es fühlt sich aber nicht so an.“ Gar nickte wieder bestätigend. „Alles, was man fühlt, wenn man es berührt, ist Schmerz. Seht!“ Dann schloss Krysaora die Augen und machte einen Schritt auf das Gitter zu. Als sie es berührte, erglühte es wieder. Krysaora schritt ungehindert durch die Stangen hindurch. Dann stand sie auf der anderen Seite des Gitters und drehte sich um: „Nichts als ein Trugbild. Der Schmerz im Moment des Durchschreitens ist grausam. Doch jetzt schon ist er bis auf ein erträgliches Maß abgeklungen.“

Die Männer waren verblüfft. Und dann schritt Gootar durch das Gitter, unmittelbar gefolgt von Gar Et Ann. Die Beiden bemühten sich, die Schmerzen standhaft zu ertragen, ihre Selbstbeherrschung reichte jedoch nicht an die Krysaoras heran. Qualvoll Stöhnend, schwer atmend, vorgebeugt, die Hände auf die Oberschenkel gestützt, blieben sie auf der anderen Seite des Gitters stehen.

„Nun unsere Freunde von der Albatross“, sagte Krysaora. Soter und Durret zögerten. Mit einem vagen Kopfnicken bedeutete der Kapitän seinem Maat, dass er ihm den Vortritt ließ. „Halb so schlimm, ihr Hasenfüße. Inzwischen sind bei mir jegliche Schmerzen verschwunden. Zähne zusammenbeißen und durch!“

Soter überwand sich und stürzte sich mit einem Schmerzensschrei durch das Gitter, Durret jedoch benötigte die Unterstützung von Faw,

der ihm einen Stoß gab, so dass der Kapitän beim unfreiwilligen Passieren der Barriere über seine eigenen Füße stolperte. Jetzt lag er wimmernd zu Füßen der Anderen, wagte aber nicht, etwas zu sagen.

Nachdem auch Faw mit zusammengebissenen Zähnen und die Stirn voller Schweißperlen auf der anderen Seite angekommen war, setzten sie ihren Weg durch den Gang fort. Er gabelte sich nach einiger Zeit, und Gar entschied sich für die linke Abzweigung.

„Hier steigt der Gang steiler an“, sagte er. „Im Buch des Eremiten steht geschrieben, dass sich die Wra’amm am höchsten Punkt der Insel befinden soll.“

„Wra’amm.“ Soters Lippen formten das merkwürdige Wort, ohne dass er einen Ton von sich gab. *Wra’amm*. Was mochte das sein?

Der Gang mündete in eine niedrige Höhle, in der man knapp stehen konnte. Im Gegensatz zu den Gängen, die roh aus dem Felsen gehauen waren und beinahe aussahen, als wären sie natürlich entstanden, war diese Höhle von perfekter Geometrie. Decke und Boden bestanden aus makellos glattpoliertem Gestein. In die Seiten des achteckigen Raums waren Türen eingelassen, alle versehen mit einem Knauf, der aus der Mitte herausragte.

Gar schritt auf eine der Türen zu. Sie schien aus einem holzähnlichen Material zu bestehen, und dennoch war es ganz sicher kein Holz. Was immer es war, diesmal handelte es sich um kein Trugbild. Der Knauf fühlte sich metallan und ließ sich drehen. Nach einem klickenden Geräusch schwang die Tür nach außen auf und offenbarte einen weiteren Gang, der noch steiler als der vorherige

bergauf führte. Aus seinen dunklen Tiefen ertönte ein tiefes Knurren, wie aus der Kehle eines großen Raubtiers.

„Wir prüfen erst die anderen Türen“, sagte Gar Et Ann. „Vielleicht gibt es hinter einer von ihnen einen einladenderen Gang.“

Keine der sechs anderen Türen jedoch ließ sich öffnen, und so zog Gar sein Schwert: „Dann wollen wir mal sehen, was dort oben lauert.“

„Nein!“ platzte es aus Durret heraus. „Ohne mich. Da mach ich nicht mit!“ Einen Augenblick später lag er röchelnd am Boden und hielt die Hand an seinen Hals gepresst. Zwischen seinen Fingern sprudelte Blut hervor. Krysaoras Dolch hatte die Schlagader des Kapitäns durchschnitten. Sie wischte die Klinge an Durrets Hemd ab und zischte: „Ich habe dich gewarnt.“ Dann rollte sie den sterbenden Kapitän auf den Bauch und löste die Riemen seines Rucksacks.

Gar brach das betretene Schweigen, das unter den Männern herrschte, einzig unterbrochen von dem gelegentlichen Grollen aus dem Gang: „Das war ganz und gar unnötig.“

Krysaora schulterte den Rucksack und sagte mit fester Stimme: „Ich bin eine Frau, die ihr Wort hält. Diese Tatsache war euch bisher meist von Nutzen. Ich sagte, ich würde ihn töten, wenn...“

„Du sagtest auch“, fiel ihr Gar ins Wort, „dass ich das Kommando habe.“

Krysaora funkelte ihn zornig an. Der Dolch zitterte in ihrer Hand. Einen Augenblick sah es so aus, als wollte sie sich auf Gar stürzen, dann steckte sie die Waffe weg.

Durret gab einen letzten gurgelnden Laut von sich, dann war er tot. Unter seinem Körper breitete sich eine Blutlache aus.

„Von jetzt an keine Kämpfe mehr“, sagte Gar. „Möglicherweise brauchen wir jeden Mann.“ Bei dem letzten Wort huschte ein spöttisches Lächeln über Krysaoras Lippen.

Gar Et Ann betrat den Gang, gefolgt von Gootar und Krysaora. Noch bevor der Maat und Faw Holl die Schwelle erreicht hatten, schwang die Tür unvermittelt zu und fiel ins Schloss.

Faw packte den Knauf und versuchte, daran zu drehen. Vergeblich. Die Tür war nicht zu öffnen. Er trommelte mit den Fäusten dagegen, rief nach seinen Gefährten, dann lauschte er. Nichts. Kein Laut war hinter der Tür zu vernehmen. Fluchend griff Faw zur Axt, holte aus und ließ sie gegen die Tür donnern. Sie blieb unversehrt. Nicht einmal eine leichte Kerbe war zu sehen.

„Bleibt uns nur der Weg zurück“, sagte Soter obwohl er wusste, dass Faw darauf nicht eingehen würde.

Faw Holl beschloss, erst einmal abzuwarten. Vielleicht gelang es den Anderen, die Tür von innen zu öffnen. Geduld war allerdings nicht seine Stärke, und so wurde er schon nach kurzer Zeit vergeblichen Wartens unruhig und ging fluchend auf und ab. Soter stand da und stierte stumpf auf den toten Kapitän. „Komm“, sagte Faw schließlich. „Wir gehen den Gang zurück. Bis zu der Gabelung. Nehmen die andere Abzweigung.“ Er hielt inne. „Oder warte!“ Er ging zu der Tür rechts von der, durch die die Anderen verschwunden waren, und drehte an dem Knauf. Es klickte. Dann schwang sie auf. „Dachte ich’s mir doch.“ Und zum Maat: „Komm jetzt!“

Soter riss sich von dem Anblick seines Kapitäns los und folgte Faw seufzend über die Schwelle. Die Tür fiel hinter ihnen ins Schloss.

Der tote Durret blieb in dem achteckigen Raum zurück. Plötzlich entrang sich ein ächzender Laut seiner Kehle. Dann zuckte sein kleiner Finger.



Od hatte die Baumgrenze erreicht. Umgeben von zerklüfteten schiefergrauen Felsen, die vom Licht der Mittagssonne übergossen wurden, blickte sie auf den Wald im Tal hinunter. Seit ihrer ersten Begegnung mit den Alben waren ihr keine dieser fremdartigen Kreaturen mehr begegnet. Mit dem Kopf des Häuptlings Rutt hatte sie sich offenbar eine sichere Passage durch den Wald erkaufte. Die Alben hatten sie unbehelligt ziehen lassen. Zwei Tage waren vergangen, in denen Od das Gebiet der Alben auf Wildpfaden durchquert hatte. Nun galt es, das Gebirge zu überwinden.

Die mächtigen Gipfel, die in den wolkenlosen Himmel ragten, waren mit Schnee bedeckt. Bergdohlen nutzten den Aufwind der Felswand zu Ods Rechten, um auf und ab zu segeln. Od folgte einem Pass, der sich oberhalb eines reißenden Wildbachs steil bergauf wand und erkannte, dass der unruhige Flug der Vögel, der begleitet war von aufgeregtem Schreien, nicht nur von ihrer Anwesenheit herrührte. Sie war nicht allein. Irgendetwas lauerte. Zu sehen war nichts, doch hier und da hörte sie das Geräusch von Steinen, die über Felsen rollten.

Wie über die Alben, erzählte man sich im Hochland der Klans schreckliche Geschichten von den Vampiren, die in den Bergen hausten. Uralte Überlieferungen von fernen Vorfahren waren es, die

von nach Blut gierenden Bestien berichteten. Od jedoch hatte keine Angst. Geschichten, das war ihr klar, veränderten sich im Lauf der Zeit, wuchsen von Erzählung zu Erzählung in ihrer Bedrohlichkeit und dienten letztendlich immer der Unterhaltung. Je bedrohlicher eine Geschichte war, desto höher war ihr Unterhaltungswert.

Als Od nun eines jener Monstren ansichtig wurde, änderte sich ihre Meinung schlagartig. Der Pass machte eine scharfe Biegung nach rechts, und hinter der Biegung wartete in widerwärtigster Scheußlichkeit – ein Vampir. Er war von gedrungener Gestalt, nackt und unbehaart, aber ohne erkennbare Geschlechtsmerkmale. Er stand auf viel zu kurzen stämmigen Beinen, hatte dafür aber starke Arme, die bis zum Boden reichten, Füße und Hände groß und klauenbewährt, einen Kopf, der zu zwei Dritteln aus einem klaffenden Maul mit scharfen Raubtierfängen bestand und sich zu einem markerschütternden Brüllen öffnete. Die Bestie starrte Od aus tiefschwarzen schrägstehenden Augenschlitzen an, breitete die Arme wie zu einer tödlichen Umarmung aus und brüllte erneut. Od wartete nicht den Angriff des Vampirs ab. Sie hechtete ihm mit gezogenem Dolch entgegen, wich behände einem Hieb seiner Klaue aus und bohrte die Klinge in sein linkes Ohr. Der Vampir taumelte nach rechts. Od trat ihm in die Seite, so dass er zu Boden stürzte. Jetzt sah sie die verkümmerten Flügel auf seinem massigen Rücken. Sie glichen denen einer Fledermaus, waren aber viel zu klein, um ein Wesen dieser Statur in die Lüfte zu heben. Während der Vampir ohrenbetäubend brüllend versuchte, auf die Beine zu kommen, schlugen die Flügel hilflos und unkoordiniert. Od sprang wieder vor

und wuchtete den Dolch zwischen die Flügel der Kreatur. Sie fiel vornüber. Dunkelrotes Blut ergoss sich über die lederartige Haut des Rückens, als Od den Dolch aus der Wunde riss und wieder zurück sprang. Knapp entging sie einer nach hinten schnellenden Klaue. Dann drehte sich der Vampir auf den Rücken und war schneller auf den Beinen, als Od erwartet hatte. Das Wesen war plump, doch die Länge seiner Arme half ihm, diesen Nachteil wett zu machen. Aus dem verwundeten Ohr, das dem Flügel einer Fledermaus glich, tropfte Blut. Eine lange schwarze Zunge fuhr aus dem Maul und leckte es auf, während der Vampir erneut seine Arme ausbreitete.

Od hob einen faustgroßen Stein vom Boden auf und schleuderte ihn auf das Monster, bevor es sich auf sie stürzen konnte. Der Stein traf seine platte Nase, hatte jedoch lediglich den Effekt einer kurzen Irritation. Schon warf es sich nach vorn und ließ seine Arme durch die Luft wirbeln. Der linken Klaue konnte Od ausweichen, die rechte jedoch verfang sich in dem Wolfsfell und riss es von den Schultern des Mädchens. Od nutzte die kurze Verwirrung des Vampirs, um vorzuspringen und der Bestie einen tiefen Schnitt am Hals beizufügen. Blut sprudelte aus der Wunde. Da kam ein zweiter Vampir um die Biegung und stürzte sich unversehens auf seinen Artgenossen. Während Od zurückwich, sah sie, wie ein Monster, offensichtlich im Bluttausch, nach dem Hals des anderen schnappte. Tief gruben sich seine Fänge ein und rissen dem ersten Vampir den halben Hals weg. Eine Blutfontäne ergoss sich in das Maul des Angreifers. Mit einem erregten Flattern seiner Flügel fiel er über sein Opfer her.

Das war Ods Gelegenheit. Sie hastete den Pass weiter bergauf. Er war bald so steil, dass sie sich auf allen Vieren vorankämpfen musste. Den blutbesudelten Dolch trug sie zwischen den Zähnen.

Ein kurzer Blick zurück zeigte Od, dass sie einen guten Abstand zwischen sich und den Vampiren gewonnen hatte. Doch mittlerweile waren drei weitere hinter ihr her. Auch sie bewegten sich auf allen Vieren, warfen ihre Arme nach vorne und zogen ihre auf den kurzen Beinen hüpfenden Leiber hinter sich her.

Nach einiger Zeit wurde der Weg eben, jedoch stetig schmaler, bis Od sich auf einem engen Sims bewegte. Die Felswand zur Rechten ragte senkrecht in die Höhe, links gähnte der Abgrund, durch den der Wildbach rauschte. Bald kam Od nur noch seitwärts voran. Sie hielt sich mit dem Rücken dicht an der Wand. Es gelang ihr, den Vorsprung zu ihren Verfolgern zu vergrößern. Sie kamen jetzt viel langsamer voran, mussten sich gleichfalls seitwärts bewegen, wobei sie ihre Arme nicht mehr benutzen konnten, sondern auf ihre kurzen Beine angewiesen waren.

Nach einer weiteren scharfen Biegung wurde der Sims unmittelbar breiter. Od überlegte, ob sie den Vampiren hier auflauern sollte. Vielleicht konnte sie ausnutzen, dass ihre Verfolger auf unsicherem Boden standen, während sie mehr Bewegungsfreiheit hatte. Doch da sah Od einen Vampir aus der Gegenrichtung herannahen.

Sie rannte auf ihn zu, sprang zwei Meter vor ihm in die Luft und landete mit den Füßen voraus auf seiner Brust. Die Bestie fiel auf den Rücken, schlug dabei die Klauen in Ods Rücken und riss das Mädchen mit sich zu Boden. Den Schwung ausnutzend, wuchtete Od den Dolch

mit beiden Händen in das linke Auge des Vampirs. Er zog die Klauen zurück und erstarrte augenblicklich. Sofort war Od auf den Beinen, ließ das tote Scheusal liegen und eilte zurück zu der Biegung. Gerade noch rechtzeitig. Schon kam der erste der drei Verfolger um die Ecke. Zuerst war seine Klaue zu sehen, die sich an der Felswand entlang tastete. Od ging in die Hocke und wartete auf den Fuß des Vampirs. Dann trieb sie ihm den Dolch ins Bein. Es knickte ein, der Vampir verlor das Gleichgewicht und stürzte mit einem Brüllen in den Abgrund.

Der Nächste ließ auf sich warten. Klar, dachte Od, er war gewarnt. Die Sekunden vergingen zäh und Od wurde erst jetzt bewusst, wie sehr die Wunden schmerzten, die der Vampir ihr am Rücken zugefügt hatte. Die Kleidung klebte an ihrem Körper. Blut lief ihr die Beine hinunter. Sie wollte nicht länger warten. Eine andere Idee schoss ihr durch den Kopf. Sie lief zu dem Kadaver hinüber und brachte ihm einen tiefen Schnitt am Hals bei. Das Blut, das aus der Wunde quoll, würde Ods Verfolger in ihrer Blutgier veranlassen, über den toten Vampir herzufallen. Das würde ihr einen Vorsprung verschaffen.

Also hastete Od weiter den Pass entlang. Als sie ein Fauchen und Brüllen hörte, drehte sie sich um und sah, wie sich ihre Verfolger, inzwischen waren es vier, auf den Kadaver stürzten und sich dabei gegenseitig bekämpften.

„Gut“, dachte Od. „Ich gewinne Zeit. Bleibt nur zu hoffen, dass mir keiner mehr entgegenkommt.“

Der Sims stieg jetzt wieder leicht an und wurde abermals schmaler. Nach einer weiteren Biegung erblickte Od einen mächtigen

Wasserfall, der von der Felswand herabstürzte, sich über den Pass ergoss und weiter in den Abgrund donnerte. Auf der anderen Seite führte der Pass weiter, doch der Wasserfall erweckte den Anschein eines unüberwindbaren Hindernisses – einer Sackgasse.

Od näherte sich ihm zögernd. Die Luft war erfüllt von Sprühwasser, das ihr das Atmen erschwerte. Dann entdeckte sie den schmalen Raum zwischen Wasserfall und Felswand. Vielleicht konnte sie sich bis zur anderen Seite durchzwängen, ohne von den herabstürzenden Wassermassen erschlagen oder in die Schlucht gerissen zu werden. Sie hatte ohnehin keine andere Wahl.

Der Boden war schlüpfrig und leicht talwärts geneigt. Den Rücken an die Wand gepresst, Zentimeter für Zentimeter, schob sich Od seitwärts voran. Der Wasserfall spannte sich wie ein weißer Vorhang über ihren engen Pfad. Was für eine Kraft dieses Wasser hatte, dachte das Mädchen, was für eine Gewalt. Ein falscher Schritt, und sie würde...

Plötzlich verlor Od den Halt.



Der Eremit wohnte in einem steinernen Turm in den östlichen Moorgebieten von Ragan-Mitéeg. Der Turm ragte einsam und schief aus der mit rötlichem Torfmoos bewachsenen Landschaft, kaum mehr als zehn Meter hoch, gekrönt von einer von Zinnen umgrenzten Brustwehr.

Morgendliche Nebelschwaden lagen über dem Moor, der Schrei eines Falken kam aus Richtung des nahegelegenen Hains. Der Eremit, der auf dem Dach des Turms stand und über die Zinnen spähte, wusste, was der Ruf zu bedeuten hatte. Für einen Moment schloss er die Augen. Als er sie wieder öffnete, sah er den Reiter am Rand des Haines. Er lenkte seinen Rappen auf den Turm zu.

Ein jäher Wind kam auf und spielte mit dem langen weißen Haar des Eremiten. Er verließ das Dach des Turms und stieg über eine Leiter in seine Kammer hinab. Dort ließ er seinen Blick über die leeren Regale wandern, die gestern noch mit unzähligen Schriftrollen und Folianten voll uralter Überlieferungen angefüllt gewesen waren. Auf dem von Falten des Alters durchfurchten Gesicht des Eremiten spiegelte sich Kummer und Müdigkeit. Seufzend ließ er sich auf einem Hocker neben dem Kamin nieder. Die Luft in der Kammer war immer noch erfüllt von dem Rauch, in dem all jenes Papier während der letzten Nacht aufgegangen war. Gestern noch mit Tinte festgehaltene Weisheit, heute nur noch kalter Rauch, der sich in Form von Ruß an den steinernen Mauern der Kammer niedergeschlagen hatte. Alles war verloren.

Der Eremit hob die Schultern. Die Welt dort draußen, so dachte er, war ohnehin dem Untergang geweiht. Seit Langem schon war sie in Barbarei versunken. Es galt nur mehr das Gesetz des Stärkeren, das Gesetz des Schwertes. In einer Welt, in der Tod und Vernichtung regierten, kümmerte sich niemand um die heiligen Weisheiten der Vergangenheit.

Ein vages Lächeln huschte über das Gesicht des Eremiten, als er an den jungen Mann dachte, der ihn vor einigen Monden besucht und um Rat gebeten hatte. Seine braunen Augen waren mit einem Leuchten erfüllt gewesen, mit dem Leuchten jugendlicher Hoffnung und dem der Tapferkeit. Er war nicht bereit gewesen, das alles verschlingende Übel hinzunehmen.

Es pochte am Tor des Turms. Das Gesicht des Eremiten verdüsterte sich wieder. „Das Tor ist offen“, rief er.

Der Besucher erklimm mit schweren Schritten die Wendeltreppe zu der Kammer des Eremiten. Dann stand er vor ihm, ein Riese von einem Mann, mit langem pechschwarzen Haar und Augen, die so kalt waren wie das Eismeer des Nordens. Auf dem Brustpanzer seines Lederharnisches prangte ein finsternes Wappen, das den Totenschädel eines Bären zeigte. In der Hand hielt er ein langes Breitschwert, auf das sich der Mann nun stützte. Breitbeinig stand er vor dem Eremiten und musterte die Kammer.

„Wie du siehst“, sagte der Alte, „habe ich dich erwartet.“ Ein kalter Blick traf ihn, ein Blick von nur mühsam gezügelter Wut und Enttäuschung.

„Die Vögel haben mir viel von dir erzählt“, fuhr der Eremit fort. „Von dir und deinen Taten.“ Ein heiseres, freudloses Lachen drang aus der Kehle des Kriegers. „Und sie berichteten mir von den finsternen Mächten“, der Eremit machte eine Pause und spie den Rest des Satzes aus, „deren Sklave du geworden bist.“

Die Augen des Mannes flammten hasserfüllt auf. „Was wissen deine Vögel schon?“ sagte er mit tonloser Stimme.

„Mehr, als du jemals wissen wirst“, lachte der Alte herausfordernd. Er wusste, dass seine Zeit gekommen war, und es gab keinen Grund, das Unvermeidliche länger hinauszuzögern.

Als das mächtige Schwert die Luft zerschnitt, schloss der Eremit zum letzten Mal die Augen und sah den braunäugigen jungen Mann. Mochte seine Tapferkeit gegenüber all dem Übel dieses dunklen Zeitalters bestehen.



Kurz nachdem Gar, Gootar und Krysaora den Gang betreten hatten, war die Tür hinter ihnen ins Schloss gefallen. Jeglicher Versuch, sie wieder zu öffnen, hatte sich als vergeblich herausgestellt.

Gar trommelte mit den Fäusten gegen die Tür und rief nach Faw Holl, der mit dem Maat in dem achteckigen Raum zurückgeblieben war. Nicht der leiseste Laut einer Antwort war von jenseits der Tür zu hören.

Das Knurren und Grollen aus dem Gang kam näher, begleitet von schleppenden, schweren Tritten. Krysaora zog ihren Dolch, Gar sein Schwert, und Gootar legte einen Pfeil auf die Sehne seines Bogens. Sie pirschten ein Stück den Gang hinauf, den drohenden Lauten entgegen.

„Es ist nah“, flüsterte Krysaora. Den Geräuschen nach zu urteilen, hätte man inzwischen etwas sehen müssen. Ein feucht modriger Geruch breitete sich aus. Plötzlich schrie Krysaora in jäher Erkenntnis: „Es ist unsichtbar!“ Dann ertönte ein ohrenbetäubendes

Zischen. Ein gewaltiger Windstoß erfasste die drei und schleuderte sie zu Boden, so dass sie übereinander fielen. Der Gang war erfüllt von dichtem Sprühnebel. Die Fackeln erloschen.

In der undurchdringlichen Dunkelheit versuchte sich Gar unter einem bewegungslosen Körper, offenbar dem von Gootar, herauszuwinden.

„Vorwärts!“ hörte er Krysaora von weiter vorne rufen. Sie war wohl inzwischen wieder auf den Beinen. „Gootar“, ächzte Gar. Keine Antwort. Auf allen Vieren tastete er den Boden nach dem Schwert ab, das er verloren hatte. Vergebens. Das Atmen fiel in der feuchten Luft schwer. Wieder ertönte das Knurren – in unmittelbarer Nähe. Gar wich zur Seite und prallte gegen die Wand des Ganges.

„Es sind zwei!“ schrie Krysaora. Sie schien jetzt noch weiter entfernt zu sein. Wieder das Zischen, scharf und laut, und wieder die Druckwelle, wie eine Entladung von Wasserdampf, die Gar an die Wand presste und ihm den Atem raubte. Darauf der gellende Schrei Krysaoras, es mochte ein Schmerzensschrei sein, vielleicht sogar ein Todesschrei. Wütend klang er, doch auch auf entsetzliche Weise endgültig.

Dann entfernte sich das Grollen, begleitet von den schweren Tritten, und Gar kroch in die Richtung, in der er Gootar vermutete. Er bekam seine Hand zu fassen, tastete sich am Arm entlang zu seiner Schulter. Gootar lag immer noch am Boden. Gar schüttelte ihn. Kein Zeichen von Leben. Im Gang herrschte jetzt vollkommene Stille. Den Hals suchend, wanderte Gars Hand über Gootars Brust, bestrebt, die Halsschlagader zu finden und hoffend, dort noch den Herzschlag des

Freundes zu spüren. Doch dort, wo der Hals sein sollte, griff Gar ins Leere. Seine Hände berührten den Boden und dort – eine warme klebrige Lache. Blut. Nicht weit davon entfernt stießen Gars Hände, die in rasender Suche über den Boden glitten, auf etwas Hartes, das unter seiner Berührung wegrollte. „Gootars Kopf“, senkte sich die Erkenntnis, schwer wie ein Zentner Blei, auf Gar Et Anns Bewusstsein. Gootars Kopf.

„Was ist das?“ fragte Soter. „Diese Wra’amm, die ihr sucht?“

„Geht dich nichts an“, schnauzte ihn Faw Holl an, und nach einer Pause: „Bloß, weil Krysaora nicht mehr bei uns ist, bedeutet das nicht, dass du jetzt quatschen kannst.“

Der Gang hinter der Tür war eben, der Boden mit Platten gefliest, die aus dem selben Material bestanden wie die Tür.

Von weit her waren auf einmal Klänge zu hören, eine Melodie, fremdartig in ihren Intervallen, dissonant und unrhythmisch. Sie erfüllte die beiden Männer mit tiefem Unbehagen. Je weiter sie dem Gang folgten, desto lauter wurde die unheimliche Musik. Das Instrument, das sie spielte, war unbestimmbar. Sie glich nichts, was Faw je zuvor gehört hatte. „Teufelsmusik“, stieß er angewidert aus.

Jetzt breitete sich Nebel in dem Gang aus. Er senkte sich in dicken Schwaden von der Decke und hatte Faw bald so dicht umhüllt, dass der Schein seiner Fackel nichts mehr auszurichten vermochte.

„Soter.“ Faw Holl wandte sich um. Alles um ihn war weiß. Der Nebel schien aus sich heraus zu leuchten. „Soter, wo bist du?“ Der Maat antwortete nicht. Die Fackel erlosch.

Die Musik wurde nun rhythmischer, die Tonfolge schneller. Es klang wie eine wahnwitzige Symphonie des Grauens. Dieses Grauen erreichte seinen Höhepunkt, als Faw in einiger Entfernung hinter sich Soter schreien hörte. Von der einen Seite die höllische Musik, von der anderen ein qualvolles Schreien, so, als ob jemand dem Maat die Gedärme aus dem lebendigen Leib herausriss.

Faw Holl stand wie erstarrt da. Dann, gleichzeitig mit dem Verklingen der Musik, erstarb Soters Schrei. Ein leichtes Beben ließ den Boden unter Faws Füßen vibrieren. Er machte einen vorsichtigen Schritt nach vorn – und trat ins Leere.

Kopfüber stürzte Faw Holl in die Tiefe, riss die Arme nach vorne und machte sich auf den Aufschlag gefasst. Dieser jedoch blieb aus. Nach Luft japsend, keuchend, mit rasendem Herz, schoss Faw durch eine pechschwarze Leere. Und es verging Minute um Minute, und das Fallen nahm kein Ende. Faw wurde von unfassbarem Entsetzen gepackt.

...

Und bald waren es Stunden und Stunden, die er durch das bodenlose schwarze Nichts stürzte.

...

Wie viel Zeit verging, konnte Faw nicht ermessen. Doch irgendwann verlor sich das Gefühl des Fallens. Es war, als schwebte er in einem vollkommen lichtlosen Raum, in dem es weder ein Unten, noch ein Oben gab.

...

Faw Holl brüllte verzweifelt, brüllte, bis er keine Stimme mehr hatte. Dann verfiel er in lautloses Weinen.



Es war früher Abend, als Logdar durch die Tore der Burg Ganrar ritt.

Chaidagar erwartete ihn im Hof. „Porkka ist zurückgekehrt“, lautete seine Begrüßung. „Kurz nachdem du die Burg heute Morgen verlassen hattest.“

Logdar stieg von seinem Pferd und führte es zu den Stallungen. „Hast du die Gräfin mit ihm bekannt gemacht?“, fragte er Chaidagar, der neben ihm her ging.

„Er war sichtlich angetan von ihr“, erwiderte der schwarzbärtige Mann, „ich habe ihn nie zuvor lächeln sehen – wenn man es ein Lächeln nennen will.“

„Vielleicht ein gutes Zeichen.“

„Vielleicht. Jedenfalls hat er sich mit ihr sofort in seine Gemächer zurückgezogen.“

„Was ließ er über seine Reise nach Ragan-Mitteég verlauten?“ fragte Logdar, als er sein Pferd der Wache bei den Stallungen übergab. Chaidagar antwortete erst, als der Mann mit dem Pferd verschwunden war: „Er rief uns Kriegsherren zu sich und verkündete, dass der Eroberungszug in einem Monat beginnen werde. Oh, ihr Götter, du glaubst nicht, wie ihn die Kriegsherren bejubelt haben. Sie alle sind ihm verfallen. Angesteckt von seinem Vernichtungsrausch. Wir beide scheinen die Einzigen zu sein, die noch bei Sinnen sind.“

Logdar schüttelte bedrückt den Kopf: „Das eigene Land tief im Dreck. Was für einen Sinn könnte es da haben, den Nachbarn mit Krieg zu überziehen?“

Die Männer schritten nebeneinander über den Burghof.

„Porkka wies uns an, uns zu rüsten“, sagte Chaidagar.

„Ein Monat, um das Heer auf Vordermann zu bringen“, knurrte Logdar. „Knapp bemessene Zeit. Nach einem Krieg wie diesem.“

„Des Weiteren kündigte er an“, fuhr Chaidagar mit seinem Bericht fort, „dass er morgen schon Richtung Norden aufbrechen werde. Er hätte dort etwas zu erledigen und er würde erst in einem Monat zurückkehren.“

Logdar wölbte eine Braue: „Wenig Zeit für Yríu.“

„Als Vertreter während seiner Abwesenheit hat er Zaward bestimmt.“

„Zaward.“ Logdar spuckte verächtlich auf den Boden.

Bevor Porkka nach Biar-Ganrir gekommen war, hatte Zaward als Krieger in König Ganrars Heer gedient. Er war nicht einmal ein Kriegsherr gewesen. Ein einfacher Unteroffizier, bekannt für seine Hinterhältigkeit und seinen Hang zu unnötiger Grausamkeit. Noch dazu ein Verräter. Tage bevor Porkka Burg Ganrar erreicht hatte, war Zaward zu ihm übergelaufen und hatte sich bei seinem neuen Herrn Liebkind gemacht, indem er ihm wichtige strategische Informationen über die Festung gab.

„Wenn man vom Teufel spricht“, schnaubte Chaidagar, als er Zaward erblickte. Er überquerte den Burghof und kam auf die beiden Kriegsherren zu.

„Porkka wünscht, euch zu sprechen“, rief er schon von weitem. Er hatte eine unangenehm hohe und krächzende Stimme, die Logdar stets an die einer Krähe erinnerte. Sein mit Warzen und entzündeten Hautstellen bedecktes Gesicht war wie immer eine zynisch grinsende Fratze. „Er erwartet euch in seinen Gemächern.“

Porkka von Grakaan saß über den Tisch gebeugt vor einem Becher Wein. Als Logdar und Chaidagar den Raum betraten, blickte er auf, musterte die beiden scharf und bedeutete ihnen stumm, sich zu ihm an den Tisch zu setzen.

„Chaidagar hat mir von Euren Plänen berichtet“, sagte Logdar, „Ich bedaure, Eure Rückkehr verpasst zu haben. Ich wähte Euch nicht so bald zurück.“

Porkka schloss für einen Moment die Augen. Es war nicht einzuschätzen, in welcher Stimmung er war. Er hatte die beiden Kriegsherren zu sich gerufen, und jetzt schwieg er. Nicht, dass er zu Geschwätzigkeit neigte. Nicht Porkka von Grakaan. Aber die Stille, in der er vor den Männern saß, bereitete ihnen ein ungutes Gefühl.

Logdar ließ den Blick durch den Raum schweifen. Porkkas riesiges Schwert war an den Tisch gelehnt, in einem Eck stand das vierpfostige Bett, die Vorhänge zwischen den Pfosten zugezogen, daneben ein Stuhl, auf dem eine Karaffe und ein Becher abgestellt worden waren.

„Ich habe gehört“, brach Logdar das Schweigen, „dass ihr die Gräfin Yríu kennen gelernt habt.“

Ein seltsames Lächeln – wenn man es ein Lächeln nennen will – umspielte plötzlich Porkkas Lippen. Mit heiserer Stimme sagte er: „Es

war Liebe auf den ersten Blick.“ Dann wandte er sich um und warf einen Blick auf das verhüllte Bett.

„Merkwürdig“, sagte Porkka dann, während er nun wieder zu Logdar sah und sein Lächeln zu einem bösen Grinsen wurde. „Ich frage mich, was sie *damit* bezwecken wollte.“ Er öffnete seine rechte Faust, die auf dem Tisch lag. Ein winziges Fläschchen lag in seiner riesigen Handfläche. Logdar und Chaidagar waren wie gelähmt.

Porkka griff mit der Linken nach dem Weinbecher, nahm einen tiefen Schluck und runzelte die Stirn. Dann sagte er: „Es hat dem Wein einen unangenehmen Beigeschmack verliehen.“

Logdar löste sich aus seiner Erstarrung, sprang auf und stürmte zum Bett. Er riss die Vorhänge auf und taumelte zurück, als ob ihm jemand einen Schlag versetzt hatte. Die Laken waren blutgetränkt. Darauf lag Yríu, nackt, blutüberströmt, übersät mit blauen Flecken und tiefen Bisswunden, die Kehle durchgebissen, die Augen verdreht. Tot.

Logdar riss sein Schwert aus der Scheide und fuhr herum. Im selben Augenblick griff Porkka nach seinem Schwert, riss mit der Linken den Tisch hoch und kippte ihn Chaidagar entgegen. Logdars Hieb wurde von der wirbelnden Klinge Porkkas abgewehrt. Chaidagar, der rückwärts mitsamt dem Stuhl umgekippt war, kämpfte sich hinter dem Tisch hervor, doch noch bevor er sein Schwert ziehen konnte, sah er, wie Porkka seinem Freund den Schädel spaltete. Porkka von Grakaan wirbelte herum und grinste Chaidagar entgegen: „Zieh dein Schwert!“

Chaidagar zog es, dann versteifte sich sein Körper und fiel vornüber zu Boden. Hinter ihm stand Zaward mit einem Dolch in der Hand. Er

hatte den Raum unbemerkt betreten und Chaidagar von hinten erstochen.

„Schaff die Leichen weg!“ befahl Porkka.

„Auch die der Gräfin?“ fragte Zaward mit einem Gesicht, das vor Lüsterheit triefte.

„Nein“, sagte Porkka düster. „Mit ihr habe ich andere Pläne.“

Zaward brach in Lachen aus. Es klang wie das Geschrei einer Krähe.



Seit Stunden tastete sich Od durch die völlige Dunkelheit eines offenbar weitverzweigten Höhlensystems. Hunger und Kälte nagten an ihrer Hoffnung, jemals einen Weg zu finden, der aus diesem Labyrinth hinausführte. Noch dazu erwartete sie jeden Augenblick einen Angriff der Vampire. Es war nicht unwahrscheinlich, dass sie sich in der Höhle des Löwen befand – wo sonst mochten diese Bestien hausen, wenn nicht in Höhlen.

Od war in einen Schacht hinter dem Wasserfall gestürzt und in einem Felsengewölbe gelandet. Es war unmöglich gewesen, die senkrechte Wand wieder hinaufzuklettern. Schließlich hatte sie einen niedrigen Gang entdeckt und war ihn entlang gekrochen. Dann, nach einiger Zeit, war es ihr möglich gewesen, aufrecht zu gehen und so hatte sie sich, mit der Hand an der Felswand entlang gleitend, vorsichtig durch die Finsternis getastet.

Immer wieder empfand Od Öffnungen in den Wänden, unzählige Verzweigungen und Gabelungen. Sie versuchte stets die Richtung

beizubehalten, immer die Abzweigungen zu nehmen, die dorthin führten, wo sie den Westen vermutete. Zwar sah sie die Hand vor Augen nicht und konnte somit den Grad der Tunnelbiegungen nicht richtig einschätzen, doch Od hörte auf ihren inneren Kompass, und der zog sie nach Westen, weg von Gowk, hin zu den Ländern, in denen die Sonne unterging.

Ein quälend langsames Vorankommen war es. Ein Fuß nach vorne, vorsichtig tasten, ob der Untergrund fest war – schließlich wollte Od nicht in ein Loch fallen – und dann den anderen Fuß nachziehen. Sie stolperte mühsam über den unebenen Felsboden, stürzte zuweilen und war inzwischen sicherlich mit unzähligen Schürfwunden bedeckt. Die Wunde, die ihr der Vampir in den Rücken geschlagen hatte, brannte und pochte. Das Mädchen verfluchte die widerwärtige Bestie.

Der Gang, in dem sich Od gerade befand, war abschüssig und führte, so hoffte sie jedenfalls, schnurgerade nach Westen. Möglicherweise befand sie sich in dem ausgetrockneten Bett eines unterirdischen Baches.

Es war nicht überraschend. Dennoch erschrak Od, als hinter ihr das Rollen von Steinen zu hören war. Dann ein wohlbekanntes Brüllen, zwar noch weit entfernt, doch zweifellos hatten die Vampire ihre Fährte aufgenommen. Od mutmaßte, dass sie die Fähigkeit hatten, im Dunklen zu sehen. Sie würden sehr viel schneller vorankommen, als sie selbst.

Tatsächlich näherte sich das Gebrüll stetig, und es war deutlich zu hören, dass es sich um mehrere Vampire handelte. Od hielt ihren Dolch fest in der Faust. Ihr war klar, dass sie sterben würde. Doch

nicht ohne Kampf. Sie hatte keine Angst vor dem Tod, schließlich würde sie als freier Mensch sterben, und das erfüllte Od mit einer tiefen Befriedigung.

Unvermutet ertastete ihre linke Hand eine niedrige Abzweigung in der Felswand. Sie duckte sich auf alle Viere und kroch hinein. Hinter ihr ertönte aufgeregtes Geheul und das von hastenden Füßen erzeugte Geprassel losgetretener Steine.

„Ja“, dachte Od, „da passt ihr nicht durch.“ Doch ihr Triumph war nur von kurzer Dauer. Eine Klaue bekam ihren linken Fuß zu fassen und legte sich eisern um ihren Knöchel. Mit einem kraftvollen Ruck zog der Vampir an Ods Bein, so dass sie mit der linken Seite ihres Gesichts auf dem Steinboden aufprallte. Sie rollte sich auf den Rücken, wand sich und versuchte die zerrende Klaue mit ihrem rechten Fuß wegzutreten. Schließlich gelang es ihr, sich vorzubeugen, und sofort stieß sie mit ihrem Dolch zu. Er traf offenbar die Hand des Vampirs, denn ein schmerzvolles Jaulen war zu hören. Der Vampir ließ jedoch nicht los. Ein weiterer Ruck. Od wurde über den Boden geschleift. Ihre linke Hand bekam einen vorspringenden Felsen zu fassen und klammerte sich daran fest. Der Vampir ließ nicht locker. Er hatte weit mehr Kraft als Od. Sie ließ den Felsen los, beugte sich vor und stach ein zweites Mal zu. Die Klinge bohrte sich durch die Hand des Vampirs, so dass die Spitze in ihren Fuß drang. Der eiserne Griff lockerte sich und Od konnte sich von der Klaue befreien. Sie krabbelte hektisch ins Innere des Lochs zurück, während sie hörte, wie draußen ein Kampf zwischen den Bestien entbrannte. Die Vampire hatten offenbar die blutende Hand ihres Artgenossen gewittert und fielen nun

über ihn her. Od war in Sicherheit. Dennoch setzte sie eilends ihren Weg durch das Loch auf Knien und Händen fort.

Der Gang machte eine scharfe Biegung nach rechts, dann wurde er Meter für Meter enger, bis Od schließlich verharrte. Das Gebrüll, das inzwischen nur noch von fern zu vernehmen war, machte Od klar, dass es kein Zurück gab. Was aber, wenn dieses Loch in einer Sackgasse endete oder was, wenn sie stecken blieb? Welch ein jämmerlicher Tod, zwischen Felswänden eingeklemmt zu verhungern. Sich den Vampiren zu stellen, bedeutete allerdings das sichere Ende. Auch wenn es weniger erbärmlich war. Od beschloss, weiterzukriechen.

Irgendwann blieb sie tatsächlich stecken. Für einen Moment gab es kein Vor und kein Zurück. Doch Od geriet nicht in Panik, machte sich so dünn wie möglich und zwängte sich unter Schmerzen durch die enge Stelle. Ihre Kleider zerrissen dabei, die Wunde am Rücken brannte wie Feuer.

Auf der anderen Seite weitete sich der Stollen unmittelbar, so dass Od wieder aufrecht stehen konnte. Ihre Kräfte jedoch waren am Ende. Die Beine knickten ein. An die Wand gelehnt, glitt sie zu Boden und fiel dort, zwischen verstreuten Felsen, augenblicklich in einen tiefen Schlaf.

Od träumte. Sie war an einen Pfahl gebunden, der frei in der Luft zu schweben schien. Ein brausender Orkan zerrte an ihm und ließ ihn schwanken und schaukeln. Regen peitschte um ihren nackten Körper. Der Sturm raubte ihr den Atem, wälzte sich in gewaltigen Böen über

sie. Blitze erhellten gleißend die Nacht, und der Donner krachte, als ob die Welt in Stücke zerbarst. Hilflos ausgeliefert war sie, und darüber entflammte sich ein unbändiger Zorn in ihr, entflammte und wuchs an zu einem mächtigen Feuer. Nie mehr wollte sie hilflos sein, nie mehr ausgeliefert. Und so schrie sie ihren Zorn heraus, übertönte das Tosen des Unwetters. Und plötzlich herrschte Stille. Stille und tiefe Dunkelheit, die ewig zu währen schien. Dann zerschnitt jemand ihre Fesseln, befreite sie von dem Pfahl. Sie sah auf und blickte in ein Paar gütiger brauner Augen. Dann war wieder alles Dunkel.

Vor Kälte zitternd erwachte Od. Sie richtete ihren geschundenen Körper stöhnend auf und setzte ihren Weg fort, als sie einen Lichtpunkt erblickte. Der Lichtpunkt wuchs und wuchs, bis er sich als Ausgang des Stollens offenbarte. Dann stand sie im Freien, auf einem Felsvorsprung, von dem aus ein Steig ins Tal hinab führte.

Unendlich weites Land breitete sich im morgendlichen Licht zu Ods Füßen aus. Das Land jenseits der Berge von Gowk, das Land, in dem die Sonne unterging.

Sie hatte es geschafft.

Zweiter Teil

Die Frühjahrssonne hatte die letzten Reste des Schnees schmelzen lassen. Auf den Wiesen blühten die Glockenblumen, Krokusse und Birnbäume, der Birkenhain am Rande des Dorfes war ein Meer von zartgrünen Blättern und die Heidelbeersträucher auf den Bergheiden entfalteten ihre rötlichen Blüten.

Der Winter war hart und schneereich gewesen. Um so befreiender war es jetzt, die milde, duftende Frühlingsluft zu atmen. Nie hatte Od etwas Schöneres erlebt, als das Erblühen des Landes, von dem sie so freundlich aufgenommen worden war.

Seit einem halben Jahr wohnte sie in dem kleinen Dorf zu Füßen der Berge. Roogi, eine alte Frau, hatte sie in ihr Haus aufgenommen und war ihr Mutter und Freundin zugleich geworden. Sie war es, die Od vor einem halben Jahr nackt und halb verhungert in den Wäldern gefunden hatte, und von ihr war das Mädchen den Winter über gesund gepflegt worden.

Alle im Dorf waren gut zu Od, auch wenn sie ihr nicht zu glauben vermochten, dass sie aus dem Hochland von Gowk gekommen war und ganz allein die Berge der Vampire überwunden hatte.

„So ist der Frühling in Grakaan“, sagte Roogi, als Od wie berauscht von ihrem Spaziergang in die Stube zurückkehrte. „Zeig mir deinen Rücken, Mädchen.“

Od zog ihr Hemd über den Kopf und die alte Frau musterte sie eingehend.

„Die Wunde ist vollständig verheilt“, nickte Roogi zufrieden. „Keine Narben. Dein Körper ist wieder von makelloser Jungfräulichkeit.“

Od zog ihr Hemd wieder an, drehte sich zu Roogi um und sah ihr prüfend in die Augen. Irgendetwas an dem Ton, in dem die alte Frau das Wort Jungfräulichkeit sagte, gefiel ihr nicht. Vielleicht war es das Wort selbst, das ihr verhasst war. Schließlich war es ihre Jungfräulichkeit gewesen, die sie damals in Gowk zu so etwas wie einer Ware hatte werden lassen. Ihre Unschuld gehörte ihr und niemandem sonst. Schon allein die Erwähnung verärgerte Od.

„Was ist, mein Kind?“ fragte Roogi.

„Nichts“, wischte Od die dunklen Gedanken weg. „Nichts. Ich bin froh, dass du mich so gut gepflegt hast.“

Ein mildes Lächeln legte sich auf das faltige Gesicht der alten Frau. Dann sagte sie: „Man muss nur wissen, wo die richtigen Kräuter wachsen.“

Roogi war die Frau, die für die Kranken des Dorfes sorgte. In ihrer Hütte stellte sie Salben und Tinkturen aus Heilkräutern her, und Od hatte während des Winters viel über die Kunst des Heilens gelernt. Inzwischen war sie Roogi eine eifrige Gehilfin geworden, so dass die alte Frau Od eines Tages gefragt hatte, ob sie nicht nach ihrem Tod das Amt der Dorfheilerin übernehmen wollte.

„Ich weiß nicht“, war Ods Antwort gewesen. „Ich habe es gut hier. Und ich bin dir dankbar für alles, was du für mich tust. Aber ich glaube, ich kann nicht für immer hier bleiben.“

„Willst du ein Vagabundenleben führen?“ hatte Roogi sie gefragt.
„Von einem Ort zum anderen ziehen?“

Und Od hatte nachdenklich genickt. Ja, das war es wohl. Von einem Ort zum anderen ziehen. Sie hatte ihrer Heimat den Rücken gekehrt und auf sonderbare Art war Od klar, dass es für sie nie wieder so etwas wie Heimat geben würde.

Jetzt, an diesem Frühlingstag, griff Roogi das alte Thema wieder auf. Sie erzählte von dem Sohn des Dorfschmieds, der wegen seiner schwächtigen Statur für den Beruf des Schmieds nicht taugte. Sein älterer Bruder würde die Nachfolge des Vaters antreten, er aber sollte bei der Heilerin in die Lehre gehen. „Ab morgen wird er bei uns wohnen“, sagte Roogi.

Od kannte den Jungen. Sein Name war Torzgard. Und sie mochte ihn nicht. Er war genauso alt wie Od, sah aber, schwächlich wie er war, noch wie ein Kind aus, während Od schon eine junge Frau war. Torzgard hatte die Angewohnheit, Od hinterher zu pfeifen und anzügliche Bemerkungen zu machen. Sein stets lüsterner Gesichtsausdruck erweckte Abscheu in ihr. Es war die Lüsternheit eines Mannes in dem Gesicht eines Kindes.

„Dann wird es wohl bald Zeit, aufzubrechen“, sagte Od.

Roogi setzte sich seufzend auf einen Stuhl und zerpfückte die Taubnesseln, die auf dem Tisch lagen, trennte sorgfältig die Blüten und Blätter von den Stielen.

„Bald wird die Karawane kommen“, sagte sie wie tief in Gedanken versunken. „Sie kommt immer zu Frühlingsbeginn durch das Dorf und

bringt Waren aus fernen Ländern. Im Dorf wird dann ein Marktfest gefeiert.“

Ods Interesse war geweckt. Sie setzte sich zu Roogi an den Tisch und half ihr bei der Arbeit.

„Es sind Händler“, fuhr die alte Frau fort. „Sie kommen aus dem Süden und reisen bis nach Kaan im Norden. Dann führen sie ihre Karawane den Kalten Fluss entlang nach Südwesten, bis ins ferne Arganor, das am Ozean von Qualongon liegt. Danach geht es nach Osten durch Ragan-Mitteég und Biar-Ganrir, dann wieder nach Norden durch Halkkas Reich, Helcarn, Norheg, Melcon und Garsoth, bis es wieder Frühling ist und sie in unserem Dorf Halt machen.“

All diese wundersamen Namen klangen wie Musik in Ods Ohren. Besonders der Ozean von Qualongon hatte es ihr angetan. Immer wieder hatte sie Roogi gebeten, ihr vom Meer zu erzählen. Doch die alte Frau konnte auch nur Geschichten von Reisenden wiedergeben. Sie selbst hatte das Dorf nie verlassen. Und das Meer lag unendlich weit im Westen.

Od fiel es schwer, sich eine Wasserstelle vorzustellen, die weiter war, als das Auge reichte. Schiffe und wie sie aussehen mochten, überstiegen ihre Vorstellungskraft. Die Neugier jedoch nagte mit scharfen Zähnen an dem Mädchen.

„Meinst du, ich kann mich der Karawane anschliessen?“ platzte es aus Od heraus.

Roogi sah von ihrer Arbeit auf, und ein Schatten fiel über ihr Gesicht. Bedächtig nickend, die Augen zu Schlitzeln verengt, vielleicht um ihre Trauer zu verbergen, sagte sie: „So sei es denn.“

Roogi zeigte ihre Gefühle nur selten. Sie machte stets den gefassten Eindruck eines nüchternen Menschen, der sich niemals von Emotionen mitreißen ließ. Vielleicht, weil sie es sich verbat. Während des halben Jahres, das Od in ihrem Haus verbrachte, hatte sie die alte Frau erst einmal in der Situation eines mühsam verborgenen Gefühlsausbruchs erlebt.

Ein fremder Mann war etwa vor einem Monat in das Dorf gekommen und hatte Roogi eine Botschaft überbracht. „Er lebt“, waren seine Worte statt einer Begrüßung gewesen, als er das Haus ohne zu klopfen betreten hatte. Od war daraufhin nach draußen geschickt worden. Als der Mann gegangen war, hatte sie die alte Frau aufgebracht in der Stube auf und ab gehend vorgefunden.

„Was ist passiert?“ hatte Od wissen wollen, doch ohne eine Antwort zu bekommen. Roogi hatte sich schnell wieder gefasst und seitdem kein Wort mehr über den Vorfall verloren.

Od war ein neugieriges Mädchen. Ihre Neugier beschränkte sich jedoch auf die weite Welt und was sich in ihr verbergen mochte. Die Angelegenheiten anderer Leute waren nicht das Ziel ihres Wissensdurstes. Sie respektierte ihre Geheimnisse, so wie sie erwartete, dass man ihre eigenen Geheimnisse respektierte.

Natürlich empfand Od tiefe Sympathie und vielleicht auch Anteilnahme für Roogi, und natürlich hatte sie sich gefragt, was für eine Art Nachricht es gewesen sein musste, die die alte Frau so in Unruhe versetzt hatte, doch in sie zu dringen und Dinge aufzurühren,

die Od offensichtlich nichts angingen, war dem Mädchen nicht richtig vorgekommen.

Torzgard zog in Roogis Haus, und Od war überrascht von den guten Manieren, die der Junge auf einmal an den Tag legte. Möglicherweise wollte er es sich nicht gleich am Anfang mit seiner neuen Lehrherrin verscherzen.

Die Ofenbank, auf der Od sonst schlief, wurde nun Torzgard zugewiesen. Od schlief fortan bei Roogi im Bett.

Am Tag streiften die drei durch den Wald und sammelten Kräuter. Torzgard war ein eifriger und wissbegieriger Schüler. Alles, was ihm Roogi über die Heilpflanzen, ihre Bestimmung, Erntezeit, Verarbeitung und Anwendung erzählte, stand im Mittelpunkt seiner Aufmerksamkeit. Od war in den Hintergrund seines Interesses getreten, und das war gut so.

Abends ging es an die Verarbeitung der gesammelten Kräuter. Salben wurden über der Feuerstelle mithilfe von Schweinefett bereitet, Tinkturen mit Wasser oder Alkohol hergestellt und aus Saaten wurden durch Auspressen Öle gewonnen.

Manchmal, wenn Roogi einen Kranken besuchte, ließ sie ihre Lehrlinge mit einer Aufgabe in der Stube zurück oder sie schickte sie in den Wald zum Kräutersammeln. Immer dann, wenn Od mit dem Jungen alleine war, kehrte, wenn auch in gemäßigter Form, Torzgards altes Verhalten zurück.

„Willst du denn nicht eines Tages heiraten?“ fragte er Od einmal, als sie auf den Wiesen nach Speerlilien suchten. Im Ton der Frage

spiegelte sich Torzgards Interesse für den fleischlichen Aspekt des Verheiratetseins.

Od tötete ihn mit Blicken und sagte, sie sei bereits verheiratet und des Weiteren verwitwet. Torzard lachte nur kindisch, so dass Od darauf verzichtete hinzuzufügen, dass sie es selbst gewesen war, die ihre Witwenschaft herbeigeführt hatte.

„Warum willst du das Dorf verlassen?“ fragte er dann, doch Od lenkte vom Thema ab. Torzgard würde das Dorf niemals verlassen. Er konnte sich möglicherweise nicht einmal vorstellen, dass eine Welt außerhalb des Dorfes existierte.

„Speerlilien“, sagte Od und deutete auf eine Ansammlung gelb leuchtender Blumen. Sie ging in die Hocke und machte sich daran, sie zu pflücken.

„Roogi sagte, wir sollen uns den Ort merken“, gebot Torzgard dem Mädchen in dem besserwisserischen Ton eines Strebers Einhalt. „Geerntet wird erst, wenn es keinen Nachtfrost mehr gibt.“

Od wusste nicht, was sie mehr hasste, Torzgards schlüpfrige Bemerkungen oder seine übereifrige Zurschaustellung von Pflichtbewusstsein.

Es war Zeit, das Dorf zu verlassen.

Als Roogi von ihrem Krankenbesuch zurückkehrte, fragte Od sie, wann die Karawane nun kommen würde.

„Geduld, mein Kind“, sagte die alte Frau. „Bis jetzt ist sie noch immer gekommen.“

Am nächsten Tag, als Od alleine im Wald unterwegs war, traf sie einen der Jäger des Dorfes. Er saß auf einem Baumstumpf und kaute an einer Wurst. Als er Od bemerkte, winkte er sie zu sich und bot ihr ein Stück an.

„Danke, Tammal“, sagte Od und nahm zu Füßen des Jägers Platz.

„Es scheint mir“, bemerkte Tammal, „ihr drei seid inzwischen eine richtige kleine Familie geworden.“

Bei dem Gedanken, Torzgard könnte ihr Bruder sein, verzog Od das Gesicht. Sie hatte einst einen Bruder gehabt, einen großen Bruder, gut zehn Jahre älter, ein starker Bursche, stärker als all seine Spielgefährten. Od hatte sich ihm sehr nahe gefühlt, so nahe wie sonst niemandem aus ihrer Sippe. Seltsame Empfindungen waren es gewesen, wenn er seinen Arm um ihre Schultern gelegt hatte. Seltsam und schön. Geborgen hatte sie sich gefühlt, geschützt. Und der große Bruder hatte stets ein liebevolles Augenzwinkern und ein Lächeln für seine kleine Schwester übrig gehabt.

Ein Lächeln sah man in Gowk selten, ein grimmiges Lachen, das ja, zum Beispiel im Augenblick des Triumphes, wenn man mit der Keule zum tödlichen Schlag ausholte, aber ein Lächeln – ein liebevolles Lächeln noch dazu, das war in dieser unbarmherzigen Welt, aus der Od kam, rar gesät.

Und Liebe? Sie existierte nicht einmal als Wort. Es gab keine Liebe in Gowk. Die Menschen liebten einander nicht, zumindest zeigten sie es nicht.

Ods Bruder jedoch hatte diese zärtliche Art gehabt, hatte seiner Schwester seine Liebe gezeigt und ihr damit dieses warme Gefühl gegeben, dass sie nicht in Worte fassen konnte.

Nach einem Kampf mit dem Klan der Schlangen war er nicht zurückgekehrt. Od war damals zehn gewesen und hatte bittere Tränen über seinen Tod vergossen. Orgatt, ihr Vater, hatte sie daraufhin geohrfeigt. Das wäre nun einmal der Gang der Dinge, waren seine Worte gewesen, Tränen könnten niemanden wieder lebendig machen.

„Na? Was ist?“ fragte Tammal. „ist dir Roogi nicht eine gute Mutter?“

„Doch, natürlich“, antwortete Od. „Ihr alle im Dorf seid gut zu mir. Aber ich muss weiterziehen.“

Der Jäger sah das Mädchen durchdringend an und nickte dann bedächtig. Von den Bewohnern des Dorfes war Tammal der einzige, der in Betracht zog, dass Ods Geschichte von ihrer Flucht aus Gowk über die Berge der Vampire stimmte.

„Du bist ein außergewöhnliches Mädchen“, sagte er anerkennend. „Leid tut mir nur die arme Roogi. Ich glaube, sie hat dich in ihr Herz geschlossen. Auch wenn sie so etwas nicht leicht zeigt. Seit sie ihren Sohn verloren hat, ist sie wohl ein wenig bitter geworden.“

„Sie hatte einen Sohn?“

„Auch ihn hatte eines Tages die Abenteuerlust gepackt, und er war gen Westen aufgebrochen.“

„Was ist mit ihm geschehen?“

„Er kam nie zurück. Die Botschaften, die in unser Dorf getragen wurden, waren widersprüchlich. Die einen besagten, dass er von

Räubern getötet wurde, die anderen, dass er Sklavenhändlern in die Hände gefallen war.“

„Was sind Sklavenhändler?“ In Gowk hatte es keine Sklaven gegeben.

Tammal erklärte Od alles, was er über Sklavenhandel wusste. Tiefe Abscheu machte sich auf ihrem Gesicht breit.

„Es ist eine gefährliche Welt da draußen“, meinte Tammal. „Man kann niemandem trauen.“

Od zuckte mit den Achseln. Dass die Welt eine gefährliche war, hatte sie von Kindesbeinen an erlebt. Getraut hatte sie ohnehin noch nie jemandem. Roogi war so ziemlich die Einzige, der Od ihr uneingeschränktes Vertrauen schenkte.

„Nun, ich muss weiter“, sagte Tammal und erhob sich von dem Baumstumpf. „Hab heute noch nichts erlegt.“

Od wünschte dem Jäger Glück.

Zwei Tage später, um die Mittagszeit, kam die Karawane. Es waren mehr als fünfzig Pferdewagen, Herden von Rindern, Ziegen und Schafen, Reiter, die auf Pferden und seltsam anzusehenden oxsenartigen Tieren saßen, Menschen von fremdartigem Aussehen, dunkelhäutig, das lange schwarze Haar zu Zöpfen geflochten. Das Dorf war in Aufruhr. Alle kamen aus ihren Häusern und hießen die Ankömmlinge mit lauten Rufen willkommen.

Die fremden Leute bauten Zelte auf, und bald war das Dorf zu doppelter Größe angewachsen. Stände wurden aufgestellt, auf denen man vielerlei Waren auslegte – Gewürze, getrocknete Früchte, Öle

und Wein, Geschmiedetes, darunter Werkzeuge und Waffen, Felle, Stoffe, Wolle, Teppiche und Glaswaren.

Gaukler und Artisten in grellbunten Kleidern liefen mit Keulen jonglierend oder auf Händen gehend umher, Flötenspieler und Trommler versammelten sich und ließen fremdartige Melodien und Rhythmen ertönen, Geschichtenerzähler, Wahrsager und Prediger standen vor ihren Zelten und priesen lautstark ihre Dienste an.

Die Dorfbewohner schafften Tische und Bänke für das abendliche Fest heran, beluden Handkarren mit Dingen, die sie gegen die Waren der Karawane zu tauschen gedachten und zogen von Stand zu Stand, um Handel zu treiben.

Auch Roogi, Od und Torzgard hatten ihren Karren mit Salben und Arzneien beladen und mischten sich unter die Handelnden.

Einige der Wagen hatten ihr Lager ein paar hundert Meter vom Dorf entfernt aufgeschlagen. „Warum kommen die nicht, wie die anderen, ins Dorf“, fragte Od die alte Frau und betrachtete die mit Planen verhüllten Wagen, die in der Ferne auf einer Wiese standen. Roogis Mund wurde zu einem dünnen Strich der Verbitterung. „Sie sind in unserem Dorf nicht willkommen“, sagte sie und wick Ods Blick aus. „Es sind Sklavenhändler.“

Roogi erwies sich als geschickte Händlerin, ihre Waren schienen außerdem bei den Leuten der Karawane sehr begehrt zu sein. Am späten Nachmittag war der Handkarren gefüllt mit allerlei exotischen Dingen, gegen die Roogi ihre Heilmittel getauscht hatte.

Sie gab Od und Torzgard ein paar Kupfermünzen und erlaubte ihnen, bis zum Abend auf dem Markt herumzustreifen. Bei Sonnenuntergang würden sie sich dann auf dem Fest treffen.

Od nutzte die Zeit, um einen Handlungsreisenden zu finden, der sie mitnehmen würde. Niemand jedoch schien sich darauf einlassen zu wollen.

„Meint Ihr nicht, Ihr könntet jemanden brauchen, der Euch zur Hand geht?“ fragte Od einen Mann, der mit Ölen handelte. „Ich kenne mich aus mit der Herstellung von Ölen.“

„Ich brauche niemanden.“ Es war inzwischen das zwölfte Mal, dass Od diesen Satz hörte.

„Dann nehmt mich doch wenigstens mit bis Kaan.“ Das war die Hauptstadt von Grakaan, die drei Tagesreisen entfernt im Norden lag.

„Wie viel kannst du zahlen?“ fragte der dunkelhäutige Mann, und Od zeigte ihm ihre Kupfermünzen.

„Zu wenig.“ Auch das hatte Od an diesem Nachmittag des Öfteren gehört.

Sie ließ jedoch nicht locker, suchte weiter und hatte bald mit allen Fremdlingen verhandelt, ohne ihrem Ziel nähergekommen zu sein.

„Was soll's“, dachte Od irgendwann. „Dann ziehe ich eben alleine weiter. Schließlich habe ich es auch von Gowk bis hierher geschafft.“

Torzgard lief ihr über den Weg und erkundigte sich, ob sie inzwischen jemanden gefunden hatte, der sie mitnehmen würde. Als Od ärgerlich den Kopf schüttelte, sagte er: „Warte bis zum Abend. Wenn der Wein fließt, sind die Händler immer etwas zugänglicher.“

Bei Sonnenuntergang wurden Feuer entzündet, um Schweine und Ochsen darüber zu braten. Alle hatten sich auf dem Dorfplatz versammelt und saßen nun mit den Fremdlingen zusammen an langen Holztischen und lauschten ihren Geschichten aus fernen Ländern. Die Luft war erfüllt von Musik und der Wein floss in rauen Mengen, so dass die Stimmung schon sehr früh am Abend ausgelassen war.

Od entdeckte Roogi in der Menge. Neben ihr saß der Mann, der sie vor einem Monat besucht hatte, ihr gegenüber hockte Torzgard, der gierig aus einem Weinbecher trank.

„Setz dich zu uns, Od“, sagte Roogi „und trink einen Becher Wein.“ Od hatte noch nie zuvor Wein getrunken und war gespannt, wie er schmecken würde. Offensichtlich hatte er eine seltsame Wirkung auf die Menschen. Sie wurden fröhlicher, manchmal aber auch zornig.

„Bekomme ich auch noch einen Wein?“ fragte Torzgard und starrte gierig auf die Karaffe, die auf dem Tisch stand.

„Ein Becher genügt“, sagte Roogi streng. „Ich dulde keinen Lehrling, der betrunken ist.“

Mit enttäuschter Miene fragte Torzgard, ob er an den Tisch seines Vaters gehen dürfte, ganz offensichtlich in der Hoffnung, dort mehr Glück zu haben.

Roogi erlaubte es ihm, und Od setzte sich auf Torzgard's Platz.

„Das ist Vern“, stellte Roogi den Mann neben ihr vor. „Er ist ein Freund.“

Od nickte ihm zu.

„Man nennt ihn auch Vern Holl“, fuhr die alte Frau fort, „weil er ganz allein mit seinem Sohn draußen in den Wäldern von Holl lebt, die niemand zu betreten wagt.“

„Weshalb?“ Ods Neugier war geweckt. Sie musterte interessiert den rotbärtigen Mann mit dem kurzgeschorenen Haar. Ihm jedoch schien das peinlich zu sein. Er senkte scheu den Blick und lächelte gequält.

„Man erzählt sich“, sagte Roogi, „dass in der Nacht Vampire von den Bergen hinunter ins Tal fliegen, um in den Wäldern von Holl zu jagen.“

Od dachte an die verkümmerten Flügel der Vampire und bemerkte: „Legenden.“

„Richtig“, ergriff nun Vern Holl das Wort und errötete dabei. „Legenden. Nichts als Legenden.“ Offenbar war der Mann von sehr schüchternem Naturell. Er wagte nicht, in Ods Augen zu blicken. „Immer genug Jagdbeute in den Wäldern von Holl. Mein Sohn und ich haben den Wald für uns.“

Roogi schob Od einen Becher hin, den sie mit Wein gefüllt hatte, während das Mädchen vollkommen von Verns Schüchternheit eingenommen war.

„Nun, bald wirst du allein sein“, sagte Roogi, und Vern nickte sorgenvoll. An Od gewandt erklärte die alte Frau: „Sein Sohn Faw ist vielleicht ein paar Jahre älter als du. Und auch ihn zieht es in die weite Welt. Es ist wie ein Fieber. Die Meisten hier denken gar nicht daran, fortzugehen. Aber ein paar erwischt es immer.“ Od bemerkte, dass eine leichte Traurigkeit in Roogis Stimme lag. Möglicherweise wäre

sie ihr nicht aufgefallen, hätte ihr Tammal nicht die Geschichte von dem Sohn der alten Frau erzählt.

Einen Augenblick spielte Od mit dem Gedanken, Vern nach seinem Sohn zu fragen. Vielleicht konnte sie sich mit ihm zusammentun. Immerhin schienen sie ähnliche Ziele zu verfolgen. Aber sie traute sich nicht, Vern darauf anzusprechen. Seine Schüchternheit machte Od verlegen, befremdete sie. Nie zuvor war sie einem so scheuen Menschen begegnet.

Auch Wein war eine neue Erfahrung. Od nahm einen vorsichtigen Schluck von dem dunkelroten Trunk. Er schmeckte süß und schwer zugleich.

„Auch Od hat das Reisefieber gepackt“, sagte Roogi an Vern gewandt, der immer noch sorgenvoll auf die Tischplatte stierte.

„Keiner will mich mitnehmen“, fasste Od ihre Bemühungen des Nachmittags zusammen.

Roogi hob nur die Schultern. Od bemerkte ihren kühlen Blick und nahm einen weiteren, diesmal tieferen Schluck aus dem Weinbecher. Dann wurde ihr schwindlig. Sie schloss die Augen, und bevor sie das Bewusstsein verlor, hörte sie Roogi sagen: „Sie scheint den Wein nicht zu vertragen. Komm, Vern, wir bringen sie nach Hause.“

Od träumte. Jemand trug sie. Als sie die Augen aufschlug, blickte sie in ein Paar brauner Augen, das sie mit sorgenvoller Warmherzigkeit ansah. Neben dem jungen braunäugigen Mann stand Vern Holl. Er machte jetzt keinen schüchternen Eindruck mehr. Sein Gesicht war gerötet, jedoch nicht aus Verlegenheit. Vielmehr war es Zorn. Da

erkannte Od, dass es Verns Sohn war. Allerdings sah er viel älter aus, als Roogi ihn beschrieben hatte. Noch während sie sich darüber wunderte, fiel Od in tiefere Gefilde des Schlafs. Das Traumbild wich undurchdringlicher Finsternis. Ods Körper fühlte sich schwer an, und sie sank immer tiefer.

Als sie erwachte, fand sie sich, auf einem Strohsack liegend, in einem winzigen Raum wieder. Drei Seiten waren mit Eisenstangen vergittert, die vierte bestand aus Holz. Über den Stangen hingen Planen, durch die schwaches Licht drang. Bis auf den Strohsack und einen Eimer, der nach Exkrementen stank, war die Zelle leer.

Erschrocken sprang Od auf und riss an den unnachgiebigen Eisenstangen. Gegenüber der Holzwand war eine Gittertür eingelassen, fest verschlossen mit einer schweren Kette. Od fuhr herum und trommelte mit den Fäusten gegen die Holzwand. Dahinter wurde eine raue männliche Stimme laut: „Hör auf. Lass mich schlafen.“

„Psst“, zischte es hinter Od. Da stand Roogi. Sie hatte die Plane einen Spalt breit geöffnet und sah zu dem Mädchen hinein. Hinter ihr graute der Morgen.

Roogis Gesicht spiegelte blanke Seelenqualen, als sie flüsterte: „Es tut mir Leid, Od. Ich musste es tun.“

Sofort war Od klar, was Roogi Leid tat, auch wenn sie es nicht fassen konnte.

„Du hast mich an die Sklavenhändler verkauft“, sagte sie. Es war eine Feststellung mit der vagen Betonung einer ungläubigen Frage.

„Ich musste es tun“, wiederholte Roogi mit gebrochener Stimme. „Ich brauche das Gold, um meinen Sohn freizukaufen.“

Od stand wie gelähmt da und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf die alte Frau hinab. Jetzt wusste Od, wo sie sich befand – in einem der verhüllten Wagen der Sklavenhändler, die ihr Lager vor dem Dorf aufgeschlagen hatten.

Um ihren Sohn aus der Sklaverei zu befreien, hatte Roogi sie zum Sklavendasein verdammt. Der Gedanke sickerte in all seiner Absonderlichkeit und Abscheulichkeit, zäh wie Honig, doch bitter wie der Tod, in Ods Bewusstsein.

Sie suchte nach Worten: „Wie konntest du... Ich habe dir vert...“

Die Gewissensbisse führten einen wilden Tanz auf Roogis sonst so gefasstem Gesicht auf.

„Ich habe dir deinen Dolch mitgebracht“, sagte sie und reichte die Waffe durch die Gitterstäbe. „Vielleicht gelingt es dir, dich zu...“

Bevor die alte Frau ihren Satz vollenden konnte, hatte Od Roogis Arm gepackt, sie dicht an die Gitterstäbe herangezogen und ihr den Dolch entrissen. Seine Klinge zitterte nun dicht vor Roogis Kehle, während Od die alte Frau mit der rechten Hand festhielt.

„Verräterin“, zischte Od von unbändigem Zorn erfüllt. Ihre erschütterte Versteinerung war in dem Augenblick gewichen, als sie den Dolch erblickt hatte. Der erste Impuls war, Roogi zu töten, doch dann zögerte sie. Niemand hatte sie je so gut behandelt, wie Roogi. Sie war es gewesen, die Od vor dem Verhungern und Erfrieren bewahrt hatte. Sie hatte sie verarztet und in ihr Haus aufgenommen,

sie ernährt und umsorgt. Es war Od nicht möglich, der alten Frau die Klinge in den Hals zu rammen. Es fühlte sich nicht richtig an.

„Ich sollte dich töten“, fauchte Od Roogi an, die unter ihrem festen Griff, ergeben wie ein gefangenes Tier, an die Gitterstäbe gepresst wurde. „Aber die Sklavenhändler werden mich durchsuchen, wenn sie deine Leiche vor meinem Käfig finden.“ Das Wort Käfig stieß sie mit äußerster Verachtung aus. Sie ließ Roogis Arm los, und in diesem Moment rief jemand von draußen: „Heh, alte Vettel, was machst du da?“

Roogi tat einen Schritt zurück und wandte sich um. Die Plane fiel wieder vor die Gittertür. Draußen hörte Od die alte Frau sagen, sie wollte sich nur noch von dem Mädchen verabschieden. Ein tiefes Lachen näherte sich, Od verbarg den Dolch in ihrem Stiefel.

„Ich bin gerührt“, sagte der Mann, der sich jetzt unmittelbar hinter der Plane befand. „Aber jetzt mach, dass du weg kommst.“ Dann wurde die Plane zur Seite gerissen und ein grauhäutiger Mann mit borstigem Schnurrbart blickte durch die Gitterstäbe. Er grinste Od zahnлückig an und sagte: „Na, mein Vögelchen, gut geschlafen?“ Od schenkte ihm einen hasserfüllten Blick.

„Hast mich einen guten Haufen Gold gekostet“, sagte der Sklavenhändler. „Aber in Kaan kriege ich das Doppelte für dich. Jungfrauen sind dort selten. Und“, fügte er mit lüsterneм Gesicht hinzu, „sehr begehrt.“

Der Gedanke, der sich Od aufdrängte, ließ sie vor Wut schnauben. Die Vorstellung, dass man sie während ihrer Bewusstlosigkeit, wie ein Stück Fleisch, das zum Verkauf stand, auf ihre Jungfräulichkeit hin

untersucht hatte, machte sie rasend. Sie spuckte dem Sklavenhändler durch die Gitterstäbe ins Gesicht, was ihn jedoch nicht weiter zu stören schien. Er machte nicht einmal Anstalten, sein Gesicht abzuwischen und sagte nur: „Besonders Jungfrauen mit Temperament.“



Kaan lag in einer Biegung des Kalten Flusses, überragt von einem mächtigen, steilen Felsen, auf dem die Festung des grakaanischen Königs stand. Zu Füßen der aus rohen Granitblöcken erbauten Burg breitete sich die Stadt wie ein Krebsgeschwür aus schäbigen Holzhütten, verschlissenen, dreckigen Zelten und schlammigen Straßen aus. Der Gestank nach Fäkalien war allgegenwärtig und stimmte mit dem gesamten Stadtbild überein, das neben den heruntergekommenen Gebäuden von meist in schmutzige Lumpen gehüllten Einwohnern geprägt war.

Zum Fluss hin wurden die Häuser stattlicher – teilweise waren sie sogar aus Stein erbaut – und zeugten von dem Wohlstand ihrer Bewohner, der in deutlichem Gegensatz zu der erbärmlichen Armut der restlichen Stadt stand. Am Fluss lebten die Steuereintreiber, Händler und einige der Kriegsherren des Königs. Hier war auch der Hafen, in dem Flöße und Langboote festmachten. Der Kalte Fluss durchzog die nördlichen Reiche des Kontinents von Nordosten bis Südwesten, wo er in den Qualongonischen Ozean mündete, und stellte eine wichtige Handelsstraße dar.

Die Felder am anderen Ufer des breit und träge dahinfließenden Stroms, jenseits der alten Steinbrücke, waren bedeckt mit endlosen Herden von Schweinen, mit deren Zucht die meisten Kaaner ihren Lebensunterhalt bestritten. Überall im Land wurde Kaan die Stadt der Schweine genannt. Man machte sich darüber lustig, dass die Einwohner das Aussehen und die Angewohnheiten ihrer Tiere angenommen hatten.

Od bekam, außer dem Gestank, nur wenig von all dem mit. Der Wagen, in dem sie gefangen saß, war während der Reise stets mit der Plane verhängt gewesen. Nur einmal am Tag hatte ihr jemand Wasser und getrocknete Früchte durch die Gitterstäbe gereicht.

Jetzt, es war später Nachmittag, bahnten sich die Wagen der Sklavenhändler ihren Weg über eine holprige Straße durch die Schweineherden, passierten die alte Steinbrücke, die den Kalten Fluss überspannte, und erreichten den von Mauern umgebenen Hof des Sklavenmarkts.

Die Planen wurden entfernt und die Sklaven aus ihren Zellen geholt. Jeder Wagen bestand aus vier Zellen, die mit Holzwänden voneinander abgetrennt waren. Die Gefangenen waren oft bis zu zehnt in eine Zelle gepfercht. Nur Od hatte eine Zelle für sich. In Ketten zerrte man die Sklaven in ein fensterloses Gebäude an der Stirnseite des Hofes. Sie zeigten keinerlei Gegenwehr, wie Od mit verächtlichem Blick beobachtete. Gebrochen und gebeugt waren sie, wie willenslose Tiere, die zur Schlachtbank geführt wurden. Es waren ausschließlich Männer.

Od war nicht gebrochen, und sie würde sich dem Schicksal, das die Sklavenhändler ihr zudachten, nicht beugen. Noch hatte sie ihren Dolch – und den Willen, frei zu sein. Allerdings musste sie eine günstige Gelegenheit abwarten. Die Mauern, die den Hof umgaben, waren hoch und glatt, das geschlossene Tor aus massivem Holz, und es wimmelte von Sklavenhändlern und Wächtern.

„Jetzt zu dir, mein Vögelchen“. Der Mann mit dem ewigen zahnlickigen Grinsen machte sich an der Gittertür zu Ods Gefängnis zu schaffen. „Das mit den Ketten lassen wir mal lieber sein, was? Wir wollen dir nicht die zarte Haut wundscheuern.“ Jetzt stand die Tür offen. „Hüpf raus, Vögelchen.“

Od beschloss, zunächst zu tun, was man ihr befahl. Sollten sie ruhig denken, dass sie leichtes Spiel mit ihr haben würden. Bei der ersten Fluchtmöglichkeit würde sie Ods Dolch eines Besseren belehren.

Der Sklavenhändler führte das Mädchen zu einer Tür, klopfte und rief „Bradschda, mach auf, du alte Vettel!“ Eine dicke alte Vettel öffnete die Tür und offenbarte beim Sprechen einen nahezu zahnlosen Mund. „Na, was hast du denn da Feines mitgebracht?“ nuschelte sie.

„Alles, was ich sonst dabeihabe, taugt höchstensfalls für die Steinbrüche“, sagte der Sklavenhändler. „Aber dieses Vögelchen hier wird mir ein hübsches Sümmechen einbringen.“

„Eine Jungfrau?“

„Zweifellos. Aber willst du uns nicht hineinlassen, damit wir sie fein machen können?“

Der dampfige Raum, den sie betraten, war geräumig und angefüllt mit Waschubern und Wannen aus Zink. Kessel mit kochendem

Wasser hingen über mehreren Kaminfeuern. Bradschda hieß Od, sich auf einen Stuhl zu setzen.

Der Sklavenhändler sagte: „Die Männer kommen mit ihrer Wäsche erst, wenn das Mädchen fertig ist. Lass dir nur Zeit mit ihr. Ich möchte, dass sie glänzt.“

„Vielleicht kauft dich sogar der König“, meinte Bradschda an Od gewandt und machte sich daran, eine der Wannen mit heißem Wasser zu füllen. „Er liebt Jungfrauen.“

„Solange sie Jungfrauen sind“, lachte der Sklavenhändler. Dann klopfte es an der Tür. „Das wird der Marktleiter sein. Habe nach ihm schicken lassen.“

Der Mann, der die Waschstube betrat, war noch dicker als Bradschda, die Ähnlichkeit mit einem Schwein drängte sich Od unmittelbar auf, als er das Mädchen mit seinen winzigen im Fett versunkenen Äuglein musterte.

„Das wird die Hauptattraktion der Versteigerung“, sagte er schwer schnaufend. „Heute werden so einige auf den Markt kommen. Vor allem die Steinbruchbesitzer. Wegen der Arbeitssklaven. Haben aber auch ein Herz für junge Mädchen.“ Ein freudloses Lachen folgte der sarkastischen Bemerkung und ging in ein krachendes Husten über.

„Ich spekuliere mehr auf die Abgesandten des Hofstaats“, sagte der Sklavenhändler. „Bei denen ist mehr zu holen.“

„Schätze, Margwart wird das Rennen machen. Er hat eine Vorliebe für frisches Fleisch.“

Od konnte ihren Zorn nur mühsam beherrschen. Am Liebsten wäre sie aufgesprungen, um die beiden Männer ihre Klinge spüren zu lassen. Sie wägte ihre Chancen ab.

„*General* Margwart?“ wollte der Sklavenhändler von dem Marktleiter wissen.

„Ah, du erinnerst dich an ihn?“

„Zahlkräftige Kunden vergesse ich nicht.“

„Ist das die Einzige, die du mitgebracht hast?“

Der Sklavenhändler zuckte mit den Schultern: „Die Zeiten sind schlecht. Jungfrauen sind rar.“

„Zieh dich aus“, forderte Bradschda Od auf. „Dein Bad steht bereit.“

Die Männer hefteten ihre gierigen Blicke auf das Mädchen und grinsten es schmierig an. Das war zu viel für Od. Den Dolch aus dem Stiefel reißend schnellte sie von dem Stuhl hoch und auf den Sklavenhändler zu. Der wich dem wütenden Streich der Klinge aus und bekam Ods Handgelenk zu fassen. Sie hatte seine Schnelligkeit unterschätzt. Der Sklavenhändler hatte ihr in nur einem Augenblick den Dolch entwunden und hielt sie nun im Schwitzkasten.

„Margwart liebt feurige Jungfrauen“, hörte Od den fetten Marktleiter lachen, während ihr Bradschda, die dem Sklavenhändler zur Hilfe geeilt war, die Kleider herunter riss. Dann zerrten sie Od zu einer der Zinkwannen und warfen sie hinein.

Sie schlug um sich, wollte sich aus der Wanne kämpfen, doch der Sklavenhändler hielt Od an den Schultern fest, während Bradschda sie mit einer Seife bearbeitete. Sie trat nach der Alten und traf sie auch

hin und wieder, es gelang ihr jedoch nicht, Bradschda daran zu hindern, sie gründlich zu waschen.

Später fischten sie Od aus der Wanne und fesselten ihr Hände und Füße mit festen Stoffbändern. Bradschda legte ihr einen weißen Seidenumhang über die Schultern und setzte sie vor eines der Kaminfeuer.

Od hatte inzwischen aufgehört zu toben, auch wenn sie unter dem Umhang fortwährend an den Fesseln zerrte, die ihre Arme gekreuzt auf dem Rücken fixierten.

Der Marktleiter war inzwischen gegangen, und auch der Sklavenhändler schickte sich an, die Waschstube zu verlassen.

„Pass gut auf sie auf“, sagte er. „Bin gleich wieder da.“

„Ich mach ihr einstweilen das Haar zurecht“, erwiderte die alte Vettel. „Ach“, sagte sie voll schwärmerischem Entzücken, „sie hat so schönes schwarzes, langes Haar.“

Während der Versteigerung saß Od, immer noch gefesselt, ihr Haar fein gebürstet und den nackten Leib gehüllt in weiße Seide, hinter einem Wandschirm auf dem Podium. Jedes Mal, wenn ein neuer Sklave auf die Bühne geführt wurde, bebte der Bretterboden unter den schweren Tritten. Dann ertönte die Stimme des Marktleiters, die das Erstgebot verkündete, woraufhin aus dem Stimmengewirr, das im Publikum herrschte, weitere Gebote gebrüllt wurden, die der Marktleiter stets bestätigend wiederholte. Wenn das Bieten ins Stocken geriet, pries er die Vorzüge des jeweiligen Sklaven an: „Schaut ihn euch an! Diesen Brustkorb! Die starken Arme! Diese

Schultern sind gemacht für das Schleppen von Steinen! Er ist bei bester Gesundheit! Im besten Alter!...“

Abscheu und Zorn tobte tief in Od, äußerlich jedoch machte sie den Eindruck von Gleichgültigkeit, was an dem Beruhigungsmittel lag, das man ihr verabreicht hatte. Od versuchte immer noch dagegen anzukämpfen, versuchte ihren Hass hinausschreien, brachte aber nicht einen Laut über die Lippen.

„Temperament hin oder her“, hatte der Marktleiter gesagt, „eine Sklavin, die die Kunden beschimpft, drückt den Preis.“ Daraufhin war Bradschda mit einem Fläschchen mit trüber Flüssigkeit auf Od zugekommen und hatte versucht, ihr die Droge einzuflößen. Trotz ihrer heftigen Gegenwehr, die Bradschda eine tiefe Bisswunde in der Hand beschert hatte, war ein Teil der Flüssigkeit in Ods Mundhöhle gelangt, offenbar genug, um sie in einen Dämmerzustand zu versetzen. Ein seltsamer Druck auf den Schläfen schien ihr Blickfeld einzuschränken, der Geruchssinn und ihr Gehör waren dafür geschärfter als zuvor. Ods Körper fühlte sich an wie in Watte gepackt. Der Zorn jedoch brannte ohne Unterlass weiter, auch wenn das Mädchen nicht fähig war, ihn auf irgendeine Art und Weise zu äußern.

„Na was ist, Leute?“ rief der Marktleiter, „30 Dukaten für diesen Prachtkerl? Wer bietet mehr? Das ist ein Arbeitstier. Bestes Material aus Garsoth. Frische Ware. Keine körperlichen Makel. Widerstandsfähig wie ein Ochse.“

„35“, rief jemand aus der Menge.

Der Marktleiter bestätigte das Gebot und fuhr fort, den Sklaven anzupreisen.

„36!“ „36!“ „37!“ „37!“ „38!“ „38...zum Ersten!...Wer bietet 39?...Zum Zweiten!...Und...zum Dritten!“ Zur Bekräftigung des abgeschlossenen Handels, stampfte der Marktleiter auf Boden, dass das Podium erzitterte.

„Jetzt kommst du dran, mein Vögelchen.“ Schlechter Atem wehte Od aus dem zahnluckigen Mund des Sklavenhändlers entgegen, der plötzlich vor ihr stand und ihr auf die Beine half.

Der Marktleiter rief währenddessen: „Und nun zum Höhepunkt des Abends. Aufgepasst, meine Herren. Jetzt kommt was ganz Besonderes.“ Od wurde an den Rand der Bühne geführt. Man hatte ihr die Fußfesseln abgenommen, die Arme unter dem Umhang jedoch waren immer noch an den Handgelenken zusammengebunden. „Edelste Zucht, meine Herren.“ Ein Raunen ging durch das Publikum. „Ein feines Mädchen und noch *Jungfrau!*“ Das letzte Wort dehnte der Marktleiter, bis es in einen Schrei mündete, der in dem Johlen der Männer unterging. „50 grakaanische Dukaten sind geboten. Und ich hoffe, dass die Angebote schnell nach oben gehen. Wir wollen die junge Dame doch nicht beleidigen.“

Vor der Bühne standen etwa hundertfünfzig Männer, die in schäumender Gier auf das Mädchen starrten. Ods Blick jedoch war starr, über ihre Köpfe hinweg, ins Nichts gerichtet.

„55!“ brüllte ein Bieter.

„55?“ rief der Marktleiter mit gespielter Empörung zurück. „55 für einen Engel wie diesen? Ihr müsst verrückt sein!“

„65!“ schrie ein Anderer.

„65! Klingt schon besser. Seht Euch dieses prächtige Wesen an!“

„70!“

„70! Jung und heißblütig!“

Der Nebel vor Ods Augen lichtete sich etwas. Wer war das? Dort! An der Mauer. Od kniff die Augen zusammen. Es kostete sie einige Anstrengung, bis sie klar sehen konnte. Ihr Blick fiel auf eine Gestalt, die in einiger Entfernung von der Bühne an die Mauer des Hofes gelehnt zu ihr herüberblickte. Ein hochgewachsener Mann mit ernstem, blassem Gesicht, umrahmt von langem schwarzen Haar. Er hatte die Arme verschränkt und musterte Od mit seinen eisblauen Augen. Als er ihren Blick wahrte, entfaltete sich ein vages Lächeln auf seinen Lippen. „Er ist wie ich“, durchfuhr es Od wie eine göttliche Erkenntnis. In ihrem Delirium konnte sie nichts anderes mehr wahrnehmen, als den schwarzhaarigen Mann, und es stand außer Zweifel, dass sie etwas mit ihm verband, etwas tiefgründig Schicksalhafter, etwas Unbeschreibbares. Was immer es war, Od war erfüllt von diesem mächtigen Gefühl, und ihre Seele erbebte.

Die Gebote waren inzwischen bei 100 Dukaten ins Stocken gekommen, und der Marktleiter spürte, dass es an der Zeit war, seinen letzten Trumpf auszuspielen.

„100 Dukaten?“ schrie er mit theatralischer Fassungslosigkeit und riss Od den Umhang von den Schultern. Weiterer Worte bedurfte es nicht. Angesichts Ods Nacktheit brach im Publikum ein Taumel aufbrausender Hysterie aus, und die Gebote kamen so schnell, dass der Marktleiter Mühe hatte, sie einzeln zu bestätigen.

Od bemerkte nicht, dass sie inzwischen nackt war. „Er ist wie ich“, war das Einzige was sie denken konnte. *Er* war alles, was sie wahrnahm.

„175!“ „175!“ „177!“ „177!“ „179!“ „179!“

„200 Dukaten!“ erschallte es aus der letzten Reihe. Alle wandten sich zu dem Bieter um. Es war General Margwart, ein glatzköpfiger Riese mit einem bis zur Brust herabhängenden, zu einem Zopf geflochtenen Kinnbart.

Der Marktleiter wandte sich an den Abgesandten des Königs, der neben Margwart stand und sagte: „Ist diese Jungfrau nichts für Euren König? Wollt Ihr den General nicht überbieten?“

Aus dem Publikum rief jemand unter vorgehaltener Hand: „Der König bringt ihn eh nicht mehr hoch.“ Unterdrücktes Lachen ertönte.

„Was ist jetzt?“ bellte Margwart. „Ich sagte 200!“

„Gut“, sagte der Marktleiter gedehnt. „Wenn es wirklich kein weiteres Gebot mehr gibt...“

„Sag dein Sprüchlein auf, Fettsack!“ fiel ihm Margwart ins Wort.

„200 zum Ersten, zum Zweiten und“, der Marktleiter hielt die Pause kurz, schließlich war mit dem General nicht gut Kirschen essen, „zum Dritten. Die Jungfrau geht an General Margwart.“

Od spürte, wie sie jemand am Arm packte und mit sich riss. Es war der Sklavenhändler, der sie mit triumphierendem Grinsen über die Bühne führte. „Fast das Dreifache hab ich an dir verdient, mein Vögelchen“, sagte er, „wenn man den Anteil des Marktleiters abzieht.“

Od wandte sich um, suchte nach dem Mann mit dem schwarzen Haar, fand die Stelle, an der er stand – *er war fort!* Die Traube vor der Bühne löste sich auf, die Männer schritten in Gruppen über den Hof, dem Tor entgegen, viele von ihnen mit Sklaven, die sie an Ketten hinter sich her zogen. Der Mann, den Od verzweifelt suchte, während sie über Stufen von der Bühne gezerrt wurde, war nicht unter ihnen. Die Wirkung der Droge schien etwas nachzulassen, und Od schoss ein bitterer Gedanke durch den Kopf. Vielleicht hatte es sich nur um eine Halluzination gehandelt. Vielleicht gab es diesen Mann gar nicht. Vielleicht war er nur die Spiegelung ihres Inneren, eine männliche Version ihrer Persönlichkeit.

Am unteren Ende der Treppe, die von der Bühne hinabführte, stand Margwart vor einem groben Holztisch. Dahinter saß der Marktleiter und zählte Goldmünzen. „200“, sagte er. „Stimmt genau.“ Der Sklavenhändler übergab Margwart das Mädchen und kicherte: „Gratuliere zu einem exzellenten Kauf.“

„Der Umhang!“ fuhr ihn Margwart an, der Od mit festem Griff im Nacken hielt. Der Sklavenhändler legte ihr den Seidenumhang über die Schultern und mit einem fast traurigen Lächeln sagte er: „Leb wohl, mein Vögelchen.“

„Wo bin ich?“ Od richtete sich auf und musterte den spärlich mit einer flackernden Öllampe beleuchteten kleinen Raum. In einer Ecke, vor einem Spiegel, stand ein Tisch, in den eine Waschschüssel eingelassen war. Um das Becken herum waren kleine Fläschchen, Seifen und Handtücher platziert. An einem Haken neben dem Spiegel hing der

weiße Seidenumhang, den Bradschda dem Mädchen gegeben hatte. Gegenüber dem Bett, dem einzigen weiteren Möbelstück in der fensterlosen Kammer, stand eine schlanke hochgewachsene Frau mit blondem kurzgeschnittenem Haar. Sie war mit einer schlichten Robe bekleidet und hielt in jeder Hand einen Eimer. Hinter ihr war eine geschlossene Holztüre zu erkennen.

„Du bist im Haus von General Margwart“, sagte die Frau mit gesenktem Kopf. „Ich bin deine Dienerin. Mein Name ist Arde.“

„Meine Dienerin?“ fragte Od und zog die Bettdecke bis zum Hals hoch. Es war kalt in dem Zimmer. „Ich dachte, *ich* bin die Sklavin.“

„Wir alle sind Sklaven in diesem Haus“, erwiderte Arde und blickte auf. Ihr rechtes Auge war von milchigem Weiß und offensichtlich blind. Das andere war von trüb grauer Farbe und schien, genauso wie das blinde, durch Od hindurchzublicken. Arde schritt durch den Raum und stellte die Eimer neben dem Tisch ab. Einer war mit dampfendem Wasser gefüllt, der andere war leer.

„Falls du dich entleeren musst.“ Die Frau deutete auf den leeren Eimer und dann auf den vollen. „Wasch dich. Ich hole dir einstweilen etwas zum Essen.“ Dann verließ sie den Raum.

Od verließ das Bett und hüllte sich in den Umhang. Über dem Bett bemerkte sie ein Gemälde, das an der rohen Steinwand angebracht war. Ein nacktes Mädchen war darauf abgebildet. Es hatte rotes lockiges Haar und lag mit verführerischem Lächeln auf einem Wolfspelz vor einem Kaminfeuer.

„Ein wärmendes Kaminfeuer wäre jetzt nicht schlecht“, dachte Od. Dann versuchte sie sich zu erinnern, was geschehen war. Bradschda

hatte ihr ein Gift verabreicht, und danach war alles verschwommen. Einzelne unzusammenhängende Bilder drängten sich Od auf. Die Versteigerung. Der Mann mit den eisblauen Augen. Möglicherweise nur ein Trugbild. Zweihundert Golddukaten. Margwart, der sie durch die dreckigen Straßen von Kaan zerrte. Gestank. Heruntergekommene Menschen. Verkrüppelte Bettler.

Arde betrat wieder den Raum. Sie hielt ein Tablett mit einer Schüssel und einem Becher in Händen. „Hast du dich gewaschen?“ fragte sie. Od gab keine Antwort, spähte nur durch die offen stehende Tür, hinter der ein hell erleuchteter Korridor zu sehen war.

„Denk nicht einmal daran, zu fliehen“, sagte Arde, während sie das Tablett auf die Waschschüssel stellte und einen Hocker unter dem Tisch hervorzog. „Es gibt kein Entkommen aus diesem Haus.“

Od setzte sich auf den Hocker und fing an, die Suppe aus der Schüssel zu löffeln. Sie fragte, was in dem Becher sei und Arde antwortete ihr: „Wein. Er ist nicht stark. Aber er entspannt dich.“

„Warum sollte ich mich entspannen?“ wollte Od wissen, obwohl sie die Antwort bereits kannte.

„Der Herr wird in einer Stunde zu dir kommen“, sagte Arde, die regungslos neben dem Tisch stand. Weder ihre Worte noch ihre Miene verrieten eine Gefühlsregung. Arde war noch jung, höchstens fünf Jahre älter als Od. Und eigentlich war sie auch sehr hübsch, wäre da nicht das weiße und tot ins Leere stierende Auge gewesen.

„Was ist mit deinem Auge passiert?“ fragte Od.

„Der Herr hat mich geschlagen.“ Arde schwieg eine Weile, und man sah ihr an, dass sie überlegte, ob sie noch etwas hinzufügen wollte.

Dann fuhr sie fort: „Auch mich hat der Herr einst gekauft. Ursprünglich stamme ich aus...“ Arde stockte und verwarf dann das Vorhaben, über die Zeit vor ihrem Sklavendasein zu sprechen. „Als der Herr mich kaufte, war ich eine Jungfrau. So wie du. Der Herr mag Jungfrauen. Doch wenn sie keine Jungfrauen mehr sind, verkauft er sie an die Freudenhäuser.“

Od war dieses Wort fremd, doch sie konnte sich vorstellen, um was es sich handelte und dass es keineswegs freudvoll war, in einem derartigen Haus zu dienen.

„Warum hat er dich nicht verkauft“, fragte sie, und Arde zuckte mit den Schultern. Nach einer Pause sagte sie: „Der Herr hat mich blind geschlagen. Es war in der Nacht, als er mir die Jungfernschaft nahm. Ich habe versucht, mich zu wehren. Der Herr mag nicht, wenn man sich wehrt. Mit diesem Auge hätte mich wahrscheinlich niemand mehr haben wollen. So wurde ich seine Dienerin.“

Od lachte bitter auf: „Und eine Mahnung für alle seine Jungfrauen.“

„Mag sein“, sagte Arde. „Ich kann dir nur raten, dich nicht zu wehren. Lieg einfach nur still da und versuche, an etwas Anderes zu denken.“

Od warf den Löffel in die leere Schüssel und schnaubte: „Niemals. Ich kämpfe bis zum Tod.“ Dann griff sie nach dem Becher und nahm einen tiefen Schluck.

„Der Herr ist stärker als du“, gab Arde zu bedenken. „Er wird dich fesseln.“

„Hat er dich gefesselt?“

„Nach dem Schlag war das nicht mehr nötig.“

„Du warst bewusstlos?“

„Mein Wille war gebrochen. Der Herr mag es nicht, wenn seine Jungfrauen bewusstlos sind.“ Zum ersten Mal offenbarten Ardes Züge ein Gefühl. Es war Bitterkeit – und ein vages Aufflackern von Wut. „Er ergötzt sich an den Schmerzenslauten, dem Wimmern und dem Schreien.“ Sie schüttelte den Kopf und wiederholte: „Er mag es nicht, wenn sie bewusstlos sind.“

„Zu zweit können wir ihn besiegen“, behauptete Od kampflustig.

Arde verfiel wieder in Teilnahmslosigkeit und sagte: „Der Herr ist stärker als wir.“ Nach einer kurzen Pause fügte sie hinzu: „Und wenn wir ihn besiegen? Was würde aus uns werden?“

„Wir wären frei“, stellte Od grimmig fest.

Ein dröhnendes Lachen erfüllte die Kammer. Margwart stand auf der Türschwelle, ein Berg von einem Mann, bekleidet lediglich mit einem Schurz, unter dem deutlich eine Erektion zu erkennen war. Er warf Arde ein paar Lederriemen zu, hörte von einem Augenblick zum anderen zu lachen auf und sagte mit strenger Miene: „Binde sie!“

Noch bevor Arde sich vom Fleck rühren konnte, war Od aufgesprungen und schrie Margwart an: „Der Letzte, der versucht hat, mir die Unschuld zu rauben, bezahlt mit dem Leben dafür!“

Margwart brach wieder in Lachen aus: „Heißblütig! Der Marktleiter hatte Recht.“

Dann stürzte sich Arde auf Od und versuchte, sie zu überwältigen. Ein Kampf entbrannte zwischen den Sklavinnen, bis sie ineinander verkeilt über den Boden rollten. Margwarts Belustigung darüber fand bald ein Ende, und er trennte die beiden.

„Verschwinde“, herrschte er Arde an, die eilends den Raum verließ und die Tür hinter sich schloss. Margwart hielt Od mit ausgestrecktem Arm am Genick gepackt. Ihre Beine hingen hilflos zappelnd in der Luft.

Nur wenige Augenblicke später lag Od nackt auf dem Bett, ihre Arme und Beine an die vier Pfosten gefesselt. Fluchend und schreiend zerrte sie an den Lederriemen. Doch diesmal gab es kein Entkommen.

Margwart nestelte an dem Gürtel seines Schurzes. Dann ließ er ihn zu Boden fallen.



Die Wochen vergingen. Sie fühlten sich an wie Jahre. Es gab keine Nacht, in der sich Margwart nicht an Od verging. Er nahm sie, wie ein Tier seine Beute verschlingt, und ließ sie danach gefesselt auf ihrem Bett zurück. Nur kurze Zeit später betrat dann Arde den Raum und band das Mädchen los. In den ersten Nächten hatte Od Margwarts Dienerin beschimpft, geschlagen und bespuckt, all ihren Hass an ihr entladen, mit der Zeit jedoch war dieses Toben eiskaltem Schweigen gewichen. Arde band immer nur die Arme des Mädchens los, um genug Zeit zu haben, den Raum zu verlassen und die Tür von außen abzusperrern, bevor Od ihre Beine befreien konnte. Ohne Zweifel war Arde Ods Körperkraft und, was noch wichtiger war, ihrem Zorn unterlegen.

Od war nicht gebrochen. Sie verlor ihre Hoffnung nicht, eines Tages fliehen zu können. Die nächtlichen Torturen erduldet sie mit

zusammengebissenen Zähnen. Nur selten entwich ihr ein Schmerzenslaut. Diese Genugtuung wollte sie ihrem Peiniger nicht geben.

Eines Nachts blieb Margwart, nachdem er Od genommen hatte, neben ihr liegen, was sonst nicht seine Art war. Er strich mit einer seiner riesigen Hände über ihr Haar, was Od in schiere Raserei verfallen ließ. Ihr, die sie wehrlos gefesselt dalag, Gewalt anzutun, war eine Sache, ihr Zärtlichkeiten aufzudrängen, empfand sie als eine zynische Grausamkeit, die schwerer wog, als jede körperliche Qual. Od schnappte vergeblich nach Margwarts Hand, ach, könnte sie ihm wenigstens einen Finger abbeißen. Wilde Flüche schossen wie giftige Pfeile aus ihrem schäumenden Mund.

Margwart fuhr unbeeindruckt fort, ihr sanft über das Haar zu streichen und sagte nachdenklich: „Hab selten eine Sklavin so lang behalten wie dich.“

Od versuchte sich zu beruhigen. Es war das erste Wort, das Margwart während ihrer Gefangenschaft an sie richtete. Zum ersten Mal zeigte er menschliche Regungen. Vielleicht lag darin eine Chance.

„Was ist mit Arde?“ fragte Od und unterdrückte mit Mühe den Ekel, den Margwarts Streicheln in ihr auslöste.

„Arde zählt nicht. Ich schlafe nicht mit ihr.“

„Schlafen nennst du das, was du mit mir machst?“ Es gelang Od, jegliche Empörung aus ihrer Stimme zu verbannen, so dass die Frage ruhig und tonlos klang.

„Du bist ein außergewöhnliches Mädchen“, übergang sie Margwart.
„In dir brennt ein mächtiges Feuer. Du bist voll Mut, Stärke und Tapferkeit. Die geborene Kriegerin.“

„Gibt es Frauen im Heer des Königs?“

Margwart nickte.

„Dann lass mich unter dir als Kriegerin dienen.“

„Du führst mich nicht an der Nase herum“, lachte Margwart. „Alles, was du willst, ist frei sein. Du, als Kriegerin in meiner Brigade, hah! Bei der ersten Gelegenheit würdest du mich töten.“

Dem war nichts entgegenzusetzen. Offensichtlich durchschaute Margwart Od. Er war kein Schwachkopf, mit dem sie leichtes Spiel haben würde.

„Gibt es irgendetwas“, fragte Margwart, „was ich für dich tun kann? Etwas, das es leichter für dich macht.“

Das Erste, was Od einfiel war, dass er aufhören solle, sie zu streicheln. Doch dann sagte sie: „Fessel mich in Zukunft nicht mehr. Vielleicht lerne ich, dir eine gute Liebhaberin zu sein.“

Wieder lachte Margwart: „Du Lügnerin. Du würdest lieber sterben, als zu lernen, mir eine gute Liebhaberin zu sein.“ Dann wurde er wieder ernst: „Würde ich eine gute Liebhaberin suchen, würde ich mich nicht mit einer Vierzehnjährigen abgeben. Das, was mich erregt, ist deine Wehrlosigkeit. Dass du mir ausgeliefert bist. Und dass du leidest.“

„Was soll dann das Gerede, was du für mich tun könntest?“, fauchte Od. „Und was sollen diese Liebkosungen?“

Margwart hörte auf, über Ods Haar zu streichen und verfiel wieder in Nachdenklichkeit. „Es ist deine Würde“, sagte er mehr zu sich selbst. „Einerseits erzürnt es mich, dass ich deinen Stolz nicht zu brechen vermag. Andererseits bewundere ich dich dafür. Du erinnerst mich an mich, wie ich in jungen Jahren war.“

„Ich habe nichts mit dir gemein“, stieß Od aus. Dann riss sie sich wieder zusammen. Margwart hatte ihr ein Angebot gemacht. Sie wollte es nicht verschenken. Je mehr Privilegien sich Od verschaffen konnte, desto wahrscheinlicher war, dass ihr eines Tages die Flucht gelang. Solange sie immer in diesem Zimmer eingesperrt war, standen die Chancen schlecht. Also sagte sie: „Frische Luft. Mir gewähren, diese Zelle hin und wieder zu verlassen. Das ist es, was du für mich tun könntest.“

Margwart nickte, erhob sich von dem Bett und verließ die Kammer.

Am nächsten Tag führte Arde Od aus ihrem Zimmer den Korridor entlang bis zu einer Wendeltreppe. „Du darfst auf den Turm hinaufsteigen“, sagte sie. „Der Herr sagt, du brauchst frische Luft.“

„Kommst du nicht mit?“

„Nein. Der Turm ist mir zu hoch. Mir wird schwindlig.“

„Und wenn ich mich in den Tod stürze?“

„Der Herr sagt, das würdest du niemals tun.“

„Dein Herr hat Recht. Wenn ich sterbe, dann im Kampf. Selbstmord ist erbärmlich.“

„Ist unser Leben hier nicht viel erbärmlicher? Würde ich mich trauen, hätte ich längst meinem Leben ein Ende gesetzt.“

„Das sieht dir ähnlich“, schnaubte Od und machte sich daran, die Stufen zu erklimmen.

Die Treppe endete auf einer niedrig ummauerten Plattform, gut fünfzig Meter über dem Boden. Der Turm, auf dem Od stand, ragte aus der Mitte eines Hofes, der von einer hohen Steinmauer umgeben war. An der Stirnseite des Hofes stand ein großes zweistöckiges Haus, offenbar Margwarts Domizil. Das andere Gebäude, das direkt mit dem Turm verbunden war, und wie dieser frei im Hof stand, schien so etwas wie ein Gesindehaus zu sein. Die Stallungen waren direkt daran angebaut. Jenseits der Mauer des Anwesens breitete sich die Stadt in all ihrer Unansehnlichkeit aus, bis hin zu einem mächtigen Felsen, auf dem eine Burg stand.

Od atmete tief durch. Frische Luft war das nicht. Kaan stank wie eine Senkgrube, und so sah die Stadt auch aus. Trotzdem tat es gut, endlich wieder Tageslicht zu sehen.

Der Turm bot keinerlei Fluchtmöglichkeit. Zu springen, bedeutete den sicheren Tod. Die Außenwände waren zu glatt, um an ihnen hinunterzuklettern. Einzig ein Seil konnte es Od ermöglichen, auf den Hof oder wenigstens auf das flache Dach des Gesindehauses zu gelangen. Vom Dach auf den Hof zu springen, wäre ein Kinderspiel. Die Hofmauer wiederum konnte nicht durch Klettern überwunden werden. Und das schwere Eisentor gegenüber Margwarts Haus war sicherlich verschlossen. „Ein Seil und ein Schlüssel“, dachte Od und dann, als sie die Wache in einer Mauernische neben dem Tor bemerkte: „Und eine Waffe.“

Od verließ den Turm und kehrte zu Arde zurück, die am Fuße der Treppe wartete.

„Wo ist Margwart?“ fragte Od.

„Der Herr ist tagsüber nur selten zuhause.“

„Das große Haus, ist das seins?“

„Ja.“

„Bist du dort manchmal?“

„Tagsüber immer. Dort verrichte ich meinen Dienst.“

Od zeigte auf die vier Türen, die nebeneinander in die Wand des Korridors eingelassen waren. „Wohin führen diese Türen?“

„Zu dem Schlafrum der Dienerschaft, zur Küche, zur Latrine und in den Stall.“

„Heißt das, man gelangt vom Hof aus über den Stall in dieses Gebäude?“

„Mach dir keine Hoffnungen. Die Tür zum Stall ist verriegelt. Und keiner der anderen Räume verfügt über ein Fenster. Der Hof ist unerreichbar für dich.“

Od packte Arde mit einer schnellen Bewegung am Hals und zischte: „Du hast den Schlüssel zur Stalltüre. Sonst wärest du nicht hier.“

Arde stand wie versteinert da und keuchte: „Der Herr hat mich heute eingesperrt, damit du...“ Die Dienerin brach bewusstlos zusammen. Od hatte ihren Kopf gegen die Steinmauer geschlagen. Jetzt, da sie am Boden lag, durchsuchte Od ihre Robe. Kein Schlüssel. Sie sah zum Ende des Ganges hinüber. Der Schlüssel zu ihrer Kammer steckte im Schloss der Tür. Ein einzelner Schlüssel, kein Bund, an dem noch ein weiterer hing. Aber vielleicht passte der ja auch in das Schloss der

Stalltüre. Od schnappte sich den Schlüssel, probierte ihn dann an der Türe zum Stall aus – vergeblich, warf ihn fluchend auf den Boden und eilte zu Arde zurück, die inzwischen ein vages Wimmern von sich gab. Ein Fusstritt gegen ihren Kopf ließ sie wieder verstummen.

„Dein Pech, dass dich Margwart mit mir zusammengesperrt hat“, zischte Od und riss die Tür auf, neben der Arde zusammengesackt war. Sie öffnete sich zu einem fensterlosen Raum mit mehreren Stockbetten – Der Schlafraum der Dienerschaft. Decken, dachte Od, man konnte sie in Streifen reißen und zu einem Seil zusammenknoten.

Sie stürmte in die Küche. Auch hier kein Fenster. Aber ein Messer. Lang und scharf. Auch die Latrine war fensterlos und dementsprechend erfüllt mit übelkeitserregendem Gestank. Dann fiel Ods Blick noch einmal auf die Tür zum Stall. Zu schwer, um sie aufzubrechen. Vielleicht, dachte Od, konnte sie in der Küche so etwas wie ein Stemmeisen finden. Oder ein Beil. Das würde allerdings zuviel Lärm machen. Die Wache am Tor war sicherlich nicht die einzige auf dem Anwesen. Dann doch lieber über den Turm in den Hof. Ein Seil aus Stoffstreifen, angebracht an der von Margwarts Haus und dem Tor abgewandten Seite, hinunter auf das Dach des Gesindehauses, von dort aus in den Hof, den Wachmann am Tor erledigen, ihm den Schlüssel zum Tor abnehmen, der sich in seinem Besitz befinden musste, und hinaus in die Freiheit.

Od kehrte in den Schlafraum zurück, schnappte sich die erste Decke und machte sich daran, sie mit dem Messer zu zerschneiden. Da fiel die Tür ins Schloss. Od fuhr herum und sah, dass der Knauf fehlte. Sie war eingesperrt.

Hinter der Tür war Ardes Stimme zu hören: „Das wird dem Herrn nicht gefallen.“

„Arde“, dachte Od Flüche ausstoßend, „ein zähes Biest. Ich hätte ihr die Kehle durchschneiden sollen.“ Sie warf sich gegen die Tür, die so schwer wie all die anderen war. Keine Möglichkeit, sie aufzubrechen. Od saß in der Falle.

„Mach die Tür auf!“

„Der Herr wird sie aufmachen, sobald er zurück ist.“

Gut, dachte Od mit finsterem Gesicht und blickte auf das Messer in ihrer Hand.

Auf dem Weg von der Burg des Königs zu seinem Haus führte Margwart laute, von wilden Flüchen unterbrochene Selbstgespräche, die vorwiegend Schmähungen seines Dienstherrn zum Inhalt hatten. „Grakaan! Ein einziger Schweinestall! Blühendes Reich! Hah! Der König hat den Verstand verloren! Dieser alte impotente Sack! Ruht sich auf nicht existierenden Lorbeeren aus! Warum stirbt er nicht endlich? Bin ich ein Kriegsherr oder ein Schweinehirt? Friede! Pah! Feigheit! Garsoth wartet nur darauf, erobert zu werden. Aber unser König siecht, bis zum Hals mit Schweinemist besudelt, in träger Gleichgültigkeit. Stumpfsinniger, zahnloser Hund! Ich könnte ihn...“, so stapfte der General wutschnaubend durch das abendliche Kaan, und jeder, der ihm begegnete, wechselte eilends die Straßenseite.

Das Einzige, was Margwarts Laune in dieser Nacht aufhellte, als er nach Hause kam, war Ardes Bericht von Ods Fluchtversuch. „Ein Teufelsmädchen“, lachte er anerkennend und schickte einen – „nein,

besser zwei“ – seiner Wächter ins Gesindehaus, um das Mädchen aus dem Schlafraum, in dem sie eingesperrt war, in ihre Kammer zurückzubringen.

Dem Mann, der als Erster den Raum betrat, flog eine Decke entgegen. Sie nahm ihm für einen Augenblick die Sicht, und bevor er sie wegreißen konnte, bohrte sich ein Messer in seine Kehle. Dem zweiten Wächter gelang es, Od zu überwältigen und zu entwaffnen. Noch ehe sein Kamerad am eigenen Blut erstickt war, lag das Mädchen gefesselt auf ihrem Bett.

Die Tür fiel zu, der Schlüssel wurde herumgedreht, und Od blieb vor Zorn bebend in ihrer Zelle zurück. Wäre es Margwart gewesen, der den Schlafraum betreten hatte, dachte Od voll wütender Enttäuschung, wäre er jetzt tot. Sie verfluchte ihr Pech, und dann, als ob eine kalte Hand ihr Herz berührt hatte, beschlich sie ein banges Gefühl. Dieses Gefühl war Od bisher fremd gewesen. In bedrohlichen Situationen waren es stets entweder kalte Entschiedenheit oder heißer Zorn gewesen, die sie beherrscht hatten. Jetzt, da sie glaubte, alles verspielt zu haben, bemächtigte sich ihrer eine beklemmende Niedergeschlagenheit. Margwart würde ihr keine Gelegenheit zur Flucht mehr geben. Oder vielleicht doch? Immerhin hatte er geäußert, sie zu bewundern. Vielleicht würde er sie eines Tages sogar freilassen, wenn er ihrer überdrüssig geworden war. Der Zweifel jedoch war hartnäckiger als die Hoffnung. Der General würde, wie Od ihn einschätzte, mehr als erzürnt über die Ermordung seines Mannes sein. Es konnte auch ihren Tod bedeuten.

Stunden des zermürbenden Wartens vergingen, ohne dass Margwart erschien. Dann hörte Od, wie der Schlüssel in der Tür herumgedreht wurde. Sie blickte auf und traute ihren Augen nicht. Ein hochgewachsener Mann, bekleidet mit einem Lederharnisch und derben Stiefeln, ein mit Blut beflecktes Schwert in der rechten Hand und ein verwegenes Lächeln auf den Lippen, stand auf der Schwelle.

„Da bist du ja endlich“, rief Od aus, bevor sie wusste, was sie da sagte.

Der Mann warf sein schwarzes langes Haar zurück und lachte aus voller Kehle. Seine eisblauen Augen fixierten Od, während er mit erhobenem Schwert auf sie zuging. Zwei Hiebe durchtrennen die Riemen, die die Arme des Mädchens fesselten, und wenige Augenblicke später hatte Od die Knoten ihrer Fußfesseln gelöst. „Wer bist du?“ fragte sie.

„Porkka.“ Es klang wie das Knurren eines Raubtiers. Der Mann wandte sich um, verließ den Raum und öffnete die erste Tür zur Linken, die in den Stall führte.

„Warte“, sagte Od, die ihm gefolgt war. „Erst in die Küche. Ein Messer holen. Falls wir kämpfen müssen.“

„Müssen wir nicht“, entgegnete Porkka mit einem diabolischen Lächeln. „Sind alle tot.“

„Du hast...?“ Ods Stimme stockte. Porkka grinste nur. „Alle? Du alleine?“ Was war das für ein Mann? „Um mich zu...?“ Od wagte nicht, es auszusprechen.

Das Grinsen in Porkkas Gesicht wich jäh Härte. „Komm jetzt!“ sagte er.

„Wie hast du Margwart getötet?“ fragte Od, als sie den Hof überquerten. Erst als sie das Tor erreicht hatten, wandte sich Porkka zu ihr um und antwortete mit heruntergezogenen Mundwinkeln, stolz und grausam: „Ich habe ihm den Schädel gespalten.“



Od lag in Decken gehüllt auf den Holzstämmen des Floßes, das in der ruhigen Strömung des Kalten Flusses trieb. Als sie erwachte, schien ihr die Morgensonne ins Gesicht und es dauerte einige Zeit, bis sie erkannte, wo sie sich befand. Die Zelle in Margwarts Haus war Vergangenheit. All die Qualen, die Od dort ausgestanden hatte, waren vorüber. Porkka hatte sie aus den Fängen des Peinigers befreit und dessen Grausamkeit mit Grausamkeit vergolten. Ein Gefühl wohliger Genugtuung erfüllte Od, als sie ihre ausgeruhten Glieder streckte und zu Porkka hinüber sah, der, das Steuerruder in der Hand, am Heck des Floßes stand.

Wer war dieser Mann, dessen großer und aufrechter Körper sich von der hinter ihm aufsteigenden Sonne dunkel absetzte, der umgeben schien von ihrem Schein, wie ein Engel, den eisblauen Blick auf den eisblauen Himmel gerichtet, eine in sich ruhende Säule, die Kraft und Sicherheit ausstrahlte – wer, dachte Od, wer war dieser Mann? Ein Beben, mehr ein Wühlen, durchflutete Ods Leib und versetzte sie in wohlthuende Verzückung. Sie flüsterte seinen Namen, als wäre es ein Gebet.

Da bemerkte Porkka, dass sie wach war und seine Augen trafen die ihren. Die Andeutung eines Lächelns umspielte seine Züge.

„Träum ich?“ fragte Od, und da Porkka schwieg, fügte sie hinzu: „Warum hast du das getan?“ Keine Antwort. Porkka wandte den Blick nach rechts und suchte das bewaldete Nordufer des Flusses ab.

„Fürchtest du, dass wir verfolgt werden?“ versuchte es Od mit einer anderen Frage.

Porkka lachte: „Ich fürchte nichts.“

Od richtete sich auf und musterte die Ufer. Der Wald, der den Fluss auf beiden Seiten umsäumte, war dicht und würde mögliche Verfolger nur langsam vorankommen lassen. Der Weg, auf dem man sich am schnellsten von Kaan entfernen konnte, war der Kalte Fluss, auch wenn seine Strömung träge war.

Auf dem Weg von Margwarts Haus zum Hafen waren Od und Porkka nur wenigen Leute begegnet. Gebeugte, in Lumpen gehüllte Gestalten waren es gewesen, und keine von ihnen hatte den Anschein erweckt, von den beiden Notiz genommen zu haben. Es war unwahrscheinlich, dass man inzwischen herausgefunden hatte, wer für das Blutbad in Margwarts Haus verantwortlich war und ob oder auf welchem Weg er die Stadt verlassen hatte.

„Woher kommst du?“ fragte Od, und erst nach einiger Zeit entgegnete Porkka, er stamme aus den nördlichen Wäldern Grakaans, die an die Eisöde grenzten.

„Was hast du in Kaan gemacht?“

„Durchreise“, sagte Porkka, und an seiner Knappheit war deutlich zu erkennen, dass er nur ungern die Fragen des Mädchens beantwortete.

Od jedoch ließ nicht locker. Ihre Augen wanderten wissbegierig über Porkkas Gesicht, auf dem sich ein Ausdruck von Missmut ausbreitete. Dennoch sagte er: „Grakaan ist tot. Ich bin auf der Suche nach...“ Dann stockte er und hob den Blick in die Ferne, als ob dort zu sehen war, wonach er suchte.

Porkka war offensichtlich ein wortkarger Mann, dachte Od und beschloss, ihn nicht weiter zu bedrängen. Sie war frei und unterwegs. Das mochte vorab genügen. Der Kalte Fluss, so hatte ihr Roogi damals erzählt, mündete ins Meer. Und nichts wünschte sich Od mehr, als das große Wasser zu sehen. Nun, die Richtung stimmte.

Porkka zeigte auf die Holzkiste, an die gelehnt Od mit angezogenen Beinen saß, und sagte: „Da drin ist Kleidung für dich. Und etwas zu essen.“

Od stand auf und öffnete den Deckel der Kiste. Darin befanden sich mehrere kleine Fässer mit Pökelfleisch, Eimer mit Wasser, Zinngeschirr, Besteck, ein Seil, Werkzeug, Waffen, Fackeln, Zunder, Feuersteine und ein Bündel mit Kleidungsstücken, ein Wams, eine Hose und Stiefel aus schwarz gefärbtem Schweinsleder.

Od nahm den Seidenumhang von den Schultern und zerriss das verhasste Überbleibsel ihres Sklavendaseins mit einem Fauchen in zwei Teile. „Bradschda!“ zischte sie, „Mögest du tausend Tode sterben“. Dann warf sie die Fetzen ins Wasser. Aus den Augenwinkeln sah Od, dass Porkka sie in ihrer Nacktheit betrachtete, ohne jedoch lüstern zu wirken, wie sie es bei Männern in letzter Zeit oft gesehen hatte. Ein vergnügtes Lächeln erhellte Porkkas Gesicht, und Od ließ sich bewusst Zeit mit dem Anziehen. Die Kleidung schien

wie für sie gemacht zu sein. Und als sie vollständig bekleidet war, fühlte sie sich seit langem wieder wie ein Mensch. Sie erwiderte Porkkas Lächeln und sagte: „Ich danke dir... Für alles.“

„Wie alt bist du?“

„Sechzehn“, log Od. „Und du?“

„Gut zehn Jahre älter.“

Das Lächeln auf Porkkas Gesicht war inzwischen verschwunden. Der Mann musterte wieder die Ufer des Flusses.

„Weshalb nur hast du mich befreit?“ kehrte Od zu dem Gedanken zurück, der sie nicht loslassen wollte, und erst als sich Porkkas Augen scharf auf sie senkten, bemerkte sie, dass sie laut gedacht hatte.

„Hatte eine Rechnung mit Margwart offen“, knurrte Porkka. „Mein Schwert gierte nach seinem Blut.“ Der Ton in seiner Stimme machte Od deutlich, dass das Thema für ihn damit erledigt war. Es lag auf der Hand, dass dies nicht die ganze Wahrheit war. Eine offene Rechnung? Das mochte wahr sein. Aber Porkka hatte Od nicht im Vorbeigehen aus ihrem Gefängnis befreit, oder weil er ohnehin gerade da gewesen war. Die bereit gelegten Kleidungsstücke bewiesen es. Er war auch wegen ihr gekommen.

Od lächelte in sich hinein. Ein Kribbeln, wie von tausend Ameisen, breitete sich in ihrer Brust aus.

Wer immer dieser Mann war – sie liebte ihn.

Mittags kam ein Langboot in Sicht, das sich mit schnellen Ruderstößen von hinten dem Floß näherte. Es war breit und flach und auf beiden Seiten mit einem Dutzend Ruder ausgestattet.

„Glaubst du, die sind hinter uns her?“ fragte Od, und Porkka meinte, ihm wäre das Boot wegen seiner fremdartigen Bauart schon im Hafen von Kaan aufgefallen. „Es ist kein grakaanisches Boot. Die haben nichts mit Margwart zu tun. Außer es sind Kopfgeldjäger. Versteck dich für alle Fälle unter den Decken.“

Einen Dolch in der Hand, legte sich Od auf den Boden und zog die Decken über sich. Kurze Zeit später konnte sie das immer lauter werdende Platschen der Ruder vernehmen und dann eine Stimme, die zu Porkka herüber rief: „Wohin des Weges, Freund?“

„Das geht dich einen Dreck an“, war Porkkas Antwort.

Der Andere lachte und brüllte: „Habt ihr das gehört, Männer?“ Dann wieder an Porkka gewandt: „Wir lassen dich am Leben, wenn du uns deinen Proviant überlässt.“

Jetzt war es Porkka, der lachte: „Habt ihr keinen eigenen Proviant, ihr Hunde?“

„Proviant kann man nie genug haben. Unsere Rudersklaven wollen gut gefüttert sein.“

Die Ruderer waren also Sklaven, dachte Od. Das bedeutete, dass ein guter Teil der Mannschaft möglicherweise keine Gefahr darstellte.

„Jeder, der mein Floß betritt, stirbt“, rief Porkka, und schon erzitterten die Holzstämme unter den enternden Piraten. Metall klirrte auf Metall. Pokka stieß einen wilden Kampfschrei aus, und Od schleuderte die Decken von sich, erblickte einen Mann, der mit dem Rücken zu ihr stand, schnellte hoch und stieß ihm den Dolch zwischen die Schulterblätter. Ächzend ging er zu Boden. Auch Porkka hatte, wie Od jetzt bemerkte, den ersten Gegner zur Strecke gebracht. Zwei

weitere, mit Äxten bewaffnete Männer, beide dunkelhäutig und kahlköpfig, halbnackt und mit Tätowierungen bedeckt, drangen auf Porkka ein.

Das Langboot trieb unmittelbar hinter dem Floß. Ein Holzbrett verband den Bootsbug mit dem Heck des Floßes. Die Sklaven, die mit dem Rücken zum Bug saßen, ließen die Ruder in der Strömung treiben. Zwei weitere Piraten kauerten am Bug und verfolgten gebannt den Kampf zwischen ihren Kameraden und Porkka. „Was ist los?“ schrien sie. „Macht ihn fertig!“ „Ihr werdet ihn wohl zu zweit besiegen. Oder sollen wir nachhelfen?“

Dies galt es zu vermeiden, dachte Od, mit zweien würde Porkka fertig werden, mit vieren nicht. Sie stürzte an den Kämpfenden vorbei Richtung Heck, kreischte schrill auf und verzerrte dabei ihr Gesicht zu einer furchterregenden Grimasse. Die beiden Männer am Bug des Bootes richteten sich auf, beide waren mit Entermessern bewaffnet. Als Od das Heck des Floßes erreicht hatte, sah sie das ungläubige Erstaunen in den Blicken der Piraten. Od selbst war verblüfft über ihre draufgängerische Tollkühnheit. Es war, als ob sich ihr Bewusstsein von ihrem Körper getrennt hatte, als ob es eine fasziniert beobachtende Od gab, die einer zweiten Od zusah, wie sie mit den Füßen voraus über das Brett dem Bug entgegen sprang, den einen der beiden Männer in die Magengrube tretend, dem anderen im Flug die Kehle durchschneidend, bevor auch nur einer von ihnen daran denken konnte, mit seinem Entermesser auszuholen.

Der Mann, den Ods Dolch am Hals erwischte hatte, fiel ins Wasser, der andere krachte mit dem Rücken auf die Planken des Boots. Od

rollte über ihn hinweg, prallte gegen einen der Rudersklaven und war sofort wieder auf den Beinen. Als sie sich umwandte, sah sie, wie die Sklaven, die Backbord saßen, den am Boden liegenden Piraten mit ihren Fäusten traktierten. Jeder trug einen Eisenring um den Hals, an dem eine Kette befestigt war. Die Ketten liefen an den Rücken der Sklaven entlang und waren an den Bänken, auf denen sie saßen, befestigt. Ihre Bewegungsfreiheit war damit erheblich eingeschränkt. Dennoch gelang es ihnen, den von Od zu Boden geschleuderten Mann festzuhalten, ohne Unterlass zu schlagen und gegen die Planken zu pressen. Er wand sich verzweifelt und versuchte, sein Entermesser, das er bei dem Sturz verloren hatte, in die Hand zu bekommen. Einer der Sklaven, die Steuerbord saßen, kam ihm zuvor. Er lehnte sich so weit wie möglich Richtung Backbord und stieß mit dem Messer nach dem am Boden liegenden Piraten, ohne ihn jedoch zu erreichen.

Auf einer breiten Plattform am Heck des Langboots stand ein weiterer Pirat, bewaffnet nur mit einem kurzen Messer. Er funkelte wütend zu Od herüber, die kampfbereit Achtern stand.

Die Sklaven johlten vor Begeisterung und schrien dem Mann am Heck zu, er solle nur kommen und es wagen, das Mädchen anzugreifen. Dabei reckten sie ihm die Fäuste entgegen. Der Pirat, er war der letzte auf dem Schiff, überlegte offenkundig, wie er zu Od vordringen konnte, ohne dass ihn die Sklaven zu fassen bekämen. Der Mittelgang war breit. Wenn er sich in der Mitte hielt, konnte er ihren Klauen und Fäusten entgehen. Doch ein falscher Tritt während des Kampfes mit Od würde ihn den Sklaven ausliefern.

Od konnte die Gedanken auf seinem Gesicht ablesen und grinste ihm spöttisch zu. Da sprang der Mann ins Wasser und schwamm dem Nordufer entgegen.

Gefahr von hinten. Die Intuition durchzuckte Od wie ein Blitz. Sie ging in die Hocke und fuhr herum. Einer der Männer, mit denen Porkka gekämpft hatte, war an Bord des Langboots zurückgekehrt und erschlug den Sklaven, der das Entermesser aufgehoben hatte. Dann hieb er mit seiner Axt auf die Sklaven ein, die Backbord seinen Kameraden im Griff hatten. Sein Gesicht war verzerrt von Raserei, als er einen nach dem anderen tötete.

Hinter ihm, auf dem Floß, konnte Od Porkka sehen, wie er immer noch gegen den einen verbliebenen Gegner kämpfte. Die Sklaven waren verstummt, blickten über ihre Schultern und beobachteten mit Grauen das Gemetzel, das der Pirat unter ihren Genossen anrichtete. Inzwischen waren sechs Ruderer unter seinen wütenden Hieben tot zusammengesackt, eine Lache von Blut breitete sich zu Füßen des Piraten aus. Sein Kamerad lag leblos auf den Planken und war von roten Spritzern bedeckt. Eine abgetrennte Hand war in seinen Hals verkrallt.

„Ich werde euch alle töten“, schrie der Pirat und reckte die Axt drohend in die Luft. „Hände an die Riemen! Gehorcht oder sterbt.“

Od, immer noch in abwartender Kampfhaltung, beobachtete, wie die Männer schweigend gehorchten. Der Blick des Piraten fiel nun auf sie: „Und jetzt zu dir, du kleines Biest.“

„Komm nur“, flüsterte Od.

Dann erschallte vom Floß her ein wütender Schmerzensschrei. Od sah, wie Porkka von einem Axthieb getroffen rückwärts taumelte. Sein Gegner machte einen Schritt nach vorn und holte mit seiner Axt zu einem weiteren Schlag aus. Porkka riss das Schwert hoch, konnte den Hieb im letzten Augenblick parieren, ging jedoch unter der Wucht zu Boden.

Od rannte los. Porkka brauchte ihre Hilfe. Der Pirat, der die Sklaven getötet hatte, stellte sich ihr in den Weg und ließ seine Axt durch die Luft sausen. Od wich aus, doch der Schlag erfasste ihren Dolch, so dass er ihrer Faust entglitt. Im nächsten Augenblick hatte sie der Pirat am Genick gepackt und zu Boden gedrückt.

Da hörte sie, wie Porkka ein zweites Mal aufschrie, gefolgt von einem Aufplatschen im Wasser. Dann herrschte Stille. Der Mann, der Od überwältigt hatte, setzte sich rittlings auf ihren Rücken, ohne ihr Genick loszulassen, und fixierte ihre Arme mit den Knien. Ein Fauchen entrang sich ihrer Kehle. Verdammt, sie war besiegt.

„Der taucht nicht mehr auf“, hörte sie den Mann vom Floß her rufen. Und dann: „Wo ist Woal?“

„Hier“, kam es keuchend aus Richtung des Hecks. Der Mann, der ins Wasser gesprungen war, hatte sich offenbar zum Boot zurückgekämpft.

„Ein Glück, dass du schwimmen kannst“, rief der Pirat, der auf Od saß. Murrend fügte er „Feigling“ hinzu.

Der Mann, der Porkka besiegt hatte, näherte sich mit schweren Schritten. „Hab nur ein paar Kratzer abbekommen“, verkündete er schwer schnaufend.

„Ich auch“, knurrte der Andere. „Hätte schlimmer ausgehen können. War ein harter Gegner.“

„Die Furie da, die du gefangen hast, ist auch nicht von schlechten Eltern.“

„Sie hat Swar und Gao auf dem Gewissen“, kam es von hinten.

„Sei du nur froh, dass du nur nass geworden bist“, bellte der Mann, der Od auf den Boden drückte.

„Huwal ist auch tot.“

„Das waren die Sklaven.“

„Ein erbärmlicher Überfall. Vier von sieben tot. Und sechs Ruderer“, lautete die Bestandsaufnahme aus Richtung des Hecks.

„Und einer nass“, murmelte der Mann über Od.

Od saß gefesselt, an die niedrige Rehling gelehnt, auf der Plattform am Heck des Langboots. Die Piraten hatten das Floß ins Schlepptau genommen, den Mann, der von Porkka erschlagen worden war und den, den Od von hinten erstochen hatte, über Bord geworfen und auch Huwal sowie die sechs toten Ruderer wie nutzlos gewordenen Ballast dem Fluss übergeben. Die Rudersklaven waren umverteilt worden, so dass jetzt auf jeder Seite neun saßen.

Der Mann, der ins Wasser gesprungen war, ging nun auf und ab und hieb mit einem Lederriemen auf die Ruderer ein: „Ihr habt es gesehen“, schrie er. „Wer meutert, stirbt. Lasst es euch eine Lehre sein...“

„Ganz eifrig ist er auf einmal“, spottete der Pirat, der Od besiegt hatte und jetzt, das Steuerruder unter den Arm geklemmt, am Heck stand.

Der dritte der Männer, der neben Od saß und sich eine Wunde am Arm verband, lachte leise und fragte dann mit einem Kopfnicken in Ods Richtung: „Was machen wir mit der da?“

„Wir quälen sie zu Tode.“

Alle drei Piraten waren braunhäutig und hatten glattrasierte Köpfe. Bekleidet waren sie mit halblangen Leinenhosen und Sandalen. Ihre nackten Oberkörper, Arme, Gesichter und Köpfe waren mit schwarz tätowierten Spiralen und Ornamenten bedeckt. Hochgewachsen und muskulös hoben sie sich von den hellhäutigen Sklaven ab, die allesamt von gedrungenem Körperbau waren. „Ihr Hunde“, schrie der Antreiber und ließ seinen Lederriemen auf die nackten Rücken der Ruderer knallen. „Rudert!“

„Zu Tode quälen klingt gut“, sagte der Mann, der neben Od saß. Ein grausames Lächeln umspielte seine fleischigen Lippen.

Od warf ihm einen hasserfüllten Blick zu, den er mit gespielter Freundlichkeit erwiderte. Dann sah der Pirat zu dem Steuermann auf, und mit einem Mal breitete sich Entsetzen auf seinem Gesicht aus. Od folgte seinem Blick und sah gerade noch, wie der Steuermann rücklings über Bord ging. An seiner Statt stand nun Porkka, tiefend, ein blutiges Messer in der Hand und mit unbeweglicher Miene, die nichts anderes ausstrahlte als Kälte.

„Porkka!“ Porkka lebte. Od war außer sich vor Glück.

So blitzschnell, wie der Tod den Steuermann ereilt hatte, sprang Porkka nun auf den hochfahrenden Mann neben Od zu und trieb ihm die Klinge in die Brust.

Erst jetzt schien der Antreiber bemerkt zu haben, was vor sich ging, ließ den Riemen fallen und zog sein Messer aus dem Gürtel. Aber als Porkka auf ihn zu schritt, ließ er auch dieses fallen, hastete zum Bug und sprang über Bord.

Die Sklaven hörten unter Jubelschreien auf zu rudern. Doch Porkka brachte sie mit einer Handbewegung zum Schweigen. Dann kniete er sich neben Od nieder und befreite sie von ihren Fesseln. Dabei behielt er den flüchtenden Schwimmer im Auge, der sich stetig von dem Boot Richtung Nordufer entfernte.

„Du bist verletzt“, stellte Od fest. Porkka blutete aus einer Wunde am linken Oberarm. Auch der Brustpanzer seines Lederharnisches war durch einen tiefen Axthieb gespalten worden.

„Wird mich nicht umbringen“, sagte Porkka.

Kaum war Od befreit, band sie seinen Arm mit einem der Stricke, die sie gefesselt hatten, oberhalb der Wunde ab. Dann nahm sie ihm das Messer aus der Hand, zerschnitt die Hose des toten Piraten und verband seinen Oberarm.

„Wir werden die Wunde nähen müssen, wenn sie aufgehört hat, zu bluten“, sagte Od, doch Porkka schien mit einem anderen Gedanken beschäftigt zu sein. Er musterte die Rudersklaven, die in banger Erwartung in seine Richtung starrten.

„Wir müssen sie befreien“, sagte Od, die erriet, dass Porkka in Betracht zog, die Sklaven zu übernehmen.

„Wir würden mit dem Boot schneller vorankommen“, gab Porkka zu bedenken.

Da setzte Od ihr charmantestes Lächeln auf und sagte: „Aber wir haben es doch gar nicht eilig.“

Porkka maß sie mit einem Blick, der kalt und hart wie Eis war. Dann warf er den Kopf zurück und lachte aus vollem Halse.

Die Ruderer hielten auf das Südufer zu, während Od einen nach dem anderen mit einem Schlüssel, den sie bei dem toten Piraten gefunden hatte, von den Eisenringen befreite. Später gingen sie unter Dankesbekundungen von Bord.

Dann steuerte Porkka das Floß mit dem Langboot im Schlepptau – er werde das Boot bei der nächsten Gelegenheit verkaufen, sagte er – zurück in die Flussmitte.

Noch bevor die Abenddämmerung hereinbrach, hatte Od Porkkas Wunde genäht. Als sie fertig war, zog Porkka sie zu sich. Die Nacht senkte sich über den Fluss. Und Od ergab sich Porkkas Umarmung.



Porkka von Grakaan und Od von Gowk waren ein perfektes Gespann, beide zäh und von starkem Willen, er ein Bollwerk von einem Krieger, sie flink und gewandt wie eine Raubkatze, ein mächtiges Schwert und ein blitzschneller Dolch. Porkka, mit dem Gemüt eines Felsens, beherrscht und zugleich unerbittlich, ergänzt durch Ods wildes Temperament, ihr ungezähmtes Feuer.

Mehr als vier Jahre reisten sie Seite an Seite durch die nördlichen Länder des Kontinents, teilten Tisch, Bett und Schlachtfeld. Sie kämpften ums Überleben in einer feindseligen Welt voll Zwist und Grausamkeit, in der es weder gut noch böse gab, nur richtig und falsch, und richtig war stets, was dem eigenen Überleben zuträglich war. Sie töteten, raubten und plünderten oder erschlugen Räuber und Plünderer, um sie zu berauben oder ihr eigenes Hab und Gut zu schützen. Ihr Ruf eilte ihnen bald voraus, und immer wieder wandten sich Leute mit Aufträgen an sie, bei denen es um Kampf, Mord oder Raub ging. Sie hatten Aufständische dabei unterstützt, den Tyrannen von Sodenon zu stürzen, in der Tundra von Erlkk einen Söldnertrupp gegen marodierende Barbaren angeführt, die Krone des Prinzen von Jefgodugof, die von den Yrkaniern gestohlen worden war, zurückgewonnen und die Totenstadt Raccla im Auftrag des siebzehnten Königs von Magodd von Ghulen befreit, die die letzte Ruhestädte der Magodd-Monarchen in Beschlag genommen hatten.

Das Mädchen Od war zu einer Frau herangewachsen. Sie hatte das Meer gesehen, gelernt, auf Pferden zu reiten und mit Pfeil und Bogen umzugehen. Ihre Kampfeskünste waren in erstaunlichem Maße gereift, und auch ihre intuitiven Fähigkeiten hatten sich stetig weiter entwickelt. Die Absichten anderer Menschen zu erkennen oder zuweilen gar deren konkrete Gedanken zu lesen, war für Od auf bemerkenswerte Weise selbstverständlich geworden.

Porkka war ihr Mentor, Bruder, Verbündeter und Geliebter zugleich. Und auch wenn er nur selten Gefühle äußerte, gab es keinen Zweifel, dass er sich mit Od in Liebe verbunden fühlte.

Als Od ihr neunzehntes Lebensjahr vollendet hatte, kaufte Porkka ein Haus in der am Meer gelegenen Hauptstadt von Arganor. Dort ließen sie sich nieder, um nach den Jahren der Wanderschaft und Abenteuer etwas Ruhe zu finden. Od war schwanger, und die anstehende Elternschaft erfüllte beide mit dem Bedürfnis, sesshaft zu werden und ihren Frieden mit der Welt zu machen.

Arganor war ein ausgezeichnete Ort für ein Vorhaben dieser Art. Hier herrschte Frieden, dessen Beständigkeit durch ein starkes Söldnerheer gewährleistet war. Dieses Heer unterstand keinem Herrscher, sondern wurde von den Gilden und Zünften des Landes bezahlt. Es existierte kein König in Arganor, keine despotische Willkür, weder Steuern noch Gesetze, nur freier Handel und freies Handeln. Das Haus, in das Od und Porkka zogen, lag direkt am Leuchtturm des Hafens von Arganor-Stadt, und Porkka übernahm das bescheidene und redliche Amt des Leuchtturmwärters.

Od gebar in einer stürmischen Herbstnacht einen gesunden Sohn. Sein stolzer Vater gab ihm nach Sitte des Landes den Namen Porkkason und war sichtlich glücklich. Mit der Geburt seines Kindes, so stellte Od fest, wich Porkkas nüchterne Unterkühltheit einer ihr bisher fremden Gefühlswärme. Erst jetzt, da er auftaute und gesprächiger wurde, erfuhr sie mehr über Porkkas Vergangenheit. Er war in ähnlichen Verhältnissen wie Od, in den nördlichen Wäldern Grakaans aufgewachsen. Auch er hatte in jungen Jahren sein Volk, dessen barbarische Lebensführung ihm ein Gräuel geworden war, verlassen und in den Ländern jenseits seiner Heimat die Widrigkeiten einer unbarmherzigen Welt erfahren müssen, hatte sich zäh

durchgekämpft und war dabei zu einem kompromisslosen Kämpfer voller Härte und Willensstärke herangewachsen. Hier in Arganor fing er an, Bitterkeit gegen Lebensfreude einzutauschen.

Das Glück jedoch hielt nicht einmal ein halbes Jahr. Schon bald wurde Porkka wieder wortkarg und verschlossen. Das beschauliche Leben schien ihn zunehmend zu langweilen, und, was Od betraf – er wurde ihrer überdrüssig.

Einzig die Tatsache, dass er einen Sohn hatte, vermochte zu verhindern, dass er Arganor von einem Tag auf den anderen verließ und wieder auf Wanderschaft ging, allein, ohne Od.

Die junge Mutter begann schwermütig zu werden, und auch sie wäre lieber fortgegangen, wäre nicht ihr Kind gewesen.

„Was ist aus uns geworden?“ fragte Od in einer verschneiten Spätwinternacht, als sie, den Säugling wiegend, vor dem Kaminfeuer saß. Porkka stand neben ihrem Stuhl und stierte, wie bald in jeder Nacht, in düstere Nachdenklichkeit versunken ins Feuer. Langsam hob sich sein Blick und musterte kühl Ods Gesicht. Er hatte sie schon lange nicht mehr angesehen, fiel Od auf, das Kind ja, für seinen Sohn hatte er noch einen guten Teil seiner Aufmerksamkeit übrig, sie jedoch beachtete er kaum noch. Die meiste Zeit war Porkkas Blick leer. Und abends hatte er nur Augen für die Flammen im Kamin.

„Was ist aus uns geworden“, wiederholte Porkka die Frage, deren Antwort auf der Hand lag, mit heiserem Flüstern und wandte sich wieder von Od ab.

Das allabendliche Schweigen, das nur von dem gelegentlichen Schreien des Kindes unterbrochen wurde, senkte sich wieder bleiern auf die Stube.

Dann klopfte es an der Tür. Ein bedächtiges Klopfen, leise aber bestimmt. Porkka blieb regungslos stehen, offenkundig unwillig, dem unerwarteten Besucher die Tür zu öffnen. Also legte Od das schlafende Kind in die Wiege und zog den schweren Riegel zurück.

Vor der Tür stand eine gebückte Gestalt von zwergenhaftem Wuchs, gehüllt in einen schwarzen Umhang. Sie hob sich dunkel vom die Nacht erhellenden Weiß des Schneegestöbers ab. Das Gesicht war im Schatten einer Kapuze verborgen, die Hände, deren Finger wie die dürren Zweige eines toten Baums aussahen, waren über der Brust verschränkt. Mit einer Stimme, die wie das Knarren von Holz klang, sagte der Besucher, dass er den Leuchtturmwärter zu sprechen wünschte. Ein Hauch von Hohn lag in der Betonung, mit der er dieses Wort aussprach.

Etwas Unheilvolles umgab den Mann, und Od bat ihn nur widerwillig herein. In den letzten Jahren war sie vielen seltsamen Menschen begegnet. Den meisten ihrer bisherigen Auftraggeber hatte etwas Zwielfichtiges angehaftet. Dieser Zwerg jedoch erweckte den Eindruck, als ob er alles Schlechte und Kranke personifizierte, das es in der Welt gab. Od war ganz und gar mit Abscheu erfüllt, als sie ihm einen Platz am Kaminfeuer anbot.

Porkka schenkte dem Besucher keinerlei Beachtung. Wie versteinert stand er da, vollkommen in sich gekehrt und vom Orange der Flammen hypnotisiert. Erst als Porkkason aufwachte und zu schreien

begann, blickte er auf den Zwerg, der grußlos auf Ods Stuhl Platz genommen hatte, ohne seine Kapuze zurückzuschlagen.

„Warum verbirgst du dein Gesicht, Fremder?“ fragte Porkka kalt, während Od ihren Sohn aus der Wiege nahm und ihn durch die Stube zu tragen begann.

„Du willst es nicht sehen, Leuchtturmwärter“, erwiderte der Zwerg, wobei er das letzte Wort erneut mit Spott versah. „Meine Hässlichkeit ist den Menschen unerträglich, und ich möchte Euch diese Unannehmlichkeit ersparen.“

„Wer bist du, und was willst du?“ Porkka stierte wieder ins Feuer.

„Man nennt mich Kworton“, sagte der Zwerg, „und ich möchte mit Euch sprechen.“ Er wandte sich zu Od um, der es inzwischen gelungen war, Porkkason wieder in den Schlaf zu wiegen, und fügte hinzu: „Unter vier Augen.“

Porkka sah nun auch zu Od herüber. „*Natürlich* würde ich lauschen“, dachte sie, Porkkas Gedanken erratend. Und warum auch nicht? Bisher gab es keine Geheimnisse zwischen ihnen. Es bestand niemals ein Grund, den Anderen zu belauschen. Alles hatten sie geteilt. Doch jetzt... Od gab einen ächzenden Laut von sich. Eine Mischung aus Schmerz, Wut und Resignation.

Einen Augenblick herrschte Stille, dann forderte Porkka den Fremden auf, ihm in den Leuchtturm zu folgen. An der Tür wandte sich Kworton noch einmal um und nickte Od zu. Ein kalter Schauer lief ihr den Rücken hinunter.

Als die Tür ins Schloss gefallen war, legte Od das Kind zurück in die Wiege und ging vor dem Kamin in die Hocke, um ein Scheit

nachzulegen. Eine eisige Kälte hatte sie erfasst, eine Kälte, die das auflodernde Feuer nicht zu vertreiben vermochte.

Was war das für ein Mann, dieser Kworton, fragte sie sich. Wie er sein Gesicht unter der Kapuze versteckte, verbargen sich seine Absichten vor Od in undurchdringlicher Dunkelheit. Dunkelheit war alles, was ihr inneres Auge sah.

Dunkelheit und namenloses Übel.

Erst kurz vor Morgengrauen kehrte Porkka vom Leuchtturm zurück. Od, die vor dem Kamin eingeschlafen war, fuhr hoch, als sie hörte, wie die Tür geöffnet wurde, und bestürmte ihn mit Fragen über den seltsamen Besucher.

Porkka jedoch gab keine Antwort. Blass und gebückt blieb er vor Porkkas Wiege stehen und musterte seinen Sohn mit müden, von dunklen Ringen unterlaufenen Augen. Dann ging er zu Bett.

Am nächsten Tag, als Od wieder anfangen zu fragen und Porkkas Schweigen nicht hinnehmen wollte, wusste sie doch, dass der Besuch des Fremden mit etwas Unheilvollem in Verbindung stand, ohrfeigte er sie. Niemals zuvor hatte Porkka sie geschlagen. Der Schlag seines Handrücken warf Od zu Boden, wo sie gelähmt vor Entsetzen liegen blieb.

„Du hast dich auf ein gefährliches Spiel eingelassen, Porkka“, flüsterte sie, als sie sich etwas gefasst hatte. Immer noch lag sie zu Porkkas Füßen, der mit hasserfühltem Gesicht auf sie herab starrte. „Dieser Kworton wird dich ins Verderben stürzen.“

Porkka spuckte Od ins Gesicht, und das schmerzte sie mehr, als der Schlag zuvor. Er sagte: „Was weißt du schon!“

„Nichts weiß ich. Nur, dass du dabei bist, in eine Falle zu laufen.“ Od sprach die Wahrheit. Sie wusste nicht, um was für eine Falle es sich genau handelte, was es war, das Kworton Porkka eingeflüstert hatte. Die Bedrohung war deutlich zu spüren, ihr Inhalt aber nicht greifbar. Seit letzter Nacht, das konnte Od deutlich spüren, hatte sich bei Porkka eine Wandlung vollzogen, so, als stünde er unter einem dunklen Bann.

Od musterte Porkkas Gesicht, suchte nach Zeichen, die ihr weitere Aufschlüsse geben würden. Dann, immer noch am Boden liegend, fragte sie: „Was hat er dir versprochen?“

Porkka wandte sich ab und murmelte: „Er hatte Recht. Du liest meine Gedanken.“

„Er hat dich gegen mich aufgehetzt“, lachte Od bitter auf. „In nur einer Nacht ist es ihm gelungen, deine Gleichgültigkeit mir gegenüber in Hass zu verwandeln.“

Porkka fuhr herum und trat Od in die Seite. „Und ich lasse es nicht zu, dass du meine Gedanken liest“, schrie er, während Od schmerzvoll seufzend die Beine anzog und sich zur Seite rollte, wobei ihr schwarzes Haar über ihr Gesicht fiel. Die Tränen, die ihre Augen füllten, blieben Porkka somit verborgen. Sie hätten ihn ohnehin nicht berührt. Sie hatte ihn verloren.

Noch am selben Tag verließ Porkka das Haus mit spärlichem Gepäck. Nur einen flüchtigen Blick warf er auf seinen Sohn. Od erkannte darin

weder Traurigkeit noch Liebe. Es war ein leerer Blick, verschleiert durch die bösen Einflüsterungen Kwortons, die Porkkas Bewusstsein ganz in Beschlag genommen zu haben schienen.

In der Nacht darauf hatte Od einen unheimlichen Traum, und sie wusste, als sie erwachte, dass die Bilder, die sie gesehen hatte, auf ihre Art der Wahrheit entsprachen.

Sie sah Porkka, wie er begleitet von der dunklen Gestalt Kwortons durch eine weite Schneelandschaft gen Norden stapfte. Am Horizont waren die scharfen Felszacken der titanischen Drillingsberge von Karkäll zu sehen, die sich drohend gegen den von weißen Wolken bedeckten Himmel reckten. Karkäll, das düstere Land, in das sich niemand wagte, das war ihr Ziel. Wie besessen war Porkkas Blick auf den höchsten der drei Berge geheftet, und Kworton gab immer wieder ein meckerndes Lachen voll Boshaftigkeit von sich.

Dann verschwand das Traumbild im Schneegestöber, und als Nächstes sah Od Porkka in einer steinernen Halle von gewaltigen Ausmaßen stehen. Er wartete am Fuße einer breiten Treppe von tausend Stufen und sah ehrfürchtig nach oben. Die Treppe endete auf einem Plateau und dort, auf einem Thron, der aus dem Knochen eines urzeitlichen Ungeheuers geschnitzt war, saß ein hagerer Mann, gehüllt in eine schwarze Robe, das ergraute Haupt gekrönt mit dem gewaltigen Totenschädel eines Bären, das Gesicht darunter fahl und ausgemergelt, die milchig weißen Augen blind ins Leere starrend. Er hob seine Hand und bedeutete Porkka, die Stufen zu ihm hinauf zu steigen. Od sah, wie sich die dünnen Lippen des Mannes öffneten und wie sie Worte formten, deren Bedeutung ihr verborgen blieben. Sie

hörte nicht, was er sagte, doch wusste sie, dass er ungeheuerliche Dinge aussprach. Es ging um Macht, um Tod, um Blut, und immer wieder sah sie ein Wort, das die Lippen des schrecklichen Mannes auswarfen, als wäre es bittere Galle: Opfer. Opfer. Opfer...

Vierzig Tage vergingen. Od war mit Porkkason in den Leuchtturm gezogen. Hier fühlte sie sich wohler als im Haus, das seit Porkkas Fortgang so verlassen und bedrückend wirkte.

Sie verbrachte viele Stunden damit, auf das Meer hinauszublicken und wie betäubt an nichts zu denken. Der Winter war endlich vorüber, das Frühjahr brachte einen unablässigen Regen und Od beobachtete die düsteren Wolken, die von der See landeinwärts zogen.

Dann, am einundvierzigsten Tag, nachdem Porkka sie verlassen hatte, sprach eine innere Stimme zu ihr. Es war fast so, als ob sie hörbar war. Sie sagte: „Nimm deinen Sohn und verlasse die Stadt. Sofort.“

Od beschloss, auf die Stimme zu hören. Es gab ohnehin nichts mehr, was sie hier hielt. In der Stadt besorgte sie einen zweispännigen Planwagen, zwei Pferde, Proviant und alles weitere, was sie für die anstehende Reise in den Süden benötigte.

Als Od am nächsten Tag mit Porkkason aufbrach, hörte es endlich auf zu regnen und die Frühlingssonne brach verheißungsvoll durch die Wolken.

Doch die Sonne log.



Die schattige Küstenstraße führte Od nach Süden. Zu ihrer Rechten lag der weite Qualongonische Ozean, von dem eine sanfte Brise herwehte, zur Linken, immer näher rückend, türmten sich die westlichsten Ausläufer der Mittlandberge und verbargen die Morgensonne.

Drei Tage war Od jetzt unterwegs, ohne jemandem begegnet zu sein. Sie hatte nie lange gerastet, da ihre innere Stimme sie zur Eile anhielt. Es fühlte sich an, als wäre sie auf der Flucht, doch sie wusste nicht, vor was.

Die Pferde waren stark und unermüdlich, und Od hoffte, dass das so bleiben würde. Ihr Blick folgte der Straße, die nun anstieg und sich vom Meer entfernte. Die Berge waren inzwischen zum Greifen nah. Sie würden, so weit es Od abschätzen konnte, weiter südlich bis zum Ufer heranreichen und eine Steilküste bilden. Die Straße würde sich zu einem Pass hinauf winden, der hoffentlich breit genug und für den Planwagen befahrbar war.

Od vernahm einen Pfiff und wandte sich nach links. Ein Mann, der einen Steig von den schneebedeckten Bergen herabstieg, winkte ihr zu. Einen Moment zögerte sie, dann hielt sie den Wagen an der Stelle an, wo der Steig in die Straße mündete. Porkkason, der neben Od auf dem Kutschbock in einem Korb lag, schlief friedlich. Sie nahm den Korb und stellte ihn nach hinten in den Wagen, dann zog sie ihren Dolch und beobachtete, wie sich der Mann näherte.

Es handelte sich um einen alten Mann, mit weißem Haar, grauem Bart und einem sonnengegerbten Gesicht voller Falten. Er war groß,

schlank und drahtig, trug einen Rucksack und einen Wanderstock, den er behände bei seinem Abstieg einsetzte. So geschickt und kraftvoll, wie er den steilen Steig hinunterschrift, hielt Od ihn zunächst für einen Mann mittleren Alters. Als er jedoch näher kam und damit als Greis zu erkennen war, konnte sie nicht anders als staunen.

„Sei begrüßt“, sagte der Alte, als er schwer schnaufend am Wagen angekommen war. „Den Dolch wirst du nicht brauchen. Ich bin ein friedlicher Wanderer.“

Od steckte den Dolch zurück in seine Scheide. Der Mann sprach die Wahrheit.

„Nimmst du mich ein Stück mit?“, fragte er. „Der Abstieg hat mich erschöpft. Bin wohl nicht mehr der Jüngste.“ Er stützte sich schwer auf seinen Stock und musterte Od mit freundlichen grauen Augen.

Sie nickte, stieg vom Kutschbock und half dem Mann hinauf.

„Es geht schon“, ächzte er, und als er neben Od zum Sitzen gekommen war, stellte er sich als Kal von Gurta vor.

„Od von Gowk“, sagte Od und trieb die Pferde an, die sich aufgrund der Steigung und des zusätzlichen Gewichts nun doch etwas widerwilliger in Bewegung setzten.

„Gowk? Wo liegt das?“

„Weit im Nordosten.“

„Kenn die Länder, die nördlich der Mittlandberge liegen, nicht so gut“, sagte Kal. Die Mittlandberge durchzogen den Kontinent wie eine Mauer von Osten nach Westen und unterteilten ihn in eine Nord- und eine Südhälfte. Die Menschen aus dem Norden überquerten die Berge

nur selten. Und nur selten begegnete man in den nördlichen Reichen jemandem aus dem Süden.

„Was treibt dich in den Süden?“ fragte der Alte.

„Ich weiß es nicht“, antwortete Od wahrheitsgemäß, und weil sie wenig Lust verspürte, etwas über sich zu erzählen, fragte sie Kal, was er im Norden zu tun hatte. Gurta lag immerhin in der Südhälfte.

„Hab meinen Sohn besucht. Er lebt mit seiner Familie in einem Bergbauerndorf.“

Das Wort Familie ließ Od leise seufzen. Kal sah sie prüfend von der Seite an, fragte jedoch nicht nach.

„Bin froh, dass du mich mitnimmst. Es ist ein langer Weg bis Tuur.“

„Tuur?“

„Das erste Dorf nach der Grenze.“

„Wohnst du dort?“

„Nein, aber meine Leute warten dort auf mich.“

„Tuur liegt also schon in Gurta.“

„So ist es.“

„Glaubst du, die Straße ist für den Wagen passierbar?“

„Gestern war sie frei passierbar. Wenn inzwischen nicht irgendwelche Gerölllawinen den Pass zugeschüttet haben, werden wir Tuur noch vor der Abenddämmerung erreicht haben.“

„Das hört sich gut an“, sagte Od und fühlte, wie sich ihre Laune verbesserte.

„Diese Straße hier wird von den Bergbauern instand gehalten“, erklärte ihr Kal. „Sie benutzen sie, um nach Arganor oder nach Gurta

zu kommen. Und wie du siehst“, er deutete auf die Straße, die nun immer steiler wurde, „machen sie ihre Arbeit gut.“

Od mochte den alten Mann. Er hatte etwas Verschmitztes und war zweifellos gutherzig. Sie fragte ihn nach den Leuten, die auf ihn in Tuur warteten, und Kal sagte, es handle sich um einen Zirkus.

„Was ist ein Zirkus?“

„Dachte mir schon, dass es so etwas bei euch im Norden nicht gibt“, grinste Kal augenzwinkernd. „Wir sind Gaukler, Artisten, Musiker und Schausteller, reisen durch die Lande und unterhalten die Leute.“

Od musste an die Karawane denken, die damals in Roogis Dorf gekommen war. Die Erinnerung war überschattet von den Ereignissen, die sich nach dem Jahrmarkt zugetragen hatten. Und so erzählte Od nichts davon.

„Damit verdienen wir unser Brot“, fuhr Kal fort. „Unsere Hauptattraktion ist die Bestienschau. Wir haben die gefährlichsten Tiere der Welt, und die zeigen wir unserem Publikum.“

Vor Ods geistigem Auge zogen vergitterte Wagen vorbei, in denen zähnefletschende Raubtiere gefangen gehalten wurden, und wieder drängte sich die Erinnerung an die Karawane auf.

„Was schaust du denn so bedrückt?“ lachte der Alte freundschaftlich, doch Od wich ihm aus, indem sie fragte, was Kals Aufgabe in dem Zirkus sei. Jetzt war er es, der einen bedrückten Eindruck machte. Nur einen Augenblick, dann lächelte er wieder und sagte: „Ich bin alt. Hilfe, wo ich kann. Früher war ich die Hauptattraktion.“ Er verstellte die Stimme und rief in der Art eines Anpreisers: „Der Messerkampf auf Leben und Tod! Wer wagt es, Kal

den Unbesiegbaren herauszufordern? Tausend Golddukaten sind geboten!“

Od hatte in Jefgodugof einen Gladiatorenkampf gesehen, Sklaven, die sich zum Vergnügen der Aristokraten gegenseitig abschlachten mussten. Das, was Kal erzählte, klang ähnlich, allerdings mit dem Unterschied, dass er und auch seine Herausforderer es freiwillig taten.

„Du warst ein Gladiator?“ fragte Od.

„So könnte man es nennen“, lachte Kal vergnügt. „Als ich noch jung war, pflasterten Leichen meinen Weg. Bei den Vorstellungen trat ich gegen bis zu neun Gegnern an einem Abend an.“

„Auf Leben und Tod?“

„So war es. Wer gegen mich antreten wollte, musste einhundert Golddukaten auf den Tisch legen. Für jeden besiegten Gegner kassierte ich also einhundert Dukaten. Der Eintritt, und meine Vorstellungen waren immer gut besucht, ging an den Zirkus.“

Od überlegte, ob sie es mit einem Aufschneider zu tun hatte, verwarf den Gedanken aber bald wieder. Nichts deutete daraufhin, dass Kal log. Sie fragte, wie viele Gegner er in seinem Leben getötet hatte.

„Oh, zu viele, um sie zu zählen.“

„Dann musst du ein reicher Mann sein.“

„Mein Reichtum hält sich in Grenzen“, lachte der Alte. „Die Welt ist voll von Diebesgesindel.“

„Du musst ein unglaublicher Kämpfer sein, wenn du nie besiegt wurdest.“

„Ich war schnell. Das war der ganze Trick. Meine Gegner unterschätzten meine Schnelligkeit, dachten, dass eine halbe Portion

wie ich leicht zu besiegen war. Sie waren stets stark. Stark, aber unbeholfen.“ Dann wurde Kal ernst und sagte: „Einmal jedoch wurde ich besiegt. Ich lag geschlagen im Staub und mein Gegner kniete über mir, holte zum letzten Stoß aus. Ich bettelte um mein Leben und bot ihm das doppelte des Preises an. Zweitausend Golddukaten. Er verschonte mich. Dem Publikum gefiel das gar nicht. Die wollten Blut sehen, fühlten sich betrogen und verlangten ihr Eintrittsgeld zurück. Nun, ich kam auch dafür auf.“ Der Alte lachte jetzt wieder. „Was soll’s“, sagte er. Dann erzählte er weiter: „Oft wurde ich verwundet. Bin übersät mit Narben. Dann musste ich eine Weile aussetzen, um mich zu erholen. Aber ich hatte immer genug Gold, das mich über diese Zeiten rettete.“

Kals Bericht faszinierte Od. Sie hätte gern noch mehr erfahren, aber der Alte meinte, er hätte jetzt genug von seinem Leben erzählt und begann, Od nach ihrer Geschichte zu befragen. Od jedoch war weit weniger auskunftsfreudig. Und so drang Kal nicht weiter in sie.

Inzwischen stand die Sonne im Zenit und Porkkason fing an zu schreien. „Sieh an“, sagte Kal in seiner fröhlichen Art. „Wir sind nicht allein.“ Od übergab ihm die Zügel, nahm ihr Kind aus dem Korb und gab ihm die Brust.

„Das ist aber ein feiner kleiner Mann“, meinte Kal, und nach einer Pause fügte er hinzu: „Die Frage nach dem Vater kann ich mir wohl sparen.“ Od nickte.

Der Wagen hatte den höchsten Punkt des Passes erreicht. Die Straße war jetzt eben und die Pferde weigerten sich, weiterzugehen. Ein Rinnsal, das die Felswand zur Linken herunterlief und die Straße

überquerte, kam ihnen gerade recht. Gierig leckten sie das frische Quellwasser auf. Kal ließ sie gewähren.

„Wenn Kind und Pferde getränkt werden“, sagte er und fischte eine Feldflasche aus seinem Rucksack, „sollen auch wir keinen Durst leiden.“ Er reichte Od die Flasche. Dann deutete er auf einen Steinquader, der am rechten Rand der Straße stand: „Schau, der Grenzpfosten. Ein paar Meter, und wir sind in Gurta. Und damit in der Südhälfte des Kontinents.“

Nachdem Od getrunken hatte, gab sie Kal die Flasche zurück und fragte: „Meinst du, ich könnte mich eurem Zirkus anschließen?“

Kal runzelte nachdenklich die Stirn, während er trank. Dann fragte er: „Was kannst du denn?“

Ein grimmiges Lächeln breitete sich auf ihrem Gesicht aus. Sie sagte: „Ich kann kämpfen.“

Am Nachmittag verschwand die übers Meer wandernde Sonne hinter einer Wolkendecke. Dichter Nebel legte sich über die Küste. Der Planwagen wurde innerhalb weniger Augenblicke von undurchdringlichem Weiß verschluckt.

Kal äußerte sorgenvoll, dass er so etwas in diesem Teil des Landes noch nicht erlebt hätte, und eine böse Vorahnung ergriff von Od Besitz.

Die Pferde ließen sich von dem Nebel nicht beeindrucken, schienen dankbar für die Abkühlung zu sein, die er mit sich brachte, und schritten in gemächlichem Tempo dahin.

„Hörst du das?“ fragte Od. Ein flappendes Geräusch, wie das Schlagen mächtiger Schwingen, näherte sich von hinten. Kal blickte mit zusammengekniffenen Augen nach oben, ohne auch nur zwei Meter weit sehen zu können, und schnaubte beklommen.

Etwas flog, vom Nebel verborgen, über den Wagen hinweg. Den Geräuschen nach musste es etwas Riesiges sein, und die böse Vorahnung in Od wuchs zur schrecklichen Gewissheit. Die Pferde wurden unruhig und gaben gedämpfte Wieherlaute von sich.

„Was immer das war“, sagte Kal, als sich das Flappen verlor, „es hat uns nicht behelligt.“ Doch Od wusste, dass die Stille, die nun wieder einkehrte, nur die Ruhe vor dem unvermeidlichen Sturm war.

Porkkason, der wieder in seinem Korb lag, fing jetzt an zu weinen. Es war ein leises Weinen, das bitter in Ods Ohren klang. Statt sich nach dem Kind umzuwenden, zog sie ihren Dolch und fragte Kal, ob er bewaffnet sei. Der Alte zog mit fragendem Gesicht ein langes Messer aus der Gürtelscheide.

„Geh nach hinten in den Wagen“, flüsterte ihm Od zu. „Und halte dich bereit.“

Ohne weitere Fragen zu stellen, tat Kal, wie ihm geheißen wurde, und kaum war er im hinteren Teil des Wagens verschwunden, lichtetete sich der Nebel ein wenig. Die Pferde blieben wie angewurzelt stehen.

Vor ihnen auf der Straße stand eine gebückte Gestalt, ganz in Schwarz gehüllt, die rechte Hand erhoben und eine leise Melodie summend. Die Melodie war es, die die Pferde anzuhalten schien.

„Teufelswerk“, dachte Od mit Abscheu.

Dann hörte Kworton auf zu summen und erhob seine Stimme: „Was bist du für ein Ehefrau, das ihrem Mann davon läuft?“ Es klang weniger vorwurfsvoll, als erfüllt von bösem Sarkasmus.

„Gib den Weg frei, Zwerg“, schleuderte ihm Od entgegen.

Kworton verbeugte sich und ging ein paar Schritte rückwärts, bis er wieder im Nebel verschwunden war. An seiner Statt erschien Porkka. Leichenblass war er, aber seine eisblauen Augen leuchteten vor Hass. Mit tonloser Stimme sagte er: „Gib mir das Kind!“

„Niemals!“ schrie Od und ließ die Zügel knallen. Die Pferde jedoch waren wie versteinert und rührten sich nicht von der Stelle. Das Kind fing an, lauthals zu schreien.

Porkka zog sein Schwert und schritt auf den Wagen zu. Da sprang Od auf den Rücken des linken Pferdes und stieß ihm die Stiefel in die Flanken. Als das Pferd keinerlei Reaktion zeigte, stieg sie ab und stellte sich Porkka entgegen. Er blieb zwei Meter vor ihr stehen und musterte sie. Der Hass in seinen Augen wurde für einen Moment von einem Funken Traurigkeit durchbrochen, dann hob er seine mächtige Klinge und griff an.

Od warf sich zur Seite und rollte über den Felsboden. Sofort war sie wieder auf den Beinen und sprang zurück, als Porkkas Schwert erneut niedersauste. Es verfehlte sie nur um eine Hand breit. Porkka holte zum dritten Schlag aus.

Od stand jetzt am rechten Rand der Straße, dort, wo sie in einem steilen Abgrund ins Leere abfiel. Mit dem Dolch konnte Od nur schwer gegen Porkka ankommen, das war ihr klar, ihre einzige Chance bestand darin, ihn bis an den Abgrund zu locken und zu

hoffen, dass ihn die Wucht seines eigenen Hiebs das Gleichgewicht verlieren und die Klippen hinabstürzen ließ.

Die Schwertklinge durchschnitt die Nebelschwaden und sauste auf Od zu. Sie wich nach rechts aus, trat drei schnelle Schritte am Rand des Abgrunds entlang und brüllte in verzweifelmtem Zorn Porkka an, der jetzt auch am unbefestigten Rand der Straße stand.

„Wie kannst du es wagen, du Hund?“

Porkka antwortete nicht, riss das Schwert hoch und hielt dann mitten in der Bewegung inne. Das Schreien Porkkasons entfernte sich. Od hatte es schon vor Porkka bemerkt. Offensichtlich hatte sich Kal den Korb geschnappt und war den Pass zurückgelaufen.

Porkka fuhr herum und stürzte an den Pferden vorbei, in die Richtung, aus der das Schreien seines Sohns kam. Od war im Begriff, ihm zu folgen, als sie etwas Hartes an der Schulter traf und sie ins Wanken brachte. Eine plötzliche Schwäche befiel sie. Die Beine sackten ihr unter dem Körper weg. Auf die Knie gesunken, tastete sie nach ihrer Schulter, fand den Bolzen und riss ihn mit letzter Kraft heraus. Ods Kehle war austrocknet, der ganze Körper gefühllos und ihr Herz raste. Als sie zu Boden fiel und sich langsam ein grauer Schleier über ihre Augen legte, sah sie Kworton, der mit einer Fäustlingsarmbrust in der Hand auf der anderen Seite der Straße stand.

Dann verlor sie das Bewusstsein.

Die Welt stand in Flammen, grellen grünen Flammen, die brausend zum schwarzen Himmel empor leckten, und mitten aus dem Inferno ragte eine Felssäule, wie eine Insel aus einem tobenden Meer.

Mächtige Tentakel, die aus schwarzem Rauch bestanden, schlängelten sich in wildem Tanz die Felssäule empor zu einer Plattform, auf der ein Steinquader stand. Darauf, nackt und erbärmlich schreiend, Porkkason, der hilflos mit den Beinen strampelte und mit den Armen ruderte.

Grässliche Ungeheuer erhoben sich aus dem Flammenmeer und schwangen sich auf ledrigen Schwingen in die Luft. Das Gesicht Porkkas, grünleuchtend vom Feuer, beugte sich über seinen Sohn, sein Blick kalt wie Eis. Der Mann mit der Knochenkrone, der die Arme zum Himmel reckte, stieß Worte aus, die keinen Klang hatten und nur ein Wispern waren, zischende Echos, die wie Dolche durch den grünglühenden Äther schossen.

Die schwarzen Tentakel krochen in Spiralen an Porkkas Körper hinauf, umschlangen ihn eng und hoben ihn in die Höhe. Sein Lachen, irr und donnernd, erfüllte die wabernde Luft. Dann verlor es sich in einem Schwirren, wie von Millionen Insekten.

Und schließlich, als das Schwirren zu einem Tosen anschwellte, wurde alles vom Feuer verschlungen.

Od erwachte, wandte sich zur Seite und erbrach sich. Dann fiel sie wieder in einen todgleichen Schlaf, sank zurück in die entsetzlichen Tiefen ihres nicht enden wollenden Alptraums.

Kal, der an ihrem Krankenlager wachte, wandte sich zu seiner Frau um und sagte: „Sie wird es schaffen. Das Serum befreit ihren Körper von dem Gift. Aber der Aderlass hat sie sehr geschwächt.“

Die alte Frau machte sich daran, das Erbrochene vom Boden aufzuwischen und sagte: „Sie muss etwas trinken.“

„Sobald sie wieder aufwacht“, pflichtete ihr Kal bei. „Ich bleib bei ihr. Sieh du einstweilen nach, wie weit sie mit dem Abbau des Zeltes sind.“

Eine Stunde später erwachte Od erneut und fuhr mit entsetzt geweiteten Augen auf. Schweißgebadet und von Fieber geschüttelt ächzte sie: „Porkkason!“ Dann fiel sie auf ihr Lager zurück.

Sie ließ ihren Kopf nach links fallen und bemerkte Kal, der schlafend zusammengesunken neben ihr saß. Sein linker Arm war verbunden, geschient und steckte in einer Schlinge, in der rechten Hand hielt er eine Feldflasche.

Mit äußerster Kraftanstrengung drehte sich Od zur Seite und streckte die Hand nach der Flasche aus. Da erwachte Kal, beugte sich vor und setzte ihr die Flasche an die Lippen. Das Wasser tat gut.

„Wo bin ich?“ fragte Od, nachdem sie getrunken hatte. Ihr Stimme war nur ein schwaches Hauchen, die Augen hielt sie geschlossen.

„In Tuur“, sagte Kal. „In meinem Wagen.“ Er suchte nach Worten: „Od... dein Sohn... es tut mir Leid... ich...“

Kals Worte drangen nicht mehr in Ods Bewusstsein. Sie hörte nicht, wie er berichtete, was geschehen war, dass er mit Porkkason durch den Nebel geflohen war und schließlich doch von dem finsternen Krieger eingeholt wurde, wie er um das Kind kämpfte und wie er den Abhang hinuntergestoßen wurde.

Alles, was Od hörte, war das Rauschen des Blutes in ihren Ohren. Und alles, was Od empfand, war eine tödliche Last, die schwer wie ein Berg ihre Seele erdrückte.

Die Last einer tiefen Gewissheit. Der Gewissheit, dass Porkkason, ihr Sohn, nicht mehr lebte.

„Der Zirkus ist bereit zum Aufbruch“, sagte Kals Frau, und Kal sah auf Od herab, die nun wieder zu schlafen schien.

„Er wird ohne uns weiterziehen müssen“, teilte er seiner Frau mit. „Wir werden Od hier in Tuur gesund pflegen, so lange, bis sie stark genug ist, den Entführer ihres Kindes zu verfolgen. Und ich werde sie begleiten.“

„Alter Narr“, sagte die Frau sanft, ohne jedoch den Entschluss ihres Mannes weiter in Frage zu stellen.

„Das bin ich ihr schuldig“, murmelte Kal und sah kummervoll zu seiner Frau auf.

„Gut“, seufzte sie, „dann sag ich den Leuten Bescheid.“

„Nein!“ sagte Od. Ihre Augen waren jetzt offen, doch ihr Blick war ins Leere gerichtet.

„Was...?“ setzte Kal an.

„Mein Kind ist tot.“ Od sagte es mit überraschend fester Stimme.

„Woher willst du...?“

„Ich weiß es.“

Kal wechselte einen fragenden Blick mit seiner Frau, die die Vermutung äußerte, dass Od im Fieberwahn sprach.

„Nein. Ich weiß wovon ich spreche.“ Od hatte sich jetzt der alten Frau zugewandt und sah sie mit festem Blick an. „Nehmt mich mit. Wo immer euer Zirkus hinzieht. Es ist mir gleich. Nur weg von hier.“

„Gut, dann spann ich jetzt die Pferde an“, sagte Kals Frau und verließ den Wagen.

Kal saß wie vom Donner gerührt da und starrte Od an. „Was sagst du da“, stotterte er. „Dein Kind... es...“

Od erwiderte seinen Blick und meinte, es wäre besser, nicht mehr davon zu sprechen. Kal wollte zu einem „Aber“ ansetzen, aber Od unterbrach ihn: „Kal, ich danke dir für alles, was du für mich getan hast. Es trifft dich keine Schuld.“

„Ich hätte...“

„Bitte, Kal.“

Der alte Mann gab sich geschlagen und senkte den Kopf.

„Was ist mit deinem Arm?“ fragte Od.

„Dieser Mann hat mich in den Abgrund gestoßen. Ich bin auf einen Felsvorsprung gestürzt. Konnte aber auf die Straße zurück klettern. Dauerte Stunden, bis ich mich mit dem gebrochenen Arm nach oben gekämpft hatte. Und dann...“ Da bemerkte Kal, dass Od wieder eingeschlafen war. Eine einzelne Träne entwich ihrem Augenwinkel und zog eine glitzernde Bahn über ihre Wange.



Od von Gowk war bald schon wieder auf den Beinen. Sie schloss sich dem Zirkus als Kals Nachfolgerin an. „Der Messerkampf auf Leben

und Tod“ wurde das Geschäft, mit dem sie ihren Lebensunterhalt verdiente. Der Zirkus, der nun wieder eine Hauptattraktion hatte, füllte auf seiner nie endenden Tournee bei jeder Vorstellung das große Zelt bis auf den letzten Platz und war auf der Südhälfte des Kontinents bald in aller Munde, nicht zuletzt wegen Ods unvergleichlicher Kampfdarbietungen.

Krysaora die Unbesiegbare nannte sie sich in der Arena. Der Name war ihr in einer Vision eingegeben worden. Sie hatte während ihrer Genesung von einem riesenhaften Ungeheuer geträumt, einem tentakelbewehrten Monstrum, mit dem sie auf hoher See kämpfte und das sie schließlich besiegte. In der Vision war Od bis in die Tiefen seiner Seele eingedrungen und hatte den wilden Zorn und den brennenden Hass gespürt, mit dem die Kreatur erfüllt war. Sie hatte erkannt, dass auf eine Art sie selbst das Ungeheuer war.

Als Od ihm den Todesstoß versetzt hatte und es verendend in die Tiefen des grünen Ozeans sank, war sie erwacht. Dann hatte sie ein Flüstern in ihrem Inneren vernommen, tonlos wispernde Worte, wie Gedanken, die sich in Ods Bewusstsein ausbreiteten, Worte, die sie bis zu dem Tag, an dem ihre Vision Wirklichkeit wurde, nicht vergaß.

Schwester. Dreimal werden wir uns begegnen. Und erst das dritte Mal wird zeigen, wer von uns beiden die wahre Krysaora ist.

Krysaora, das war der Name der Riesenmeduse, ihr wahrer Name, ihr Seelename. Und vielleicht, so hatte sich Od gedacht, war es auch der ihre.

Wie auch immer, er eignete sich als Kampfname. Krysaora die Unbesiegbare. Und tatsächlich gelang es in den neun Jahren, die Od

mit dem Zirkus reiste, keinem ihrer Gegner, sie ernstlich zu verletzen. Vielleicht waren es martialische Götter, deren Gunst Od gewonnen hatte und unter deren Schutz sie stand, vielleicht war es einfach nur ihr Wille, der so stark zu sein schien wie eine Herde wilder Büffel.

Kal war ihr ein guter Lehrer. Auch wenn er zu alt war, um selber in den Ring zu steigen, war er immer noch ein exzellenter Kämpfer. Und als Mentor war er Gold wert.

Ods Ruf zog die besten Kämpfer an. Einige kamen von weither, ungläubig, dass eine Frau ihrer Herr werden würde. Und meistens war es allem voran ihre eigene Überheblichkeit, die Od über sie triumphieren ließ.

Triumph allerdings war es nie, was Od verspürte, wenn sie einen Sieg errang. Jedes Mal, wenn sich ihr Messer zum letzten Stoß in den Körper des Gegners senkte, war es Porkka, den sie tötete. Krysaoras Gegner waren lediglich Stellvertreter für den Mann, der ihr Kind ermordet hatte. Und immer, wenn der Gegner tot in den Sand fiel, empfand Od ein bitteres Gefühl der Leere. Denn nicht Porkka war es, der da starb, sondern eben nur ein Stellvertreter.

Dass Porkkason nicht mehr bei ihr war und die grausame Gewissheit, dass er nicht mehr lebte, erfüllte Od mit einem stetigen kummervollen Sehnen, ohne die Aussicht, dass es jemals aufhören würde. Ihr Kind blieb ein Teil von ihr. Ein Teil, der lebenswichtig war. Und er fehlte, quälte sie, wie der Phantomschmerz eines amputierten Gliedes, trennte sie vom Leben.

Als Od ihr neunundzwanzigstes Lebensjahr vollendet hatte, fasste sie den Entschluss, dieser ihr Leben bestimmenden, von Hass erfüllten

Bitterkeit ein Ende zu setzen und gen Norden zu ziehen, um nach Porkka zu suchen. Er war es, der sterben musste. Erst dann würde sie Ruhe finden.

An ihrem Geburtstag verließ Od den Zirkus. Ein halbes Jahr zuvor war Kal nach kurzer Krankheit gestorben, und seine Frau war ihm innerhalb weniger Tage gefolgt. Die beiden hatten Od wie eine Tochter aufgenommen, und wie eine Tochter kümmerte sich Od um die beiden, versorgte und pflegte sie bis zuletzt.

Sie waren die einzigen Menschen, denen gegenüber Od ein Gefühl der Liebe verspürte. Eine zarte Liebe war es, die wie eine Insel aus einem Meer des bitteren Zorns herausragte und die mit dem Tod ihrer Stiefeltern versank. Danach gab es nichts mehr, was Od hielt.

Sie wollte leben, nicht in Hass und Kummer versinken. Und die einzige Möglichkeit der Rettung schien Rache zu sein.

Rache an Porkka.



Die Visionen suchten Od im Schlaf heim. Sie wirkten wie schwere Träume, doch während Träume im Laufe der Zeit verblassen, fügten sich Ods Visionen wie wirklich Erlebtes in ihre Erinnerungen ein.

Als sie das erste Mal nach neun Jahren eine Vision von Porkka hatte, befand sie sich an Bord einer pharsianischen Galeone und auf dem Weg nach Norden. In einer Hafenstadt des südlichen Pharsiens hatte sie vergeblich nach einem Schiff gesucht, das einen Hafen in Arganor, Magodd oder Jefgodugof ansteuerte. Die Südhälfte schien

von der Nordhälfte des Kontinents so abgeschnitten zu sein, wie ein Planet vom anderen. Schließlich hatte Od, die einiges an Gold besaß, eine Galeone von mittlerer Größe erstanden und eine kleine, aber tüchtige Mannschaft für den Dienst auf See gewinnen können.

Der Kapitän war ein verlässlich wirkender Seebär von gewaltiger Körpergröße. Sein Leben lang war er auf den für das dracische Meer typischen Galeonen gefahren, die im Allgemeinen etwa dreißig Meter lang und an die sechs Meter breit waren, schlichte aber robuste Schiffe mit einer Besegelung, die aus je zwei Rahsegeln an Fock- und Großmast bestanden, sowie einem Schratsegel am Besan und einer Blinde am Bugspriet.

Es war in der Nacht, als ihr Schiff – Od hatte es Medusa getauft – über die Meerenge von Mallr vom dracischen Meer in den Ozean von Qualongon gelangte. In bleischwerem Schlaf versunken sah Od Porkka, ein Heer von Reitern anführend, über ein Schlachtfeld galoppieren. Die Hufe seines Rappen zermalmten die Köpfe der in ihrem Blut liegenden Gefallenen, sein Schwert war eine Sense, die Krieger, die sich ihm entgegen stellten, waren das Gras, welches die Sense mähte. Während seines blutigen Geschäfts verzog Porkka keine Miene, auf seinem Gesicht ruhte ein Ausdruck zynischer Amüsiertheit, es schien ihn nicht einmal Anstrengung zu kosten, all diese Krieger zu erschlagen.

Porkkas Körper hatte ein Gutes an Muskelmasse zugenommen. Die Faust, die sein riesiges Breitschwert hielt, sah aus, als könnte sie den Schädel eines Menschen wie eine Tomate zerquetschen.

Ein Pfeil streifte Porkkas nackten Oberarm und hinterließ eine klaffende Wunde. Innerhalb weniger Augenblicke jedoch schloss sie sich wieder, verheilte, ohne eine Narbe zu hinterlassen.

Da wusste Od, dass Porkka unverwundbar geworden war. Die Mächte, deren Sklave er geworden war und denen er seinen eigenen Sohn geopfert hatte, hatten ihn zu einem unüberwindbaren Dämon gemacht. Und Od erkannte, dass Porkka seine neu gewonnene Macht nutzte, um Tod und Vernichtung über die Welt zu bringen, und dass er die Nordhälfte des Kontinents mit Krieg überzog.

Porkka erreichte das Ende des Schlachtfeldes und machte am Fuß eines Hügels Halt, auf dem eine Festung stand. Burg Ganrar, durchfuhr es Od, sie war einst dort gewesen. Es musste wohl gut zwölf Jahre her sein. Damals schon hatte Krieg im Reiche Biar-Ganrir geherrscht. Fünf Könige – und jeder hatte den Anspruch auf Alleinherrschaft erhoben – waren vier zuviel gewesen. Od und Porkka hatten damals ein gutes Söldnereinkommen gehabt, indem sie stetig zwischen den Fronten wechselten.

Jetzt, da die Vision in Erinnerungen übergang, legte sich ein Schleier über die Bilder, die Od sah. Erst nach einiger Zeit gewahrte Od Porkka erneut. Inzwischen war er von Kopf bis Fuß mit dem Blut seiner Gegner besudelt und schritt über den mit toten Kriegern übersäten Burghof auf den Bergfried zu.

Es regnete in Strömen, als wollten die Götter das Blut der Toten wegspülen. Nasse schwarze Strähnen hingen Porkka ins Gesicht und machten seine ohnehin furchterregende Erscheinung noch verwegener.

Am Tor des Bergfrieds stand König Ganrar, und Od wusste, dass er der letzte noch lebende König von Biar-Ganrir war. Als Porkka vor ihm Halt machte, nahm der König seine Krone vom Haupt und hielt sie dem Eroberer hin. Porkka schlug sie ihm mit der Faust aus der Hand. Sie fiel in den blutdurchtränkten Schlamm, woraufhin Ganrar vor Porkka auf die Knie fiel. „Mein König“, sagte er und neigte das Haupt. Porkkas Schwert fuhr durch die Luft und spaltete Ganrars Schädel. Dann sagte er: „Ich bin kein König.“ Seine Stimme klang, als käme sie aus einem Grab, und Od erwachte, vor Kälte zitternd.

„Biar-Ganrir“, flüsterte sie. „Er ist in Biar-Ganrir.“

Es war stickig heiß in ihrer Koje. Die Kälte, die sie spürte, kam von innen. Ein kaltes Grauen, das nach und nach von einem Gefühl der Befriedigung wich. Od wusste nun, wo sie Porkka finden würde.

Doch wie sollte sie Rache üben, wenn er unbesiegbar war? Od vertrieb den Gedanken. War sie nicht Krysaora die Unbesiegbare?

Eine plötzliche Intuition drängte sich in ihr Bewusstsein. *Gefahr*, schrie es in ihr und sie wollte hochfahren und nach ihrem Dolch greifen. Da erst bemerkte sie, dass sie mit Stricken gefesselt war. Meuterei? Nein, Od hatte alle Mitglieder der Mannschaft persönlich und mit Sorgfalt ausgewählt. Piraten mussten die Medusa geentert haben. Sie hatten Od im Schlaf überrascht.

„Wie konnte das geschehen?“ durchzuckte es sie, und sich windend suchte ihr Blick die im Halbdunkel liegende Kajüte ab. Nie zuvor war ihr so etwas passiert. Od hatte den leichten Schlaf eines Raubtiers, immer bereit, einen unvorhergesehenen Angriff abzuwehren. Und selten entging ein bevorstehender Angriff ihrer Vorahnung.

Die Vision war es. Sie hatte Od gelähmt, ihre Sinne betäubt. Ein Fluch entrang sich ihrer Kehle.

Leise lachend trat ein Mann aus dem Schatten und entzündete eine Öllampe. Od musterte ihn mit verächtlichem Blick. „Ich kenne deine Rasse“, spie sie aus.

„Was du nicht sagst“, entgegnete der tätowierte Mann immer noch lächelnd.

„Auf dem Kalten Fluss tötete ich Swar und Gao, zwei feige, dreckige Hunde. Sie sahen genauso hässlich aus wie du.“

Das Lächeln auf dem Gesicht des Piraten verschwand schlagartig. Prüfend sah er auf Od herab. „Swar und Gao?“ sagte er mehr zu sich selbst. „Die jüngeren Brüder meines Vaters hießen Swar und Gao. Sie brachen vor zwanzig Jahren nach Norden auf und kehrten nie zurück.“

Ein gehässiges Lachen platzte aus Od heraus. Die verduzt dämmliche Miene des Piraten verwandelte sich in nackte Wut.

Od fasste sich und sagte: „Jetzt, da du über das Schicksal deiner Onkels Bescheid weißt, klär mich über das Schicksal meiner Mannschaft auf.“

Da lächelte der Pirat wieder und antwortete: „Die liegt am Meeresgrund.“

Ein zweiter Mann betrat die Kajüte und grüßte den ersten, indem er sich mit einer fahrigen Geste auf die Brust schlug. Dieser knurrte: „Eine Hexe ist das. Kennt die Namen meiner Onkels. Behauptet, sie getötet zu haben.“

„Die Sonne geht auf“, sagte der Andere. „Bringen wir sie an Deck. Die Männer wollen sie sehen.“

Od lachte freudlos auf und bemerkte: „Ich nehme an, ihr wollt mich zu Tode quälen.“

Das Schiff war voll aufgetakelt, aber kein Lüftchen regte sich an diesem Morgen. Mit gefesselten Händen und Füßen stand Od an den Fockmast gelehnt und musterte im fahlen Licht des Morgens die Männer, die sie umgaben. Die Stricke und das Gefühl, ausgeliefert zu sein, erinnerten sie an ihr Sklavendasein damals in Grakaan. In Ods Innerem tobte es, äußerlich wirkte sie ruhig und beherrscht.

„Ich sage, über Bord mit ihr.“ Die Piraten berieten sich, was sie mit der Frau tun wollten. Offensichtlich gab es keinen Anführer. „Über Bord? Was für eine Verschwendung.“ „Stimmt. Wir können uns sicherlich angenehm die Zeit mit ihr vertreiben, während wir auf Wind warten.“ „Die Weißen sind unrein. Wie kannst du nur daran denken, mit ihr...“ „Heuchler, erst letztes Jahr warst du es, der...“ „Ach, schweig.“ „Eine Hexe ist das. Kennt die Namen meiner Onkels. Behauptet, sie getötet zu haben.“

„Bist du eine Hexe?“ wandte sich einer der Piraten an Od. „Diese plötzliche Flaute. Steckst du dahinter? Bevor wir dich an Deck brachten, hatten wir eine steife Südbrise. Kaum warst du an Deck, war alles still. Von einem Augenblick auf den anderen.“

Od beschloss, das Spiel mit zu spielen. Vielleicht konnte sie den Aberglauben der Männer zu ihrem Vorteil nutzen. Sie sagte in geheimnisvollem Ton: „Ihr holt besser die Segel ein. Ich habe einen Sturm heraufbeschworen. Bald wird er hier sein.“

Manche der Piraten starrten sie entsetzt an, andere blickten zweifelnd zum Himmel hinauf. Einer meinte, es gäbe kein Anzeichen für Sturm.

„Er wird so plötzlich kommen, wie die Flaute“, entgegnete Od ungerührt.

„Warum habt ihr nichts geladen?“ wechselte der Pirat, der Od gefragt hatte, ob sie eine Hexe sei, das Thema. „Nur Proviant und ein Pferd.“

„Und eine schöne Menge Gold“, fügte ein Anderer hinzu. Er hielt Ods Satteltasche in den Händen, die mit Goldmünzen gefüllt war.

„Das Gold ist meins“, sagte Od. „Ich habe es mit einem Fluch belegt. Es wird euch kein Glück bringen.“ Der Pirat, der die Satteltasche hielt, machte ein betretenes Gesicht.

„Auch das Pferd gehört mir“, fuhr Od fort. „Auf ihm liegt ebenfalls ein Fluch. Dasselbe gilt für mein Schiff.“

Eine Weile herrschte Schweigen, dann ergriff ein Mann, der bisher noch nichts gesagt hatte, das Wort: „Lasst uns den Proviant und das Gold auf das Langboot bringen. Die Hexe binden wir an den Hauptmast. Soll der Sturm, den sie beschworen hat, sie und ihr Schiff zur Hölle blasen.“

Die Korsaren von Qap, einer Insel südlich von Mallr, waren ein abergläubisches Volk. Alles Unerklärliche machte ihnen Angst. Selbst Wind empfanden sie als magisches Element. Und aus diesem Grund bevorzugten sie segellose Langboote, die sich mithilfe von Rudern fortbewegten. Die Galeone aufzugeben, fiel ihnen somit leicht.

Die Hexe zu töten, wagten sie nicht, da sie befürchteten, von ihrem Geist heimgesucht zu werden. Sie zu demütigen, wog in den Augen der Piraten weniger schwer. Klar, sie würden sich den Zorn einer Hexe zuziehen, aber sie hatten weit weniger Angst vor dem Zorn einer Hexe, als vor dem Zorn ihres Geistes. Sie zerschnitten ihre Kleider und zogen sie nackt an einem Tau bis zur Ausgucksplattform hinauf, wo sie sie an die Spitze des Hauptmastes banden. War sie wirklich eine Hexe, mochte sie einen Weg finden, sich zu befreien. Dann würden die Piraten jedoch schon, so hofften sie jedenfalls, weit genug von dem verfluchten Schiff entfernt sein, außerhalb des Einflussbereichs der Hexe.

Ihre Hoffnung erfüllte sich. Die Galeone blieb hinter ihnen am nörlichen Horizont zurück, während die Korsaren eilig gen Qap davon ruderten.

In gewisser Hinsicht mochte Od tatsächlich so etwas wie eine Hexe sein. Ihre ausgeprägte Intuition, die hellsichtigen Visionen, der Berge versetzende Wille, ihre körperliche Gewandtheit und Schnelligkeit, ihre scharfen Sinne, dies alles waren Eigenschaften, die man Hexen zuschrieb. Od verband mit dem Ausdruck jedoch lediglich erbärmlichen Aberglauben.

Jetzt stand sie auf der Ausgucksplattform, die Beine zusammengebunden, die Arme über ihrem Kopf gekreuzt an die Spitze des Mastes gefesselt, und keine Hexenkunst vermochte es, sie aus dieser Lage zu befreien.

Ein leichter Wind kam auf. Vom Süden her rollten dicke Wolkenbänke heran. Auch wenn Od ihn nicht beschworen hatte, der Sturm würde kommen.

Schon blähten sich die Segel, und das Tauwerk begann, knarrende Laute von sich zu geben.

Od hatte aufgehört, an ihren Fesseln zu zerren. Die Hoffnung, sie lockern zu können, hatte sie aufgegeben. Je mehr sie zerrte, desto enger zogen sich die Knoten der Stricke fest.

Wenig erfreuliche Aussichten. Od, allein auf einem Schiff, dessen Segel allesamt gesetzt waren, ein Sturm, der nahte und sie zur Hölle blasen würde, was konnte aussichtsloser sein?

Doch Aussichtslosigkeit war Od fremd. Es gab immer einen Weg.

Vier Tage waren vergangen. Drei davon hatte ein gewaltiger Sturm die Medusa wie ein Spielzeug von Welle zu Welle geschleudert, so als ob sein einziges Ziel ihr Untergang gewesen war. Doch das Schiff, führerlos wie es war, hatte dem Unwetter getrotzt und war wie durch ein Wunder nicht gekentert.

Jetzt, am vierten Tag, hatte der Wind nachgelassen. Die Brise war immer noch frisch, die See aber hatte sich beruhigt, und der Regen war nur mehr ein Rieseln.

Der Sturm hatte sämtliche Segel zerrissen. Die Takelage dagegen war glücklicherweise stabiler gewesen. Nur ein paar Rahen, der Besanmast und der Bramstag des Fockmastes waren gebrochen. Einige Wanten waren aus den Verankerungen gerissen worden, doch

dafür, dass das Schiff dem Sturm voll aufgetakelt trotzen musste, hatte es alles in allem wenig Schaden erlitten.

Od jedoch hing mehr tot als lebendig an dem Strick, der sie an den Mast fesselte. Der Schmerz an ihren Handgelenken, in den Armen und Schultern, die das Gewicht ihres schlaffen Körpers trugen, war einem Gefühl der Taubheit gewichen, auch der geschundene Rücken, der während des endlosen Sturms immer wieder gegen den Mast geschlagen war, die gebrochenen Rippen, nichts davon spürte Od mehr. Die kalte Brise, die ihren von Regen und Hagel wund gepeitschten Körper umwehte, der Durst, der Hunger, das alles berührte Od nicht mehr. Es war nur eine Frage von Stunden, bis sie aufhören würde zu atmen.

Od hatte jegliches Zeitgefühl verloren und befand sich in einem Dämmerzustand, der ihre Wahrnehmung auf das Gehör beschränkte. Das hölzerne Ächzen des Schiffs klang wie das Schnarchen eines Riesen, der Wind schien ihr Dinge zuzuflüstern, die sie nicht verstand und die dennoch bedeutsam sein mussten. Unter höchster Anstrengung fing Ods Gehirn wieder zu arbeiten an. „Wer bist du?“ formulierte sie mühevoll eine Frage, die sie in Form eines Gedanken an den Wind richtete, ohne zu wissen, dass es nur der Wind war. „Ich verstehe dich nicht...

Wo bin ich?“ Dass sie sich auf der Medusa befand, war Ods Bewusstsein entrückt.

Ich bin dir nahe, Schwester – ein Wispern in ihrem Kopf.

„Wer bist du?“ schrie Od, doch kein Laut drang aus ihrem Mund.

Ich würde dich töten, wenn ich könnte, Schwester. Doch noch ist unsere Zeit nicht gekommen.

„Warum willst du mich töten?“ Od versuchte die Augen zu öffnen. Doch alles um sie herum blieb schwarz.

Es darf nur eine Krysaora geben.

„Ich bin Krysaora.“

Noch nicht.

Jetzt fiel das Schwarz wie ein Schleier, und Od sah ihren Körper, wie er leblos am Mast hing. Das Schiff wurde von einem ungeheuren Schlag erschüttert. Es bäumte sich auf und fiel dann ins Wasser zurück.

Od wandte sich dem Bug zu. Eine grünlich glimmende Blase von riesigen Ausmaßen hatte das Schiff gerammt, der Klüverbaum war abgebrochen, der Bugspriet zersplittert.

Hunderte von Tentakel, gallertartig weiß und dick wie Taue, schossen aus dem Wasser und peitschten durch die Luft. Sie schienen nach Od greifen zu wollen, reichten jedoch nur bis zu Mitte des Fockmastes hinauf.

Ach, Schwester, könnte ich nur dein Schiff zermalmen. Ach, wäre mir wenigstens dies gestattet.

Eine wohlige Wärme breitete sich in Od aus. Sie fühlte sich leicht und ruhig, schwebte über dem Schiff wie eine Feder. Sie hatte ihren Körper verlassen und damit jegliches mit ihm verbundenes Leid.

Ihr Blick ruhte auf dem pulsierenden Leib der Riesenmeduse. Dann richtete sie eine Frage an das Ungeheuer: „Weshalb willst du mein Schiff zermalmen?“

Es liegt in meiner Natur. Ich bestehe aus Hass und Zorn. So wie du.

„Nicht alles in mir ist aus Hass und Zorn.“

Erst wenn wir uns zum dritten Mal begegnen, Schwester, wird sich zeigen, ob du über dich selbst hinausgewachsen bist. Denn nur dann kannst du mich besiegen.

„Wer schickt dich?“

Doch im nächsten Augenblick war die Meduse unter der Meeresoberfläche verschwunden. Dort, wo sie untergetaucht war, bildete sich ein Strudel. Und als Od dem aufgebrauchten Wasser zusah, wie es sich langsam beruhigte, war es, als ob die Erkenntnis wie eine Welle über ihr zusammenschlug.

Zunächst fühlte sie sich herumgewirbelt. Ein Gefühl des Schwindels. Ein schäumendes Brausen. Ein Sog, der sie mit sich riss.

...der Sturm – ja, tatsächlich - *sie* hatte ihn heraufbeschworen – über sich hinauswachsen – nicht mehr, als ein Spiel – ganz leicht – unangestrengt – sanfter Wille – gewaltige Kraft – Naturgewalten mit einer beiläufigen Geste Einhalt gebieten – der Hass gezügelt – der Zorn gesteuert – sich der Energie ergeben – ein sich Hingeben – ein mildes Lächeln – sich öffnen – und verschmelzen – eins werden mit dem Geschick – das Geschick lenken...

Dann herrschte absolute Stille, vollkommene Ruhe, Friede. Od schwebte über dem Fockmast und blickte zurück zur Spitze des Hauptmastes. In den Körper zurückkehren?... Nein, noch nicht... Erst wenn der Mann mit den gütigen braunen Augen sie befreien würde.

Ihr Blick schweifte Richtung Osten, glitt tausend Seemeilen über den Ozean hinweg, bis hin zur Küste von Gurta.

Dann verschmolz Od mit dem Schiff und setzte es in Bewegung.

Dritter Teil

Unzählige zermürbende Stunden, vielleicht auch Tage, tastete sich Gar Et Ann durch die völlige Dunkelheit eines scheinbar unendlich verzweigten Labyrinths. Die Luft war drückend schwül und erfüllt von einem widerwärtigen Gestank, einer Mischung aus Schwefel, Schimmel und Verwesung.

Gar litt schrecklichen Durst. Die einzige Wasserflasche, die ihm geblieben war, neigte sich dem Ende zu, der restliche Proviant war zusammen mit Krysaora verschwunden. Die unsichtbaren Bestien, die sie angegriffen hatten, mussten die Frau verschleppt haben. Gar hatte wenig Hoffnung, dass sie noch am Leben war. Auch die Hoffnung, jemals wieder Licht zu sehen, war am Tiefpunkt angelangt.

Gootars Tod hatte etwas in Gar zerbrochen. Er zweifelte an dem Sinn seiner Mission. Wie töricht war er gewesen, hier an diesen verfluchten Ort zu kommen, welche Selbstüberschätzung zu glauben, er könne die Welt vor dem drohenden Unheil retten.

Während er hier in diesem Teufelsberg jämmerlich zugrunde ging, war Porkka von Grakaan wahrscheinlich längst in Gars Heimatland Ragan-Mitteég eingefallen. Er würde es in Grund und Boden stampfen, so wie er es mit Biar-Ganrir gemacht hatte. Und war dies vollbracht, gab es kein Reich in der Welt, das von seiner grenzenlosen Zerstörungswut verschont bleiben würde.

Der Eremit in den Sümpfen von Ragan-Mitteég hatte es prophezeit. Porkka von Grakaan war das Werkzeug dämonischer Mächte, die nur nach einem trachteten: die Welt ins Dunkel zu stürzen. Ihren Sklaven,

Porkka, hatten sie unbesiegbar gemacht. Ihn zu überwinden, setzte voraus, ebenfalls unbesiegbar zu sein.

Die Wra'amm, so hatte der Eremit Gar anvertraut, sei die einzige Hoffnung. Nur mit ihr konnte es gelingen, den Teufel Porkka aufzuhalten und die Welt davor zu bewahren, im Chaos zu versinken.

Verlockend und zugleich beängstigend waren die Erzählungen über dieses unirdische Geschöpf mit dem fremdartigen Namen gewesen. Lange hatte Gar darüber gebrütet, doch dann hatte er eine Entscheidung getroffen, und er war mit seinen Gefährten ausgezogen, um nach der Wra'amm zu suchen. Im Schwarzen Berg, der westlichsten Insel des Kundarr-Atolls, sollte sie zu finden sein. So lautete die uralte Überlieferung, die der Eremit dem jungen Abenteurer aus einem verschlissenen Folianten voll vergilbter Seiten offenbart hatte.

Damals war Gar zuversichtlich gewesen. Voll tollkühnem Tatendrang war er im Spätsommer von Ragan-Mitteég aufgebrochen. Jetzt, da er allein durch die Finsternis irrte, war die Zuversicht einer bitter nach Tod schmeckenden Aussichtslosigkeit gewichen.

Der Gang, an dessen Wand aus glattpoliertem Gestein sich Gar entlang tastete, führte leicht bergab. Der junge Mann blieb stehen und kämpfte gegen die Versuchung, einen letzten Schluck Wasser zu trinken. Das unbestimmbare Geräusch, das ihm folgte, seit er Gootars Leiche verlassen hatte, verstummte, so wie es jedes Mal verstummte, wenn Gar stehen blieb. Es waren keine Schritte, eher ein leises Schleifen, und ab und zu war ein kläglicher Ton zu hören, wie ein Wimmern, ein Stöhnen. Gar meinte darin die Stimme Gootars zu

erkennen, und beim ersten Mal, als er es gehört hatte, war er den Namen seines Freundes rufend durch den Gang zurück bewegt, hatte Wände und Boden abgetastet, aber nichts gefunden.

Diese Insel war verhext. Und was immer Gar verfolgte, es konnte nicht Gootar sein. Die unsichtbaren Angreifer hatten ihm den Kopf abgeschlagen. Er war tot.

Und doch, jedes Mal, wenn das Wehklagen erschallte, wandte sich Gar um und rief „Gootar?“

Der Durst hatte gesiegt. Die Wasserflasche war leer. Und nur wenige Augenblicke später war Gars Kehle wieder ausgetrocknet.

Jetzt setzte erneut das verstörende Wimmern ein. „Gootar?“ rief Gar, „Bist du das?“ Wie immer kam keine Antwort aus dem Dunkel.

Gar tastete sich weiter an der Wand entlang, und auch der Verfolger setzte sich wieder in Bewegung. Trotz der schweißtreibenden Hitze fühlte Gar Et Ann, wie ein kalter Schauer über seinen Rücken lief.

Endlich Licht. Wenn auch nur ein Punkt in der Ferne. Doch er wuchs, je näher Gar ihm kam. Und schließlich mündete der Gang in eine Höhle. Sie hatte einen Durchmesser von etwa zwanzig Metern und verlор sich nach oben hin in dunklem Nichts. Auf der gegenüber liegenden Seite schien sich der Gang fortzusetzen. Es herrschte ein schummrig gelbes Licht, das von einer Art Schleim ausging. Die Wände waren bedeckt davon und lösten bei Gar ein tiefes Gefühl des Ekels aus.

Noch abscheulicher war das Wesen, das auf libellenartigen Flügeln in der Mitte der Höhle schwebte. Es war nicht größer als eine Ratte,

bestand aus übereinander angeordneten ringförmigen Wülsten von gelblich weißer Farbe, die ihm das Aussehen eines unförmigen dicken Wurms gaben und feucht schimmerten. Aus dem oberen und dem unteren Ende dieses geflügelten Wurms wuchsen rötliche Tentakel, die fragilen Wurzelgeflechten ähnelten und sich wie Fühler bewegten.

Gar Et Ann zog seinen Dolch. Im selben Moment senkte sich der oberste Wulstring und ein Auge, das auf beunruhigende Art einem Menschaugen glich, erschien zwischen dem Fühlergewirr und dem Wurmleib.

„Teufel noch mal“, stieß Gar voll Unbehagen aus. Nie zuvor hatte er eine derart widerliche und fremdartige Kreatur erblickt. War sie auch klein, den Eindruck, dass sie ungefährlich war, hatte Gar nicht. Er war auf alles gefasst.

Das schwebende Ding beäugte ihn eine Weile, dann flog es in weitem Bogen durch die Höhle und schoss schließlich auf Gar zu. Der wich mit erhobenem Dolch in den Gang zurück und stolperte über etwas, das hinter ihm am Boden lag. Er verlor den Halt und stürzte. Der Wurm flog mit einem raschelnden Flügelgeräusch über ihn hinweg und verschwand in der Finsternis des Ganges.

Da fiel Gars Blick auf den Stolperstein, der auf der Schwelle zum Höhleneingang lag. Es war Gootars Kopf. Die entstellte Seite zeigte nach oben und ein schauerliches Wehklagen drang aus seinem halbgeöffneten Mund.

Gar fuhr wie vom Blitz getroffen hoch und presste sich mit dem Rücken an die Wand des Ganges. Gootars Kopf bewegte sich, drehte sich langsam auf die andere Wange und öffnete das verbliebene Auge.

„Gaaaar“, ächzte er.

„G...Gootar?“ stammelte Gar. Jetzt wusste er, was ihm durch die Dunkelheit des Labyrinths gefolgt war.

„Ich kann meinen Körper nicht bewegen“, brachte Gootar mit Mühe hervor. „Ich fühle ihn nicht mehr.“

Gar wusste nicht, was er sagen sollte. Und Gootars Auge spiegelte hilflose Verzweiflung. Dann schloss es sich mit einem kläglichen Seufzen.

„Gootar?“ Das war alles, was Gar herausbrachte.

Das Auge in Gootars Kopf öffnete sich wieder und die Züge des Gesichts entspannten sich. „Ich bin tot“, flüsterte Gootars Stimme, die jetzt weniger jämmerlich klang. Es war mehr eine nüchterne Feststellung. „Ich erinnere mich. Die Ungeheuer in der Dunkelheit. Krysaora rief, dass sie unsichtbar sind. Doch ich sah sie. In dem Augenblick, als ich starb, sah ich sie. Oh ihr Götter. Schrecklich. Sie hatten Klängen statt Hände. Sie schlugen mir den Kopf ab.“

„Wie...wie kann es sein, dass du...?“

„Ich bin tot, aber ich kann mein totes Fleisch nicht verlassen.“

Gar setzte an, etwas zu sagen, doch die Stimme versagte ihm.

„Ich fühle keinen körperlichen Schmerz“, fuhr Gootar fort, „aber es ist eine Qual, an sein Fleisch gefesselt zu sein, wenn man tot ist.“

Gar kniete sich nieder und hob Gootars Kopf vorsichtig vom Boden auf. „Wir... wir müssen weiter“, sagte er. „Wasser suchen. Ich verdurste.“

Da fing Gootars Kopf, den Gar vor sein Gesicht hielt, zu grinsen an und sagte: „Solche Sorgen plagen *mich* nicht mehr.“

Als Gar in die Höhle trat, hing Gootars Kopf an seinem Gürtel. Er hatte ihn mit den Haaren daran geknotet. Es war Gootars Vorschlag gewesen. „Dann sind deine Hände frei“, hatte er gesagt und Gar mehrmals versichert, dass es ihm keine Schmerzen bereitete, an den Haaren aufgehängt zu sein und während Gars Marsch hin und her zu baumeln.

Es war gut, dass Gar die Hände frei hatte, denn im nächsten Augenblick hatte er alle Hände voll zu tun, sich aus einer heimtückischen Falle zu befreien.

Als Gar die Mitte der Höhle erreicht hatte, begann der Schleim Blasen zu werfen. Es war, als würden Tausende unsichtbarer Finger in die gelbe Masse eintauchen und Fäden herausziehen. Diese Fäden schnellten auf Gar zu und umspinnen ihn. Mit der linken Hand zerriss er die Fäden – die unerwartet stark waren – der Dolch in der rechten sauste durch die Luft und zerschnitt sie. Doch es waren zu viele. Und es wurden immer mehr. Sie wickelten sich um Gars Arme und Beine, um seinen Körper und Hals, zogen sich fest zusammen, so dass Gar verzweifelt nach Luft rang. Die schleimige Feuchtigkeit durchdrang seine Kleider und erzeugte ein kaltes kribbelndes Gefühl auf der Haut.

Der Dolch entglitt ihm bald und nur einen Augenblick später konnte er nichts mehr sehen, da das Fadengewirr seinen halben Kopf eingewebt hatte.

Die Fadenstränge, die sein rechtes Bein umschlungen hatten, zerrten nun daran, das linke Bein wurde ruckartig in eine andere Richtung gerissen. Gar wurde vom Boden empor gehoben. Die gebündelten

Fäden brachten ihn in eine waagerechte, rücklings über dem Boden schwebende Position und zerrten von allen Seiten an ihm, als wollten sie ihn in Stücke reißen. Vor seinem geistigen Auge sah Gar, wie ihm die Gliedmaßen und schließlich der Kopf aus dem Torso gerissen werden würden. Doch bevor der Schmerz unerträglich wurde, verlor er das Bewusstsein.

Als Gar erwachte, lag er mit dem Rücken auf dem Boden der Höhle. Er tastete nach Gootars Kopf, der immer noch an seinem Gürtel befestigt war. „Alles in Ordnung“, hörte er Gootars Stimme sagen. „Wir... du hast es überlebt.“

Gar versuchte, aufzustehen. Er spürte schmerzhaft jeden einzelnen Knochen und vergewisserte sich sorgfältig, dass keiner gebrochen war.

Dann bemerkte er, dass noch jemand in der Höhle war.

„Krysaora hat dich gerettet“, sagte Gootar in seiner flüsternden Stimme.

Gar kroch zu der Frau, die drei Meter von ihm entfernt bäuchlings auf dem Boden lag. Behutsam drehte er sie auf den Rücken, und sie schlug die Augen auf.

„Krysaora“, sagte Gar und seine Stimme bebte vor Glück. „Du bist am Leben.“

„Aber am Ende meiner Kräfte“, ächzte sie.

„Wie hast du mich befreit?“ fragte Gar und musterte den Schleim, der nun wieder die Wände der Höhle bedeckte und sie in ein diffus gelbes Licht tauchte.

„Du hast wohl nicht vergessen, dass ich eine Hexe bin, oder?“ lachte Krysaora schwach. „Mein Dolch vermochte gegen diese gelbe Pest nichts auszurichten. Da blieb mir nur die Hexerei.“

„Wir sollten schleunigst aus der Höhle verschwinden.“

Krysaora schloss die Augen und schüttelte den Kopf: „Es herrscht jetzt keine Gefahr mehr.“

Gar erinnerte sich daran, wie Krysaora mit nur einer Geste das Feuer auf ihrem Schiff zum Verlöschen gebracht hatte. Ähnlich mochte es sich jetzt mit den tödlichen Schleimfäden verhalten haben.

„Lass mich einfach ein bisschen ausruhen“, sagte Krysaora leise. „Hat mich einige Anstrengung gekostet, diesem Schleimchaos Herr zu werden.“

Gar musterte wieder die gelb leuchtende Masse, die die Höhlenwände bedeckte. „Was ist das für ein Zeug?“

„Primitive Lebensform.“ Krysaora hatte die Augen immer noch geschlossen und murmelte wie im Halbschlaf. „Nicht von dieser Welt. Nichts in diesem Berg ist von dieser Welt.“

Jetzt entdeckte Gar den Rucksack, der neben Krysaora lag. „Hast du Wasser?“

„Bedien dich.“

Nachdem Gar seinen Durst gelöscht und auch Krysaora einen Schluck eingeflößt hatte, sagte er: „Du hast uns wieder einmal das Leben gerettet.“

„Dir“, korrigierte Krysaora. „Dachte schon, die unsichtbaren Bestien, hätten euch *beide* erwischt.“

„Und ich dachte, sie hätten *euch* beide erwischt“, sagte Gar mit einem betretenen Blick auf Gootars Kopf.

„Mich jedenfalls *haben* sie erwischt“, bemerkte Gootar. Und sein Flüstern schwoll zu einem Knurren an.

„Ich konnte an ihnen vorbeilaufen“, sagte Krysaora. „Um ein Haar hätten sie auch mir den Kopf abgeschlagen. Eine Klinge hat meinen Nacken gestreift.“

„Das war der Schrei“, meinte Gar, „den ich für deinen Todesschrei hielt. Ist es...?“

„Keine ernsthafte Verletzung“, erriet Krysaora Gars Gedanken. „Ich rannte vor ihnen davon. Sie folgten mir.“

„Was mir einmal mehr das Leben rettete“, ergänzte Gar.

„Irgendwann waren sie verschwunden“, fuhr Krysaora fort. „Wie vom Erdboden verschluckt.“ Und dann, nach einer Pause, als Gar schon meinte, sie wäre eingeschlafen: „Es tut mir Leid, Gootar.“

„Nimm's leicht“, meinte Gootar nonchalant und wirkte dadurch so lebendig, wie schon lange nicht mehr.

„Hab völlig das Zeitgefühl verloren“, sagte Krysaora. „Keine Ahnung, wie lange ich durch dieses verdammte Labyrinth geirrt bin.“

„Hast du Hunger?“ fragte Gar. Die Frage war natürlich an Krysaora gerichtet, doch Gootar kicherte bei dem Gedanken, Gar könnte sie ihm gestellt haben. Offenbar gelang es ihm inzwischen, seinem Schicksal mit einem erfrischenden Sarkasmus zu begegnen. Gar allerdings erschütterte dieses Verhalten. Dass sein Freund tot war und dennoch lebte, quälte ihn. Und Gootars frisch erwachter Sinn für morbiden Humor machte es nicht gerade besser.

„Wir haben den Proviant nicht besonders geschickt aufgeteilt, was?“
meinte Krysaora, deren Stimme langsam erholter klang.

„Oder möchtest du lieber schlafen?“

„Weder essen noch schlafen, danke, Gar, einfach nur kurz ausruhen.
Bin gleich wieder auf den Beinen. Iss du einstweilen etwas.“

Nachdem Gar seinen Hunger gestillt hatte, sagte er: „Du hast uns
wieder einmal das Leben gerettet.“

„*Dir*. Dachte schon, die unsichtbaren Bestien hätten euch *beide*
erwischt.“

„Und ich dachte, sie hätten *euch* beide erwischt.“

„Mich jedenfalls *haben* sie erwischt.“

„Ich konnte an ihnen vorbeilaufen. Um ein Haar hätten sie auch mir
den Kopf abgeschlagen. Eine Klinge hat meinen Nacken gestreift.“

„Das war der Schrei, den ich für deinen Todesschrei hielt. Ist es...?“

„Keine ernsthafte Verletzung. Ich rannte vor ihnen davon. Sie
folgten mir.“

„Was mir einmal mehr das Leben rettete.“

„*Was passiert mit uns?*“, schrie Krysaora und fuhr mit vor Entsetzen
geweiteten Augen hoch. „Wir haben diese Unterhaltung gerade eben
schon einmal geführt.“

Gar schüttelte irritiert den Kopf. Er fühlte sich, als ob er aus einem
Traum erwachte. Tatsächlich, Krysaora hatte Recht, die Dinge
wiederholten sich.

„Wir sind nicht mehr Herr über uns selbst“, stellte Krysaora fest. Sie
war jetzt auf den Beinen und griff nach ihrem Rucksack. „Wir müssen
weg von hier. Jemand spielt mit uns. *Wie mit Marionetten*.“



Soter, der erste Maat der Albatross, schreckte aus einem fürchterlichen Albtraum hoch, fand sich in völliger Dunkelheit auf einem harten Steinboden liegend wieder und stellte verwundert fest, dass er am Leben war. Dann fiel ihm ein, wo er sich befand und er erkannte, dass die Wirklichkeit nicht weniger fürchterlich war, als der Traum, aus dem er erwacht war.

Mit Grausen erinnerte sich Soter, wie er Faw Holl durch den Gang gefolgt war, an die unheimliche Musik, den plötzlichen Nebel, und wie ihn jemand unvermittelt am Genick gepackt hatte. Im nächsten Augenblick hatte sich eine riesige, unsichtbare Hand über seinen Mund und seine Augen gelegt, um seinen Angstschrei zu ersticken. Er war in die Luft empor gehoben worden, während er hilflos um sich geschlagen und getreten hatte, ohne den Angreifer zu treffen.

Dann der Schmerz. Ein Stich in den Bauch. Ein Wühlen in den Eingeweiden. Ein sich Winden in äußerster Agonie. Und plötzlich war Soter auf den Boden geschleudert worden, und er hatte vor Qual geschrieen und geschrieen und geschrieen.

Jetzt, aus einer tiefen, mit entsetzlichen Traumbildern angefüllten Bewusstlosigkeit erwacht, tastete Soter nach seinem Bauch. Von seinem Hemd waren nur noch Fetzen übrig, der Bauch war blutverkrustet.

Schmerz verspürte der Maat keinen, auch nicht als er aufstand und, an die Felswand gelehnt, seinen Rucksack nach einer Wasserflasche

durchsuchte. Sein Mund war völlig ausgetrocknet. Soter fand die Flasche und nahm einen tiefen Schluck. Dann spürte er, wie seine Hose nass wurde. Er befühlte erneut seinen Bauch. Flüssigkeit trat zwischen den Blutkrusten aus.

Soter wagte nicht zu denken, was auf der Hand lag. Denn was auf der Hand lag, konnte nicht sein. Schließlich war er am Leben.

Da bemerkte er in der Ferne einen Lichtschein, und wie ein aufgeschrecktes Insekt rannte Soter blindlings darauf zu.

Der dunkle Gang mündete in ein großes rundes Zimmer. Unterhalb der gewölbten Decke schwebte eine Kugel, die den Raum in warmes Licht tauchte. In der Mitte, auf dem mit weichen, bunten Teppichen bedeckten Boden saß ein kleines Mädchen an einem niedrigen Tisch. Als es Soter bemerkte, der erstaunt auf der Schwelle stand, winkte es ihn lächelnd herein.

Zögerlich näherte sich der Maat dem Tisch und musterte dabei das Mädchen. Es war etwa neun Jahre alt, hatte helles, nahezu weißes langes Haar und unbeschreiblich feine und liebenswerte Gesichtszüge. Gekleidet war es in ein weißes schlichtes Kleid. Auf dem Tisch standen mehrere Trinkschalen und eine Teekanne.

„Setz dich“, sagte das Mädchen mit sanfter Stimme, und Soter konnte nicht anders, als ihrer Einladung folgen. In dem Zimmer herrschte eine beruhigende, wenn auch fremde Atmosphäre.

„Ich bin Taa-lis, und dies ist mein Haus“, fuhr das kleine Mädchen fort. „Hier hast du nichts zu befürchten. Trink einen Tee mit mir.“

„Sie spricht nicht wie ein Kind“, dachte Soter während er ihr zusah, wie sie dampfenden Tee in zwei der Trinkschalen goss. Ihre

Bewegungen waren anmutig und bedächtig. Soter merkte, dass ihn die Ausstrahlung des Kindes verzauberte. Als es ihm eine der Schalen reichte, brachte er kein Wort heraus.

Der Tee schmeckte seltsam, doch seine Wärme durchströmte Soters ganzen Körper. Dann spürte er wieder die Feuchtigkeit am Bauch. Zum ersten Mal, seit er wieder im Licht war, sah der Maat an seinem Körper hinab und erblickte drei Finger über dem Nabel einen grässlichen Schlitz, dreißig Zentimeter lang, verkrustet mit geronnenem Blut, das auch das zerschlissene Hemd bedeckte. Zwischen den Krusten trat der soeben getrunkene Tee, vermischt mit Wundwasser und Blutschlieren, in Rinnsalen hervor, lief über seinen Bauch und versickerte im Stoff des Hosenbunds.

Mit einer Mischung aus Entsetzen und Verlegenheit sah er das Mädchen an. Taa-Lis schenkte ihm einen Blick voll Anteilnahme, sagte aber nichts.

Soters Kenntnisse von Anatomie waren beschränkt. Ohnehin beschränkten sich seine Kenntnisse im Allgemeinen auf Belange der Seefahrt. So viel war Soter allerdings klar: Dass die Wunde nicht schmerzte und dass er nicht tot war, das ging nicht mit rechten Dingen zu. Aber was ging hier in diesem verhexten Berg schon mit rechten Dingen zu. Soter beschloss, fortan den Anblick der Wunde zu meiden und nichts mehr zu trinken. Er konzentrierte sich auf sein Gegenüber und verlor sich in dessen heilbringender Ausstrahlung.

„Wie bist du hierher gekommen?“ fragte Taa-lis, und schon sprudelte alles aus Soter heraus, froh darüber, endlich einem offenbar

freundlich gesonnenen Wesen von seinen befremdlichen Erlebnissen erzählen zu können.

„Wo zum Teufel bin ich hier gelandet?“ waren Soters Worte, mit denen er seinen Bericht beendete.

„Dies ist die Insel von Elayodon dem Weltenreisenden. Der Schwarze Berg. Elayodon ist ein mächtiger Zauberer. Er kommt aus einer anderen Welt. Diese Insel ist nur ein Domizil von vielen, die er in unzähligen Welten und Zeiten errichtet hat.“

Soter runzelte die Stirn. Seine Vorstellungskraft hatte enge Grenzen.

„Elayodon ist ein Sammler“, fuhr das Mädchen fort. „Er sammelt Kreaturen aus allen Welten, fängt sie und schließt sie ein. Der Schwarze Berg ist nichts anderes, als ein Zoo, der, wann immer Elayodon in dieser Welt weilt, seiner Zerstreung dient.“

Soter verstand nur die Hälfte von dem, was Taa-Lis ihm erzählte, aber es erfüllte ihn mit Wohlbehagen, ihrer angenehmen Stimme zu lauschen.

„Wie komme ich hier raus?“ wollte der Maat irgendwann wissen, nachdem er aufgegeben hatte, Taa-Lis Rede zu folgen.

„In gewisser Weise hast du Elayodons Reich bereits verlassen“, sagte Taa-lis, „du bist jetzt in meinem Haus, und dies liegt in meiner Welt, die sich weit hinter den Sternen befindet. Gleichzeitig ist es jedoch hier.“

„Bist du auch eine Gefangene von diesem Elayodon?“ fragte der völlig überforderte Maat.

„Nein, aber er hat mein Haus gestohlen. Elayodon kann durch Zeit und Raum und durch die unendlichen Dimensionen reisen. Auf einem

seiner Raubzüge hat er mein Haus in sein Reich mitgenommen. Seitdem befindet es sich hier – und gleichzeitig in meiner Welt.“

Taa-lis zeigte auf eine Art Spiegel in der Wand des Zimmers. Seine Fläche bestand aus einer fremdartigen, durchlässig erscheinenden Materie, die in unbenennbaren, sich stetig verändernden Farben schimmerte. „Wenn ich durch diese Pforte gehe, bin ich in meiner Welt“, sagte sie, und dann auf die dunkle Tunnelöffnung deutend, durch die Soter in das Zimmer gelangt war: „Und dieser Durchgang führt in Elayodons Berg.“

„Ja, ich weiß.“ Soter verlor langsam die Geduld. „Von da komm ich ja. Aber wie komme ich aus diesem verfluchten Berg heraus?“

Wieder spiegelte Taa-Lis Gesicht Anteilnahme und Bedauern. „Du meinst... Du meinst, man kommt hier nicht mehr raus“, schloss Soter aus dieser Miene. In einem Anflug von Panik wandte er sich dem schillernden Spiegel zu und besah ihn prüfend.

Das kleine Mädchen lachte sanft und sagte: „Meine Welt wäre Dir fremd.“

„Jede Welt ist besser, als das hier“, entgegnete Soter in einem Anflug von Abenteuerlust.

„Es ist keine Welt für dich. Meine Rasse ist...“ Taa-lis senkte ihren Blick, „...anders.“

Eine Welt, dachte Soter, in der kleine freundliche Mädchen Fremden Tee anboten, nun, so schlecht konnte eine solche Welt doch nicht sein. In den dunklen Gang zurückzukehren und sich unsichtbaren Monstren ausliefern? Nein, das wollte er auf keinen Fall. Schon gar nicht – und er glaubte Taa-Lis – wenn keine Aussicht bestand, jemals wieder

zurück auf die Albatross und mit ihr aus den verfluchten Gewässern dieser Insel zu gelangen.

„Wenn du noch am Leben wärst“, sagte Taa-Lis und blickte über den niedrigen Tisch hinweg auf Soters Bauchwunde, „dann...“

„Was meinst du damit?“, schnitt Soter ihr das Wort ab und fuhr erschrocken hoch. Taa-Lis blickte zu dem Maat auf, der nun bebend auf der anderen Seite des Tisches stand. „Was heißt das?“ schrie er. „Wenn ich noch am Leben wäre?“

Taa-Lis Züge verloren mit einem Mal ihre Sanftheit. Eine Mischung aus Hunger und Enttäuschung ließ ihre Augen zu Schlitzeln werden, während sich ihre Brauen sehnsuchtsvoll wölbten und ihre Nasenflügel bebten.

Sie sagte: „Du bist tot. Und in diesem Zustand machst du dir keine Freunde in meiner Welt.“ Ein ironisches Lächeln löste ihre Miene unerfüllter Gier ab.

„Was bin ich?“ kreischte Soter. Er war außer sich, dem Wahnsinn nahe. Dann, bevor er begriff, was er tat, stürzte er durch das Zimmer, dem Spiegel entgegen, zögerte einen kurzen Moment und durchschritt die schillernde Fläche der Pforte.

Im nächsten Augenblick schwebte Soter in einem schwerelosen Äther, in einem ständig die Farben wechselnden Nichts. Er wandte sich um. Keine Pforte war zu sehen.

Nicht weit von ihm entfernt – wenn es in dieser Leere so etwas wie Ferne und Nähe gab – sah er ein seltsames Gebilde, eine Art chaotisches Drahtgewirr. Es bewegte sich auf ihn zu.

Plötzlich schoss ein zweites Gebilde auf das erste zu. Die Drähte verwickelten sich ineinander. Es sah nach einem Kampf aus, und das angreifende Drahtgewirr schien sein Opfer bald besiegt zu haben. Leblos – wenn es sich wirklich um Lebensformen handelte – versank es im Nichts, während sich das andere Gebilde Soter näherte.

Schließlich hatte es ihn erreicht. Es reckte ihm ein Drahtende entgegen und ließ es in behutsamer Bewegung kreisen, so als ob es Soter beäugte oder beschnüffelte. Dann zog sich der einzelne Draht in das Gewirr zurück und das Wesen entfernte sich.

Soter blieb schwebend in der unermesslichen Leere des Raumes zurück. Der Wahnsinn hatte ihn nun völlig übermannt. Er fühlte nichts mehr, dachte nichts mehr, jegliche Wahrnehmung war außer Kraft gesetzt, und endlich verhielt er sich, wie es sich für jemanden gehörte, der tot war.

Alles, was Taa-Lis ihm gesagt hatte, entsprach der Wahrheit. Soter war nicht mehr am Leben. Ihm waren alle inneren Organe aus dem Leib gerissen worden. Warum er dennoch den Eindruck eines lebendigen Menschen machte, lag schlicht daran, dass in Elayodons Reich merkwürdige Gesetze herrschten.

Auch stimmte, dass Taa-Lis' Welt keine Welt für Soter war. Unwirtlich war sie und feindselig, eine Welt, in der einzig das Gesetz des Stärkeren galt. Und die Geschöpfe, die in ihr weilten, ernährten sich von der Lebensenergie ihrer Artgenossen und saugten alles aus, was ihren Weg kreuzte und schwächer war als sie.

Bei Soter jedoch war nichts mehr zu holen. Und so hatte Taa-Lis auch Recht, was Soters Aussichten betraf, sich in ihrer Welt Freunde zu machen.



„Es ist ein böser Ort“, sagte Gar Et Ann.

„Nicht unbedingt“, gab Krysaora zurück, „Ich fühle nichts Böses hier. Keine negative Energie.“ Sie dachte an ihre Vision zurück, an den hageren Blinden, Porkkas Meister in Karkäll und an die Dämonen, die aus dem grünen Feuer stiegen. Damals hatte sie zum ersten Mal die Empfindung von purem Bösen gehabt. „Das Böse“, fuhr Krysaora fort, „hat eine Absicht. Es strebt danach, alles Leben zu verderben. Es steht für Vernichtung und Chaos, Grausamkeit und Qual. Das Böse, und alle Kreaturen, die es repräsentieren, nähren sich von dem Unheil, das sie anrichten. Derartige Intentionen kann ich hier nicht fühlen. Die Kreaturen hier im Schwarzen Berg sind fremdartig, das ja, aber sie greifen uns in der Absicht an, Beute zu machen, um zu überleben. Raubtiere. Weiter nichts. Überlebenskampf. Aber keinerlei böse Absichten.“

„Und was hat es mit Gootar auf sich?“ fragte Gar. „Er ist tot, und doch lebt er. Wenn das nicht das Werk dämonischer Mächte ist.“

„Dieser Berg ist nicht von dieser Welt“, erklärte Krysaora. „Hier herrschen andere Gesetze. Sie mögen uns dämonisch vorkommen, aber letztendlich sind sie einfach nur fremd. Ich spüre keine dämonische Macht.“

„Ich habe ebenfalls nicht den Eindruck, dass mir jemand etwas Böses will“, warf Gootar nachdenklich ein. „Nichts hält mich in diesem Kopf gefangen. Ich glaube sogar, dass ich ihn verlassen könnte, wenn ich nur wüsste wie.“

„Sobald wir wieder im Licht sind“, sagte Krysaora, „werde ich dir dabei helfen.“

Gar und Krysaora hatten sich wieder in die Dunkelheit des Labyrinths begeben und tasteten sich an den Wänden der Gänge entlang. Währenddessen sorgten sie dafür, dass ihre Unterhaltung nicht verstummte, um beieinander zu bleiben und sich nicht zu verlieren.

„Ein Jammer, dass wir keine Fackeln haben“, meinte Gar.

„Die hat alle Faw“, sagte Krysaora.

„Hoffentlich ist es ihm besser ergangen, als uns.“

„Das hoffe ich auch. Er ist ein guter Mann.“

„Ja, nicht alle Männer aus Grakaan sind Bestien.“

„Als ich noch jung war, lernte ich seinen Vater kennen. Vern Holl. Faw ist ihm wie aus dem Gesicht geschnitten.“

„Oh!“ Gars Stimme klang verwundert, dann fragte er Krysaora, ob auch sie aus Grakaan komme.

„Gowk“, gab sie knapp zurück.

„Faw wurde westlich der Berge von Gowk geboren.“

„Eine Freundin seines Vaters hat mich an Sklavenhändler verkauft. Vern Holl half ihr dabei.“

„Und dennoch empfindest du keinen Groll gegen Faw?“ fragte Gar nach einer verlegenen Pause.

„Er ist nicht für die Taten seines Vaters verantwortlich.“ Krysaora wandte sich nach Gar um, der ihr in einem Meter Abstand folgte. Sie konnte im Dunklen weit besser sehen als Gar, der vollkommen blind war. „Wir befinden uns am unteren Ende einer Treppe.“

„Gut. Endlich wieder bergauf.“

„Hoffentlich in jeder Hinsicht.“

Die Treppe war steil und nahm kein Ende. Auch wenn es sehr anstrengend war, sie zu besteigen, war Gar guter Dinge. Bergauf zu gehen, bedeutete, der Wra'amm näher zu kommen, denn sie befand sich gemäß der Aufzeichnungen des Eremiten am höchsten Punkt der Insel, also am Gipfel des Schwarzen Bergs.

Auch Krysaora bereitete das Treppensteigen Mühe. Obwohl sie sich einigermaßen erholt hatte, war sie immer noch etwas ausgelaugt. Gar aus den Fängen der gelben Schleimfäden zu befreien, hatte sie viel Kraft gekostet. Krysaora wusste auch, warum. Sie hatte sich selbst geschwächt. In einem Anfall von Zorn hatte sie Durret, den Kapitän der Albatross, getötet. Danach war sie von Gar zurechtgewiesen worden, was neuen Zorn in ihr heraufbeschworen hatte. Und der war nicht so schnell wieder verraucht, sondern hatte sich hartnäckig in Krysaoras Inneren festgesetzt und gewühlt. Bis zu dem Zeitpunkt, als sie Gar wiedergefunden hatte.

Zorn, den sie nicht zu zügeln vermochte, schwächte sie, reduzierte ihre besonderen Fähigkeiten auf ein Mittelmaß. Hätten Krysaora nicht unkontrollierte Gefühle beeinträchtigt, wäre sie im Gleichgewicht

gewesen, hätte sie Gars Angreifer mit einer beiläufigen Geste, vielleicht nur einem Augenzwinkern, zur Kapitulation gebracht.

Als sie Stufe für Stufe die Treppe hinaufstieg, erschien vor Krysaoras geistigem Auge ein Pferd, ein ungestümer Vollblüter, der sich aufbäumte und ausschlug. Das Pferd war ein Bild für den Zorn, und Krysaora verstand die Botschaft. Wer Zorn zu beherrschen verstand, verfügte über unermessliche Energie. Wer sich ihm hingab, mochte in seliger Ekstase einen wilden Ritt erleben und alles niedermähen, was ihm in den Weg kam, doch am Ende würde ihn das Pferd abwerfen und mit seinen Hufen in Grund und Boden stampfen. Nur ein gebändigtes Pferd war von Nutzen. Ungebändigter Zorn wurde zu Hass, und Hass führte zu Selbstzerstörung. Zorn war nichts Schlechtes, kein Attribut des Bösen, Zügellosigkeit jedoch war die Kraft, die die Energie des Zornes zersetzte.

„Krysaora? Alles in Ordnung bei dir?“ Gar Et Ann hörte ihre Schritte und ihr schweres Atmen, wollte sich aber dennoch vergewissern, dass sie es war, die er hörte.

„War nur in Gedanken versunken“, teilte ihm Krysaora mit. „Gar, du hattest Recht, es war falsch Durret zu töten.“

„Würde mich nicht wundern, wenn wir ihn wieder treffen“, war Gootars heiseres Flüstern zu vernehmen. „Ist wahrscheinlich schon wieder auf den Beinen und geistert irgendwo herum.“

Das Unglück, in das sie Durret gestürzt hatte, verursachte Schuldgefühle in Krysaora. Doch sogleich spürte sie, dass auch Emotionen dieser Art schwächend wirkten. Sie dachte über die

heilende Kraft der Vergebung nach und dass das Vergeben am schwierigsten war, wenn es darum ging, sich selbst zu vergeben.

Nun, es gab noch viel zu lernen für Krysaora.



Durret, der Kapitän der Albatross, war tatsächlich schon wieder auf den Beinen, aber er hatte den Schwarzen Berg längst verlassen und war jetzt wieder an Bord seines Schiffes angekommen.

Dass er tot war, hatte er sofort begriffen, dennoch, so sagte er sich nüchtern, war er auf irgendeine Art am Leben und somit fähig zu handeln. Also würde er handeln.

Von der Ängstlichkeit, die ihn beherrscht hatte, bevor ihm die Kehle von der Hexe Krysaora durchgeschnitten worden war, schien nichts mehr übrig zu sein. Furchtvolles Zaudern war von einer dumpfen Entschiedenheit abgelöst worden.

Eigentlich war Durret nie ein besonders ängstlicher Mensch gewesen. Solange es in seinem Leben lediglich um Schifffahrt und Handel mit Waren ging, hatte es kaum einen pragmatischeren Mann als Durret gegeben. Erst mit dem Auftauchen dieser Hexe und nach all den darauf folgenden bedrohlichen, unerklärlichen Vorfällen, war zu einem Hasenfuß geworden. Die Hexe selbst hatte ihn mehrmals als einen solchen bezeichnet. Eines musste man ihr lassen, sie hatte alles Recht der Welt gehabt, ihn so zu nennen. Jetzt jedoch gab es keinen Grund mehr, sich zu fürchten. Was sollte er denn fürchten? Den Tod sicherlich nicht.

Durret marschierte den Weg, den er gekommen war, zurück, entschiedenen Schrittes, obwohl er in Ermangelung einer Fackel nicht die Hand vor Augen sah, und als er durch das aufglühende Gitter schritt, verspürte er keinerlei Schmerz. Der Tod hatte seine Vorteile.

Ohne Zwischenfälle erreichte er die Höhle, in der das Boot zurückgelassen worden war, ließ es zu Wasser und ruderte aufs offene Meer hinaus, bis ihn die Strömung erfasste. Dann holte er die Riemen ein und wartete, bis die Albatross sein Boot eingeholt hatte. Sie bewegte sich schneller um die Insel herum, als das leichte Boot, und so tauchte sie schon nach wenigen Stunden hinter Durret auf.

Später, als die Mannschaft ihren Kapitän an Bord geholt hatte, war ihm sofort aufgefallen, dass sich seine Männer in einem Zustand von Apathie befanden. Selbst seine Rückkehr konnte sie nicht aus diesem Zustand reißen. Er hatte sich einen Stoffetzen um den Hals gebunden, um die tödliche Wunde zu verbergen. Doch, so glaubte Durret, selbst wenn er ihnen mit einem klaffenden Schlitz in der Kehle begegnet wäre, hätte es sie kalt gelassen.

Seine Leichenblässe und die blutgetränkten Kleider erzeugten keinerlei Verwunderung bei den Männern. Man fragte Durret nicht einmal, was vorgefallen war. Ein Wunder, dass sie ihm überhaupt an Bord geholfen hatten.

Der Kapitän packte den zweiten Maat am Kragen und schüttelte ihn. „Was geht hier vor?“ brüllte Durret. Es war mehr ein heiseres Krächzen. Durret hatte seine Stimme zum ersten Mal seit seinem Tod wieder in Gebrauch genommen. Sie schien durch die Wunde am Hals beeinträchtigt zu sein. „Was ist los mit euch?“

„Wir haben die Hoffnung verloren“, sagte der zweite Maat schwach und schleppend. „Jegliche Hoffnung, diese verfluchten Gewässer jemals wieder verlassen zu können.“

Durret ließ den Mann los und musterte die Anderen, gebrochene Männer, die auf den Planken herumsaßen und mit leeren Augen vor sich hin stierten. Da wurde ihm die traurige Absurdität der Situation klar. Er, Durret, war tot, doch seine Männer, deren Herzen noch alle schlugen, waren weiter vom Leben entfernt als er.

„Wir schleppen das Schiff mit Booten aus der Strömung“, schrie der Kapitän, doch keiner der Männer reagierte. Nur der zweite Maat meinte, dass sie das in Abwesenheit Durrets bereits erfolglos versucht hatten. Der Kapitän packte ihn wieder am Kragen und brüllte außer sich vor Empörung: „Ihr wolltet ohne mich verschwinden?“

Der zweite Maat schwieg und starrte durch den Kapitän hindurch. „Meuterei nennt man das“, schnaubte Durret, und dann bemerkte er ein Boot, das sich vom westlichen Horizont her dem Schiff näherte. Er ließ den zweiten Maat los und rief: „Schiff Ahoi!“

Endlich kam Bewegung in die Mannschaft. Alle liefen nach steuerbord und versammelten sich an der Reling.

Das Boot hatte weder Takelage noch Riemen. Wie es fortbewegt wurde, konnte man nicht erkennen, und dennoch durchpflügte es in gerader Linie und mit steter Geschwindigkeit die See, offenbar unbehelligt von der wirbelnden Strömung, die die Insel umgab.

Obwohl ihnen das sonderbar vorkam, winkten und riefen die Männer der Albatross aufgeregt dem Boot entgegen. Es hatte einen hohen Rumpf, war jedoch genauso schmal wie ein gewöhnliches

Ruderboot, das es in der Länge wiederum um ein Gutes übertraf. Am Bug stand eine Gestalt, so aufrecht und reglos, dass Durret sie, als das Boot noch weiter entfernt war, für einen Mast hielt. Als es sich bis auf hundert Faden genähert hatte, erkannte er, dass es sich um einen Menschen handelte – später sollte sich auch dies als Irrtum herausstellen – dessen langes wirres Haar sich im Wind bewegte. Wind? Es herrschte nach wie vor vollkommene Flaute. Dieses Haar, stellte Durret fest, schien ein wundersames Eigenleben zu besitzen.

Das Boot machte Anstalten, die Albatross vor deren Bug zu kreuzen, und alle eilten nach vorne, immer noch rufend, wenn auch nicht mehr so laut wie vorher.

Die Gestalt auf dem Boot machte den Eindruck, als nehme sie die Albatross gar nicht wahr. Durret, der ganz vorne am Bug stand, sah nun, dass es sich um eine Frau handelte. Sie war in eine lange grüne Robe gekleidet und ihr Haar, ihr Götter, es war ein Schlangennest, ein Gewirr tanzender Schlangen, die aus dem Kopf der Frau herauswuchsen wie Haare. Nicht weniger grausig waren die unmenschlichen Augen der Frau. Sie schienen aus Smaragden zu bestehen.

Inzwischen waren die Männer verstummt. Der Anblick der Frau erfüllte sie mit äußerstem Schrecken. Einen Augenblick standen sie wie angewurzelt stehen, dann flohen sie Hals über Kopf nach achtern. Nur Durret blieb zurück.

Als das Boot die Albatross in nur drei Faden Entfernung kreuzte, rief er zu der schauerlichen Gestalt hinüber: „Frau! Wir sind in Not! Wir brauchen Hilfe!“ Doch die Frau zeigte keine Reaktion. Ihre

grünschimmernden Augen waren auf den Berg gerichtet, dem ihr Boot entgegensteuerte.

Durret wollte nicht aufgeben. Als das Boot an der Albatross vorbei gefahren war, rannte er an der Backbordreling entlang und rief immer wieder um Hilfe.

Das Boot hatte nun die steile Felswand des Berges erreicht und wurde innerhalb weniger Augenblicke von einer Wolke umhüllt, die aus dem Nichts entstand. Diese Wolke erhob sich zusammen mit dem Boot und stieg an der schwarzen Klippe empor. Bald jedoch, als die Albatross die nächste Biegung ihres Weges erreicht hatte, geriet sie außerhalb von Durrets Sicht.

Der Kapitän wandte sich seiner Mannschaft zu. Die Männer kauerten wieder auf den Planken. Manche weinten, die meisten waren stumm und lethargisch.

„Wir schleppen das verdammte Schiff mit Booten aus der Strömung“, schrie der Kapitän noch einmal, doch es hatte keinen Sinn. Seine Autorität war dahin. Der Kapitän, der jetzt das Kommando an Bord hatte, hieß Hoffnungslosigkeit.

Und der zweite Maat sollte Recht behalten. Die Albatross würde diese verfluchten Gewässer niemals verlassen.

Als Durret während der folgenden Wochen bei lebendigem Leib verweste, verfielen die Männer dem Wahnsinn. Manche von ihnen stürzten sich ins Meer, um sich zu ertränken, und kehrten als Untote aufs Schiff zurück. Andere brachten sich gegenseitig um. Der Rest verhungerte. Doch alle blieben in ihren verfallenden Körpern gefangen. Bis nur noch Knochen von ihnen übrig waren.



Zwei Reiter näherten sich dem Schloss von Bavvr-Sindar, das seine schlanken weißen Türme in den wolkenverhangenen Herbsthimmel reckte. Es stand zwischen zwei Flüssen, dem Bavvr und dem Sindar, und letzterer markierte die Grenze zwischen Biar-Ganrir und der kleinen unbedeutenden Grafschaft im Osten. Der Sindar entsprang weiter nördlich in einem noch unbedeutenderen Land namens Mewinn, das nur aus Sümpfen bestand.

Der Mann, der auf dem Rappen saß, zügelte sein Pferd, sah zu dem Schloss hinüber und wandte sich dann an seine Begleiterin, um sie ausgiebig zu mustern.

„Warum bist du so grausam?“ fragte die Gräfin Yríu mit einem schwachen Flüstern. „Genügt es dir nicht, mich in meinem toten Körper gefangen zu halten? Warum quälst du mich, indem du mir mein Schloss zeigst, in das ich nie zurückkehren werde?“

„Es liegt auf unserem Weg“, grinste Porkka von Grakaan, der sich offensichtlich an der Traurigkeit weidete, die sich auf Yríus leichenblassem Gesicht ausgebreitet hatten. „Und ich dachte, du willst es noch einmal sehen.“

Mit einer langsamen steifen Bewegung drehte sich Yríu zu Porkka um und sah ihn mit toten Augen an. Sie war in ein hochgeschlossenes weißes Kleid gehüllt, das die tödlichen Wunden, die ihr Porkka beigebracht hatte, verbarg. Das Pferd, auf dem sie saß, ein Schimmel,

scharfte mit den Hufen. Yríu konnte sein Unbehagen spüren, das davon herrührte, eine lebende Tote auf dem Rücken zu tragen.

Es fühlte sich schrecklich an, tot zu sein. Es war so kalt.

Yríu sagte: „Warum lässt du mich nicht gehen? Ich habe versucht, dich zu vergiften, und du hattest jedes Recht, mich dafür zu töten. Aber es war nicht Recht, *das* aus mir zu machen.“

Sie war gefangen, gefangen in einem Körper, über den sie keine Herrschaft mehr hatte, ein Körper, der spürbar verfiel und auf dem ein böser Zauberbann lag, der ihn alles machen ließ, was Porkka ihm befahl.

„Wann lässt du mich gehen?“ stöhnte Yríu.

Porkka betrachtete sein Werk mit einem Gefühl der tiefen Befriedigung. Sein Meister würde stolz auf ihn sein. Yríu war nicht die erste Leiche, die er zum Leben erweckt hatte. Die Kunst der Totenbeschwörung faszinierte ihn. Seine ersten Versuche waren kümmerlich gewesen. Die Untoten hatten sich ihm widersetzt, waren zum Teil nicht fähig gewesen, sich zu erheben oder hatten unverständliches und unsinniges Zeug geredet. Manche waren über ihn hergefallen, so dass er sie hatte verbrennen oder zerstückeln müssen. Yríu war die erste, die mit vollem Bewusstsein in ihren Körper zurückgekehrt war und Porkka willenlos gehorchte.

„Wann lässt du mich gehen?“ wiederholte Yríu, ohne eine Antwort zu erwarten.

Porkkas Gesicht bekam einen grausamen Ausdruck, als er sagte, sie könne ihren Körper erst verlassen, wenn der letzte Knochen zu Staub verfallen war.

Ein gequältes Seufzen kam aus Yríus Kehle. Dann gab Porkka seinem Pferd die Sporen, und der Schimmel folgte dem Rappen.

Als der Abend dämmerte, bemerkte Porkka einen Lichtpunkt am Horizont. „Kworton“, dachte er. „Endlich.“ Sie waren inzwischen tief in die Sümpfe von Mewinn vorgedrungen und es hatte begonnen, in Strömen zu regnen.

Eine Stunde später hatten sie Kwortons Lager erreicht. Der Zwerg saß an einem Feuer, das zischend gegen den Regen kämpfte. Als er die Reiter herankommen sah, erhob er sich und zückte seine Fäustlingsarmbrust.

„Narr“, rief ihm Porkka entgegen. „Siehst du nicht, dass ich es bin.“

„Weshalb kommst du nicht allein?“ rief Kworton zurück.

„Wer würde auf eine charmante Begleitung wie die der schönen Gräfin Yríu verzichten?“

Jetzt, da die beiden Reiter im Lichtkreis des Lagerfeuers waren, erkannte Kworton in Yríu eine Untote. Mit einem meckernden Lachen ließ er seine Waffe sinken.

„Zur Sache“, knurrte Porkka.

Das Lachen Kwortons verstummte schlagartig. „Oh ja. Der Meister wartet ungeduldig in seinen Hallen auf deine Ankunft.“ Dann hob er seinen kapuzenverhüllten Kopf gen Himmel und machte Porkka auf den grünen Schein aufmerksam, der durch die nächtlichen Wolken drang. „Sieh“, sagte Kworton, „wir werden abgeholt.“

Porkka machte ein missmutiges Gesicht. Er bevorzugte es, auf dem Rücken seines Rappen zu reisen. Die dämonischen Flugtiere, die

Kworton so ausgezeichnet zu rufen und zu reiten verstand, erweckten in ihm das Gefühl von Abscheu. Er mochte ihren Geruch nicht. Andererseits, so musste Porkka zugeben, gab es keine schnellere Möglichkeit, die zweitausend Kilometer zu überwinden, die zwischen Mewinn und Karkäll lagen. Und möglicherweise war Eile geboten.

Der Eremit von Ragan-Mitteég war keine Hilfe gewesen. Er hatte jegliche Auskunft verweigert und seine gesamte Bibliothek verbrannt. Zweifellos hatte er Porkka erwartet. Der alte Weise war gewappnet gewesen. Porkka hoffte, dass sein Meister bessere Neuigkeiten hatte. Unerfreuliche Dinge brauten sich zusammen, und sie standen, wie es in der Botschaft seines Meisters hieß, in Verbindung mit einer rätselhaften Kreatur, die den fremdartigen Namen Wra'amm trug.

„Wra'amm.“ Porkkas Lippen formten das Wort, ohne dass ein Ton aus seinem Mund drang. Ein Schatten der Nachdenklichkeit senkte sich über sein Gesicht.

„Wra'amm.“



Endlich war das Ende der Treppe erreicht. Krysaora und Gar Et Ann standen schwer atmend auf der obersten Stufe. Gootars Kopf, der an Gars Gürtel hing, flüsterte verblüfft: „Seht nur, lauter Hasen.“

Vor ihnen lag eine langgezogene, schmale Halle, eher ein breiter Gang, die Wände rechts und links waren gesäumt mit gusseisernen Feuerpfannen, die in Abständen von zwei Metern auf dreibeinigen Gestellen standen. Die Luft war heiß und erfüllt vom Geruch

verbrennenden Öls. Das Flackern der Flammen tauchte die Halle in ein unruhiges rotgelbes Licht.

Zwischen den Dreifüßen kauerten weiße hasenartige Wesen, die die Neuankömmlinge mit roten Augen musterten.

„Das sind keine Hasen“, sagte Gar und zog seinen Dolch.

Ihr Körperbau ähnelte tatsächlich dem von Hasen. Darüber hinaus hatten die kleinen Wesen nur wenig mit den harmlosen Tieren gemein. Sie hatten kein Fell, ihre nackte weiße Haut war faltig und ihre Vorderläufe krallenbewehrt. Vielleicht war es nur der Widerschein des Feuers, aber ihre Augen schienen wie Kohlen zu glühen und die raubtierhaften Fänge, die messerscharfe Zähne entblößten, entbehrten jeglicher Niedlichkeit.

„Es sind Hunderte.“ Gar schluckte trocken und malte sich aus, was passieren würde, wenn diese Kreaturen sie angreifen würden. Sich zu wehren wäre ein aussichtsloses Unterfangen. Es waren zu viele.

„Sie werden uns nichts tun“, behauptete Krysaora, und in dem ruhigen, fast belanglosen Ton, in dem sie es sagte, klang es absolut glaubwürdig.

Sie setzte sich in Bewegung und Gar folgte ihr. Gemessenen Schrittes durchquerten sie die Halle, Krysaora ohne nach rechts und links zu sehen, Gar weit weniger selbstsicher und stets die lauerten Wesen zu beiden Seiten im Auge behaltend. Er sah, wie sie Krysaora und ihn mit ihren rotglühenden Blicken verfolgten und in äußerster Erregung zitterten. Jeden Augenblick rechnete er mit einem Angriff.

Als sie die Mitte der Halle erreicht hatten und einer der Hasen einen schrillen Laut von sich gab, lief es Gar kalt den Rücken hinunter. Jetzt

war es soweit. Der Schrei war das Kommando zum Angriff. Von allen Seiten würden sie kommen und...

„Reiß dich zusammen, Gar“, sagte Krysaora, ohne sich nach ihm umzudrehen. Sie spürte seine Erregung. „Ich sagte, sie werden uns nichts tun.“ Und Krysaora behielt Recht. Zunächst.

Sie erreichten die der Treppe gegenüber liegende Stirnseite der Halle und standen nun vor einer mächtigen, mit dicken Eisenbändern beschlagenen Flügeltür aus massivem Holz.

Gar sagte: „Wenn die verschlossen ist, dann...“

„Sie ist offen“, brachte ihn Krysaora zum Verstummen. Ja, das war die richtige Einstellung, dachte sie und legte ihre Hand auf die Türklinke.

Die Hasen waren unruhig geworden. Und als Gar seinen Blick zurückwandte, sah er, dass sie ihnen gefolgt waren. Wieder ertönte der schrille Laut, und diesmal wurde er von mehreren anderen Hasen beantwortet.

„Siehst du?“ sagte Krysaora, und gab der Tür einen sanften Stoß, so dass sie nach außen aufschwang. Im gleichen Moment sprangen die Hasen los. Ein Ruck ging durch ihre weißen Reihen, und wie eine tobende Brandung stürzten sie auf Krysaora und Gar zu.



Yríu kauerte auf dem massigen Rücken des schauerlichen Flugtieres, das mit den kräftigen Stößen seiner ledrigen Schwingen durch die Wolkendecke brach. Über den Wolken leuchtete ein voller Mond und

die Sterne glitzerten wie diamantener Staub. Was für ein Anblick, die Lichter des nächtlichen Himmels, in ihrer Pracht Trost spendend und dennoch von erhabener Gleichgültigkeit und Kälte, so dass Yríu sich noch verlorener vorkam, als sie ohnehin war.

Porkka, der hinter ihr saß, zog sie an sich, umschlang mit dem linken Arm ihre Mitte und strich mit der rechten Hand sanft über ihr Haar.

„Sieh, Liebling“, sagte er, „die Sterne.“ Eine romantische Farce. Boshafter Hohn. Und doch nichts anderes als Erbärmlichkeit.

Yríu schenkte ihrem Peiniger keine Aufmerksamkeit, ließ die Liebkosung über sich ergehen, ohne darauf zu reagieren. Ihr Blick versank im Weiß des Mondes, so wie ihr Bewusstsein in den Tiefen ihrer Seele versank. Bald schon spürte sie ihren Körper nicht mehr, und da fühlte sie, dass es nur eines einzigen Schrittes bedurfte, ein einziger Schritt in die richtige Richtung, um ihren Körper zu verlassen und endlich frei zu sein.

Sie irrte durch einen Raum, der erfüllt war vom Licht des Mondes. Wohin? Wo war die Pforte, die sie in die Erlösung führte? Ein einziger Schritt.

„Yríu!“ tönte Porkkas Stimme. Scharf, wie ein Messer, das eine weiße Leinwand zerschnitt. Und hinter der Leinwand lauerte das Schwarz. Der Spalt, den Porkka in den weißen Raum geschnitten hatte, weitete sich, und die Dunkelheit ergoss sich in Yríus Bewusstsein, erfasste sie wie eine Flutwelle, wirbelte sie herum und spülte sie in ihren Körper zurück.

Porkka lachte schallend. Dann sagte er: „Du willst mich doch jetzt nicht verlassen?“



Nur einem einzigen Hasen war es gelungen, mit Krysaora und Gar durch die Flügeltür zu schlüpfen, bevor die beiden sie wieder zugeworfen hatten. Durch die Tür konnte man das Quietschen der kleinen Untiere hören, und die trommelnden Geräusche deuteten darauf hin, dass sich die Hasen gegen die hölzernen Türblätter warfen.

Der Hase, der geschafft hatte, was seine Artgenossen immer noch vergeblich versuchten, saß jetzt zu Füßen Krysaoras und machte einen verängstigten Eindruck. Offensichtlich waren diese Wesen Herdentiere und griffen nur in Rotten an.

Krysaora klatschte in die Hände und der Hase suchte erschrocken das Weite. Gar lachte erleichtert auf, um sogleich wieder erstaunt zu verstummen, als er sich in der Höhle umsah, in der sie gelandet waren.

Es war eine Höhle von gigantischen Ausmaßen. In dem Felsendom, knapp unter der gewölbten Decke, die gut hundert Meter hoch war, schwebte eine in warmem Licht strahlende gewaltige Kugel. Sie beleuchtete eine unirdische Landschaft, die so wunderbar war, dass alle fassungslos schwiegen.

Der Boden der Höhle war dicht bewachsen mit einer Art Gras, knöchelhoch, weich und von vollem Rot, das an das Rot von Rosen erinnerte. Aus dieser roten Wiese ragten unförmige, etwa drei Meter hohe Gebilde, die entfernt an Pilze erinnerten. Sie waren von

tiefblauer Farbe und fühlten sich, wie Krysaora später bemerkte, gummiartig an. Manche waren von Schlingpflanzen umwunden, die gelbe Blätter trugen, während ihre Ranken die Farbe des Grases hatten. Zwischen den Gebilden befanden sich mehrere kleine Wassertümpel, an deren Ufern das Gras höher wuchs und Ähren mit winzigen, weiß glitzernden Blüten bildete.

So fremdartig diese unterirdische Landschaft auch war, sie machte nicht den Eindruck von Gefährlichkeit. Es lag eine sonderbare Schönheit in all diesen Pflanzen, und der Geruch, den sie verströmten, war, wenn auch eigenartig, äußerst angenehm.

„Schön bunt“, fasste Gootar seine Eindrücke knapp zusammen.

„Ein Ort des Friedens“, war Krysaoras Einschätzung. Und Gar meinte: „Wir sollten das Wasser prüfen. Wir haben bald keines mehr.“

Das Wasser in den Tümpeln war genießbar, und so füllten sie ihre Feldflaschen damit. Dann entdeckten sie ein Haus, das in der Mitte der Höhle stand. Beim Näherkommen sahen sie, dass es sich eher um eine Hütte handelte, auch wenn es aus Steinziegeln erbaut war und ein hohes Giebeldach trug. Die Fenster waren vergittert und von innen mit bunten Stoffen verhängt. An einer Seite befand sich eine Holztür, die, wie sich herausstellte, nicht verschlossen war. Sie öffnete sich zu einem Raum, der reich mit bequemen Sitzgelegenheiten ausgestattet war, weich gepolsterte und mit Seide bezogene Diwane und Sessel und große Kissen, die auf dem Boden verteilt waren. Der Boden selbst war so dick mit Teppichen bedeckt, das er sich wie ein einziges Bett anfühlte.

Krysaora zog die Vorhänge zurück, so dass mehr Licht in den Raum drang, und sah zur Decke empor. Der Dachstuhl war zu sehen, und auf einem der Balken saß eine Eule, die erhaben auf die Eindringlinge herabblickte.

„Ein guter Ort“, meinte Krysaora, „um zu rasten.“

„Rasten klingt gut“, sagte Gar. „Können wohl alle ein paar Stunden Schlaf gebrauchen.“

„Ich übernehme die Wache“, flüsterte Gootar. „Wer tot ist, schläft nicht.“ Gar löste Gootars Kopf vom Gürtel und platzierte ihn aufrecht auf einem Sessel.

„Nein, Gootar“, sagte Krysaora nachdem sie tief durchgeatmet hatte. „Gar und ich wechseln uns mit der Wache ab. Für dich ist die Zeit gekommen... zu gehen.“ Und dann, nachdem eine kurze Zeit Schweigen herrschte: „Gootar, bist du bereit, dein Fleisch zu verlassen?“

Er bejahte ihre Frage mit fester Stimme.

„Du hast wieder eine Stimme“, sagte Gar verwundert.

„Als ich dir durch die Dunkelheit folgte“, sagte Gootar, der tatsächlich nicht mehr flüsterte, „hatte ich sie auch noch.“ Gar erinnerte sich an das schauerliche Wehklagen. „Später wurde mir klar, dass ich keinen Kehlkopf mehr besaß. Ab diesem Zeitpunkt konnte ich nur noch flüstern.“

„Und jetzt“, ergriff wieder Krysaora das Wort, „muss dir klar werden, dass du keinen Körper mehr besitzt. Dein Herz hat aufgehört zu schlagen. Dein Körper ist tot. Du jedoch lebst. Denn du bist nicht dein Körper.“

Gootar machte einen verwirrten Eindruck.

„Du bist eine Seele“, fuhr Krysaora bedächtig fort, „kein Körper. Du kannst gehen, wohin du willst. Du brauchst deinen Körper nicht.“

„Woher weißt du das?“ fragte Gootar. Er flüsterte jetzt wieder.

„Ich weiß es“, sagte Krysaora. „Ich kann dir nicht sagen, woher. Ich habe gewisse Wahrheiten erkannt. Ohne darüber nachzudenken. Ich habe mir das nicht zurecht gelegt. Ich weiß es einfach.“

„Es fällt mir schwer...“, sagte Gootar, dann hielt er inne und überlegte.

„Lass das Denken“, sagte Krysaora sanft. „Gehe einfach.“

„Tod bedeutet Nicht-Existenz.“

„Das ist nicht richtig. Deine Existenz geht über den Tod hinaus. Sie währt ewig.“

„Ich glaube nicht an Geister“, sagte Gootar in ärgerlichem Ton. Jetzt war das Flüstern wieder einer klaren, sogar kräftigen Stimme gewichen.

„Mit was für einer Stimme sprichst du gerade?“ fragte ihn Krysaora. „Ein abgetrennter Kopf vermag nicht einmal zu flüstern. Ein toter Kopf kann überhaupt keinen Ton von sich geben. Und es ist ihm auch nicht möglich zu sehen, zu hören oder sich zu ärgern. Dennoch sprichst du, dennoch siehst und hörst du, und dennoch ärgerst du dich gerade. Dein Geist tut es. Das Geistwesen, das du bist. Deine körperliche Existenz erlosch in dem Augenblick, als du enthauptet wurdest. Und trotzdem hängst du fest.“

„Ja.“ Gootar klang einsichtig. „Klingt vernünftig.“ Und dann: „Wie komm ich hier raus?“

Krysaora, die vor dem Sessel kniete, auf den Gootars Kopf gebettet war, wandte sich lächelnd zu Gar um, der hinter ihr stand: „Jetzt ist er wirklich bereit.“ Dann legte sie die Hand auf Gootars Stirn und sagte: „Schließe die Augen.“ Gootar schloss das ihm verbliebene Auge. „Und denke an einen Ort, an dem du gerne wärst.“ Gootar murmelte: „Ragan-Mitteég. Das Haus meiner Eltern. In den Wäldern. Am Fuße der Mittlandberge.“

„Geh dorthin.“

Es dauerte eine Weile, dann war ein Seufzen zu hören. Es klang befreit. „Gar!“ hallte Gootars Stimme durch den Raum. Seine Worte wurden von einem leisen Echo begleitet. Die Lippen des toten Kopfes bewegten sich nicht. „Gar! Viel Glück dir. Du warst mir ein guter Freund... Krysaora... Danke.“

Dann war es still. Nur die Eule flatterte von ihrem Balken zu einem anderen. Dort ließ sie sich nieder und steckte ihren Kopf unter den Flügel.



Einst hatten Riesen in Karkäll gewohnt, doch das lag so lange zurück, bald vier Jahrtausende, dass selbst die Mythen über sie inzwischen in Vergessenheit geraten waren. Eine Burg am Nordhang des höchsten der Drillingsberge war das einzige Überbleibsel aus jener Zeit, als dieses stolze Volk auf dem Kontinent gewandelt war, eine Burg fast so riesig wie der Berg mit dem sie verschmolz.

Hier hatte sich vor zweihundert Jahren ein Mann, dessen Namen niemand kannte, niedergelassen, um sich den Künsten der schwarzen Magie zu widmen. Niemand wusste, woher er kam, und niemand wollte es wissen. Wer immer sich nach Karkäll verirrte, spürte, dass diesem kargen Land etwas Unheilvolles anhaftete, dass hier Dinge geschahen, mit denen man besser nichts zu schaffen hatte. Und war Karkäll einst karg gewesen, arm an Vegetation und Fauna, so verwandelte es sich innerhalb weniger Jahre in ein totes Land, in dem nichts mehr zu wachsen oder zu wandeln wagte.

Der Mann rief Teufel und Dämonen aus den Tiefen der siebenundzwanzig Höllen und es gelang ihm, sie für sich dienstbar zu machen. Immer wieder befahl er Kworton, seinem Diener, auszuziehen und Menschen zu entführen, die den Höllenkreaturen geopfert wurden. Auch war es Kwortons Aufgabe, Zwietracht, Neid und Hass unter den Menschen zu sähen, denn auch das befriedigte den ewigen Durst der Dämonen, die sich von der Energie des Bösen ernährten und dem Hexenmeister, der sie beschworen hatte, zum Dank das Leben verlängerten.

Kworton war ebenfalls schon weit länger am Leben, als es einem Menschen gebührte. Der Preis, den beide dafür zu zahlen hatten, zeigte sich in Kwortons Missgestalt und der Blindheit des Meisters.

Diesen Preis zu zahlen, fiel ihnen jedoch nicht schwer, denn sie hingen an ihrem körperlichen Leben. Außerdem gab es noch so viel, wonach sie strebten.

Macht war es, wonach sie hungerten, Herrschaft über die Welt. Ob dieser Hunger aus ihnen selbst erwachsen war oder ob es die Mächte

der Finsternis gewesen waren, die ihnen diese tödliche Gier eingeflüstert hatten, in jedem Fall war es ihr Ziel, die Welt ins Chaos zu stürzen - Hass zu sähen und Leid zu ernten.

Und Porkka von Grakaan war ihr Werkzeug geworden. Nur zu leicht war er zu verführen gewesen. Kworton hatte den richtigen Augenblick abgewartet, um Porkka für die Sache seines Meisters zu gewinnen. Lange schon war er Porkka auf den Fersen gewesen, und dann, im Moment der Schwäche, als der Krieger in einem Zustand der tiefsten Niedergeschlagenheit gefangen war, hatte Kworton zugeschlagen.

Überredungskunst war die Stärke des Zwergs, sein Gegenüber zu blenden, es zu behexen, war seine höchste Kunst.

Seinen eigenen Sohn hatte Porkka geopfert, mit eigenen Händen getötet und den Dämonen zum Fraß vorgeworfen. Pures Böses im Tausch gegen pure Macht. Und Porkka war mächtig geworden. Seine Macht würde die Welt Stück für Stück ins Verderben reißen.

Der Hexenmeister, dessen Name niemand kannte, saß brütend auf seinem Knochenthron am oberen Ende der langen Treppe. Auch wenn er blind war, so sah er doch Dinge, die Normalsterblichen verborgen blieben. Und was er sah, gefiel ihm nicht.

Schon vor einem Monat hatte ihn die Ahnung erfasst, dass Gefahr drohte. Diese Gefahr, so spürte er, stand in Zusammenhang mit seinem lang verschollenen Bruder. Er war überrascht gewesen, seine Präsenz zu spüren, verblüfft, dass er überhaupt noch am Leben war, und so hatte er Kworton ausgesandt, um nach ihm zu suchen.

Sein Bruder, wenngleich ein Zwillingbruder, war immer schon anders gewesen als er. Und schon immer hatte er ihn gehasst. Nicht dass es irgendetwas auf der Welt gab, das der Hexenmeister von Karkäll nicht hasste, aber sein Bruder stand an erster Stelle.

Als sie noch jung waren, hatte er ihn auf einer gemeinsamen Reise erstochen, aus Eifersucht über eine vergessene Kleinigkeit, erstochen und im Wüsten Land des Südens sterbend zurückgelassen. Offenbar war der Bruder jedoch mit dem Leben davon gekommen.

Kworton kehrte bald von seiner Suche zurück und berichtete, dass der Bruder des Meisters tatsächlich noch am Leben war, sich als Eremit in Ragan-Mitteég niedergelassen hatte, und dort von den Menschen als weiser Mann verehrt wurde. Außerdem hatte er in Erfahrung gebracht, dass einer dieser Menschen, mit dem Namen Gar Et Ann, nach einem Besuch bei dem Eremiten aufgebrochen war, und das mit einem bestimmten Ziel. Dem Ziel, die Wra'amm zu finden und mit ihrer Hilfe Porkka von Grakaan zur Strecke zu bringen, bevor er Ragan-Mitteég angreifen würde.

Der Hexenmeister, erbost bei dem Gedanken, dass jemand es wagen konnte, auch nur daran zu denken, seine Pläne zu durchkreuzen, trug Kworton auf, Porkka eine Nachricht zu schicken. Porkka sollte den Eremiten besuchen und in Erfahrung bringen, was es mit dieser Wra'amm auf sich hatte, während Kworton sich auf die Suche nach diesem Möchtegern-Helden Gar Et Ann begeben sollte, um ihn zu töten. Kwortons Auftrag war nicht von Erfolg gekrönt.

Die Dämonen, die er beschworen hatte, um sie nach Gar Et Ann zu befragen, konnten über ihn und seinen Aufenthaltsort nichts berichten.

Auch die seherischen Fähigkeiten des Hexenmeisters versagten. Es war, als ob es auf dieser Welt niemanden namens Gar Et Ann gab. Und so kam der Magier zu dem Schluss, dass der Bursche unter falschem Namen reiste. Wäre sein wahrer Name bekannt gewesen, hätte der niederste Dämon mit Leichtigkeit feststellen können, wo er sich gerade aufhielt.

Immerhin hatte der Hexenmeister inzwischen in Erfahrung gebracht, was die Wra'amm war. Seine Dämonen hatten ihm einen großen Dienst erwiesen.

„Wra'amm.“ Seine schwärzlichen Lippen formten das Wort, ohne dass ein Ton aus seinem Mund drang. Ein abgrundtief böses Lächeln verzerrte seine Züge.

„Wra'amm.“



Sie hatten Gootars Kopf vor dem Haus begraben. Die Erde, aus der das rote Gras wuchs, war locker und weich, so dass es ihnen möglich gewesen war, das Loch mit bloßen Händen auszuheben.

Jetzt lag Gar auf einem Diwan und versuchte einzuschlafen. Krysaora hatte ihm versichert, dass sie die erste Wache übernehmen konnte und möglicherweise gar keinen Schlaf benötigen würde.

Eine Mischung aus Trauer und Erleichterung über Gootars Dahinscheiden ließ Gar in Nachdenklichkeit verfallen und hinderte ihn daran, Schlaf zu finden.

„Weshalb hasst du ihn so sehr“, wollte er von Krysaora wissen.

„Wen?“ Sie wusste, wen er meinte, aber sie verspürte wenig Lust, über Porkka zu reden.

„Als ich dir auf der Albatross erzählte, dass es mein Plan ist, Porkka mithilfe der Wra'amm zur Strecke zu bringen, verhärtete sich dein Gesicht zu einer steinernen Maske. Noch nie zuvor hab ich einen derart hasserfüllten Ausdruck auf dem Gesicht eines Menschen gesehen.“

„Porkka muss sterben“, sagte Krysaora nüchtern. Von Hass war jetzt nichts mehr zu spüren. „Meine Rache ist zweitrangig. Wichtiger ist, dass wir die Welt vor seinem Vernichtungszug bewahren.“

Gar erkannte, dass es zwecklos war, zu hoffen, er könne aus Krysaora herausbringen, was der Gegenstand ihrer Rachegefühle war. Er sagte: „Ganz Ragan-Mitteég beobachtete mit Schrecken, was im Nachbarland vor sich ging. In nur wenigen Monaten hatte Porkka Biar-Ganrir an sich gerissen und das Reich damit vollständig zugrunde gerichtet. Meinem Volk war schnell klar, dass wir als Nächstes auf seiner Liste standen. Ich liebe mein Land. Ich musste handeln.“

„Meine Rachsucht ist erbärmlich gegen deinen Heldenmut“, sagte Krysaora trocken, auch wenn ihre Worte etwas Selbsttragisches hatten. „Ich bin froh, dass ich mich dir angeschlossen habe, Gar, und somit den Weg des Heldenmuts beschreite und nicht den der blinden Rache.“ Sie schwieg einen Moment und fuhr dann fort: „Ich war auf dem Weg nach Biar-Ganrir, um Porkka zu stellen. Dann traf ich dich, einen Menschen voller Barmherzigkeit. Und Barmherzigkeit begegnete mir nur selten in meinem Leben. Obwohl ihr mich nicht

kanntet, habt ihr drei euch meiner in Gurta angenommen. Das hat mich beeindruckt.“

„Man muss dieser grausamen Welt etwas entgegen stellen“, meinte Gar, der bescheidener Natur war und den Krysaoras Lobrede verlegen machte. „Übrigens bin ich es jetzt, der beeindruckt ist. So hab ich dich noch nicht reden hören.“

„So hab ich auch noch nie geredet“, sagte Krysaora ernst, offenbar über sich selbst verwundert.

„Ja, du bist eher der verschlossene Typ“, scherzte Gar, um etwas Leichtigkeit in das Gespräch zu bringen. Doch Krysaora blieb ernst.

Sie sagte: „Es tut gut, sich zu öffnen. Ich spüre, wie ich mich verändere. In jeglicher Hinsicht. Und noch weiß ich nicht genau, was ich davon zu halten habe.“ Dann fuhr sie fort, die Vergangenheit zu reflektieren: „Als ich beschloss, euch mit meinem Schiff nach Kundarr zu bringen, handelte ich aus einer plötzlichen Eingebung heraus. In mir schrie es nach Rache. Und eigentlich war sie unaufschiebbar. Es drängte mich, so schnell wie möglich nach Biar-Ganrir zu gelangen. Und doch entschied ich mich, mit euch zu reisen.“

„Um ehrlich zu sein: Nach dem Kampf mit der Riesenmeduse, beschlich mich das Gefühl, dass du eher ihretwegen aufs Meer zurückgekehrt bist.“

„Um ehrlich zu sein: Ich hoffte tatsächlich, auf sie zu treffen. Aber das war nur *ein* Grund, warum ich mich wieder auf See begab. Was mich in erster Linie bewog, war das Gefühl, mit euch durch das Schicksal verbunden zu sein.“

„Aber von unseren Plänen bezüglich Porkka und der Wra'amm schienst du noch nichts zu wissen.“

„Das erfuhr ich erst in unserem Gespräch auf der Albatross. Und da wurde mir schlagartig klar, dass euer Weg mein Weg war.“

„Und die Riesenmeduse? Was hat es mit der auf sich?“

„Ich weiß es nicht genau.“ Krysaora schwieg, und Gar fragte sich, ob sie nachdachte oder nicht darüber sprechen wollte. Doch dann sagte sie: „Ich glaube, indem ich sie besiegt habe, habe ich etwas in mir überwunden. Etwas, das mir im Weg stand.“

„Hatte sie etwas mit deinen außergewöhnlichen Fähigkeiten zu tun?“

„Zu einem Teil sicherlich.“ Krysaora verfiel wieder in Schweigen und dachte über diese außergewöhnlichen Fähigkeiten nach. Die Intuition, die sich seit ihrer Flucht aus Gowk stetig ausgeprägt hatte – bis hin zum Gedankenlesen. Mit Leichtigkeit konnte sie inzwischen die Absichten anderer Menschen erkennen. Hinzu kam ihr Wille, der es vermochte, Stürme heraufzubeschwören, Feuer zu löschen, segellose Schiffe zu bewegen und verschlossene Türen zu öffnen. Und ihr Körper, der, was Kraft, Ausdauer und Schnelligkeit betraf, übermenschliche Maßstäbe erreicht hatte. Wunden, die in unglaublicher Geschwindigkeit verheilten. Ihre scharfen Sinne. Die Erkenntnisse, die ihr zuflogen... Der Gedanke, sich in eine göttergleiche Kreatur verwandelt zu haben, erfüllte Krysaora mit Unbehagen. Gar, der dieses Unbehagen spürte, sagte: „Ich wäre nie so weit gekommen, hättest du mir nicht mit diesen außergewöhnlichen Fähigkeiten beigestanden. Sie sind ein Geschenk der Götter.“

„Auch ich musste gerade an Götter denken. Und an die Verantwortung, die sie aufgrund ihrer Macht zu tragen haben.“

„Macht ist naturgemäß mit Verantwortung verbunden“, stimmte Gar zu. „Was dich betrifft, so will mir scheinen, dass du auf dem besten Weg bist, deine Macht verantwortungsvoll einzusetzen.“

„Danke, Gar, du bist Balsam für meine verwirrte Seele.“

„Argatènn.“

„Was?“

„Mein Name ist Argatènn. Der Eremit von Ragan-Mitteég legte mir ans Herz, unter falschem Namen zu reisen.“

„Ich werde dich weiterhin Gar Et Ann nennen. Du tust gut daran, deinen wahren Namen verborgen zu halten. Kennt man den wahren Namen eines Menschen, hat man Macht über ihn. Darum gehe weiterhin vorsichtig damit um.“ Gar nickte. „Die Wra’amm“, wechselte Krysaora zögerlich das Thema und suchte nach Worten. „Ich weiß immer noch nicht, was...“

„Nun“, unterbrach sie Gar lachend, „ich weiß auch so vieles nicht, was dich betrifft. Die Wra’amm ist meine Sache.“

„Es ist nur, dass ich das Gefühl habe...“

Wieder fiel Gar ihr ins Wort, doch diesmal war er ernst: „Ich habe keine Wahl. Es ist ein Opfer. Doch ich bin bereit, es zu bringen.“

„Dann solltest du jetzt schlafen.“

Und im nächsten Augenblick war Gar eingeschlafen.



Porkka wusste nicht, was er von der Unterredung halten sollte. Gleich nachdem er mit Kworton und Yríu auf der Burg angekommen war, hatte ihn sein Meister empfangen, und sich Porkkas Bericht über den Eremiten schweigend und, wie es seine Art war, mit unbewegter Miene angehört.

Dann, nachdem eine lange Weile des Wartens vergangen war, hatte sein Mund Worte geformt, ohne dass ein Laut über seine Lippen gekommen war. Diese Worte waren ein Zischen gewesen, ein schneidendes Zischen, das messerscharf Porkkas' Gehirn durchdrang: „Du hast versagt, Porkka von Grakaan!“ Die Wut war körperlich spürbar gewesen. „Ich jedoch weiß inzwischen, was die Wra'amm ist.“ Und nach einer langen Pause waren die Worte des Meisters zu einem Brausen angeschwollen, einem Lachen irrsinniger und triumphierender Boshaftigkeit: „Und ich weiß, wie man ihrer Herr wird!“

Jetzt, als der Morgen anbrach, stand Porkka an einem der wenigen Fenster der Burg und sah grübelnd auf die Felslandschaft hinab, die sich vom Fuß der Festung bis zu dem fernen Gebirge im Westen erstreckte. Hinter ihm saßen Kworton und Yríu auf einer Steinbank, die das einzige Mobiliar der Kammer darstellte, in die sie der Meister geschickt hatte.

„Der Meister ist wütend und froh zugleich“, sagte Kworton mit seiner knarrenden Stimme.

Porkka wandte sich zu ihm um. Yríu, die wie versteinert neben dem Zwerg saß, machte einen teilnahmslosen Eindruck.

„Er ist wütend“, fuhr Kworton fort, „weil du seinen Bruder erschlagen hast.“

„Bruder?“ fragte Porkka.

„Der Eremit von Ragan-Mitteég.“

Porkka zog die Brauen hoch. Dann sagte er, dass er den Eremiten im Auftrag des Meisters getötet hätte.

„Es schmerzt ihn“, erklärte Kworton, „dass er nicht selbst die Gelegenheit hatte, ihn zu töten. Was jedoch wichtiger ist: Er weiß nun, wie der Wra’amm zu begegnen ist. Und darüber ist der Meister sehr froh.“

„Was ist die Wra’amm?“

„Der Meister erachtet es offenbar nicht für nötig, uns darüber aufzuklären. Das Einzige, was zählt, ist, dass er weiß, wie die Gefahr zu bannen ist.“

„Und jetzt?“

„Wir warten, bis uns der Meister ruft. Er weiß, was er tut.“

Porkka dachte „Hoffentlich“, und Kworton, der den Gedanken gelesen zu haben schien, krächzte mit scharfer Stimme: „Zweifle nie an der Macht des Meisters! Wer es wagt, sie in Frage stellt, fällt der gnadenlosen Vernichtung zum Opfer.“

Porkka neigte demütig den Kopf. Eine Geste, die man selten bei dem Krieger sah. Doch Kworton hatte Recht. Erstens gab es keinen Grund, die ungeheure Macht des Meisters anzuzweifeln, und zweitens forderte Porkkas Herr bedingungslose Unterwerfung und Loyalität, die zu verletzen zweifellos tödlich war.

Yríu war dem Gespräch nur am Rande gefolgt. Ihre Aufmerksamkeit galt ihrem Körper und den spürbaren Veränderungen, die seine Verwesung mit sich brachte. Sie fühlte ein Wühlen in ihren Eingeweiden. „Maden“, mutmaßte sie und schwankte zwischen Ekel und Ergebenheit.

Dann bemerkte sie Kwortons Blick. Er hatte sich ihr zugewandt und musterte sie mit Augen, die im Schatten seiner Kapuze verborgen lagen. Dennoch spürte Yríu die Gier, die in ihnen glühte.

„Während wir warten“, sagte Kworton zu Porkka, ohne sich von der Gräfin abzuwenden, „könnten wir uns die Zeit mit deiner untoten Hure vertreiben.“

Einen Augenblick schien Porkka von Kwortons Vorschlag angewidert zu sein. Doch dann grinste er und sagte: „Sie steht dir zur Verfügung.“

Porkka verließ den Raum und ließ Kworton und Yríu allein.



Es schien nur einen Ausgang aus der von dem riesigen Sonnenglobus erhellten Höhle zu geben. Krysaora und Gar Et Ann, der eigentlich Argatènn hieß, hatten ihn bald, nachdem sie von ihrem Rastplatz aufgebrochen waren, gefunden.

Wieder standen sie vor einer schweren Flügeltür. Und wieder bezweifelte Gar, dass sie offen war. Trotzdem sagte er: „Ich nehme an, sie ist unverschlossen.“

„Das ist die richtige Einstellung“, gab Krysaora zurück und legte ihre Hand auf die Klinke.

Die Tür öffnete sich zu einem Gang, dessen Decke und Boden aus schneeweißem Marmor bestand. In den ebenfalls marmornen Wänden waren in regelmäßigen Abständen Nischen, gleich Zellen, eingelassen. Manche von ihnen waren vergittert, andere waren mit einer dicken Glasscheibe versiegelt. Alle waren leer.

Der Gang war hell erleuchtet, doch konnte man nicht feststellen, woher das Licht kam. Es war einfach da, warf keine Schatten, so als ob es aus jeder Richtung gleichzeitig strahlte.

„Es geht wieder bergauf“, sagte Gar hoffnungsvoll, da der Gang eine deutliche Steigung aufwies. Er verlief in weitem Bogen nach rechts, wand sich möglicherweise wie eine Spirale um die Höhle, aus der sie gerade gekommen waren.

„Wir sind nicht allein“, sagte Krysaora und zog ihren Dolch. Gar tat es ihr gleich, dann setzten sie sich in Bewegung. Der Gang war breit - etwa vier Meter - und so konnten die beiden nebeneinander gehen.

Sie waren tatsächlich nicht allein. Bald waren die Zellen rechts und links bewohnt von den fremdartigsten Wesen, die man sich vorstellen konnte, oder besser: die jegliche Vorstellungskraft sprengten.

Die hybriden Kreaturen, halb Mensch, halb Tier waren noch die unspektakulärsten, die den Vorbeigehenden teils neugierig, teils teilnahmslos und teils unverhohlen lauernd mit Blicken folgten. Männer mit Stierköpfen, Frauen mit Vogelleibern oder geflügelten Katzenkörpern, Wölfe mit Schlangen- oder Skorpionschwänzen statt Schweifen, Löwen mit Adlerschwingen und den Gesichtern greiser

Männer. Abscheulicher waren Wesen, die nur aus Tentakeln zu bestehen schienen, amorphe zähflüssige Gebilde, die die Scheiben der Zellen bedeckten, und missgestaltete Parodien auf Menschen, gehörnt, mit echsenartiger Schuppenhaut oder dichtem Fell, die an den Gitterstäben rüttelten und seltsame Laute von sich gaben, als Krysaora und Gar vorbeisritten.

Krysaora fühlte sich an die Raubtierschau damals während ihrer Zeit im Zirkus erinnert. Die Schausteller hatten Löwen falsche Flügel umgeschnallt oder Wölfe kahl geschoren und ihre Haut blau gefärbt, um sie dem Publikum als Fabeltiere vorzuführen.

Diese Kreaturen hier waren jedoch zweifellos echt. Jemand hatte sie aus verschiedenen Welten zusammengesammelt und hier eingesperrt. Möglicherweise zu seinem persönlichen Vergnügen.

Kummer und Verzweiflung, Wut und Hass schlug Krysaora aus den Zellen entgegen, und immer wieder hallte der Name Elayodon durch ihr Bewusstsein, Elayodon der Weltenreisende, Elayodon der Sammler. Er war offenbar der Herr dieser Insel, und er war es, der all diese Wesen hierher gebracht hatte.

Gar blieb wie vom Donner gerührt vor einer der Zellen stehen. „Was ist?“ fragte Krysaora, seinem erschrockenen Blick folgend. Und dann: „Faw Holl!“

Er schwebte. In aufrechter Körperhaltung. Die Arme ausgebreitet. Bewegungslos. So, als hätte man ihn an unsichtbaren Fäden aufgehängt.

„Die Glasscheibe“, stammelte Gar, und ein beiläufiger Gedanke Krysaoras ließ sie in tausend Scherben zerklirren. Gar sprang in die

Zelle, rief Faws Namen und griff nach dessen rechten Fuß, den er nur mit ausgestrecktem Arm erreichen konnte.

Krysaora musterte von außen Faws blasse Gesichtszüge. Er sah aus, als wäre er tot, doch sie spürte, dass er nur bewusstlos war.

Gar zerrte an dem Fuß seines Freundes und versuchte vergebens, ihn auf den Boden herabzuziehen. Dabei schrie er ununterbrochen: „Faw! Faw Holl! Wach auf! Was ist los mit dir? Faw!“

Faw Holl schien tatsächlich an unsichtbaren Schnüren aufgehängt zu sein. Und es waren starke Schnüre, da Gar den Freund keinen Millimeter nach unten ziehen konnte. Er hängte sich sogar an seine Füße. Doch auch das zeigte keinerlei Wirkung.

„Er hängt fest“, rief Gar Krysaora zu.

„Das stimmt“, erwiderte sie ruhig, aber sie wusste, dass es sich nicht um Schnüre handelte. „Er hängt in der Überzeugung fest, zu schweben.“

Sie hatte Recht. Faw Holl hatte sich in einer Überzeugung verfangen. Allerdings war es die Überzeugung, zu fallen, auch wenn es inzwischen dem Gefühl von Schweben gewichen war. Aber auch dieses Gefühl war mittlerweile verblasst. Nach einer Ewigkeit der Lethargie war Faw jegliches Bewusstsein abhanden gekommen – bis zu dem Zeitpunkt, als er Krysaoras Stimme vernahm, zunächst von fern, dann immer näher kommend. „Faw“, sagte sie. „Wach auf.“

Er öffnete die Augen. Das unerwartete Licht schmerzte, blendete ihn. Es dauerte, bis sich Faw daran gewöhnt hatte. Dann bemerkte er, dass Gar und Krysaora zwei Meter unter ihm standen.

„Faw! verdammt noch mal!“ rief Gar. „Komm da runter!“

Dann fiel er. Und wurde von den Beiden aufgefangen.

„Was ist passiert?“ fragte Gar, doch Faw Holl brachte kein Wort heraus. Vollkommen fassungslos darüber, gerettet zu sein, nachdem er mit allem abgeschlossen hatte, starrte er abwechselnd Gar und Krysaora ins Gesicht.

„Es war nur eine Illusion, Faw“, erklärte Krysaora mit sanfter Stimme. „Ein Alptraum. Nichts weiter. Du bist in Sicherheit.“

Faw Holl zitterte wie Espenlaub, und es verging mehr als eine Stunde, bis er sich so weit gefasst hatte, dass er seine Stimme wieder fand. Er sagte: „Scheiße noch mal!“



Der Hexenmeister von Karkäll, dessen Name niemand kannte, schritt die Stufen hinab, die von seinem Thron in die große Halle führten. In deren Mitte war mit Kreide ein Kreis auf den Steinboden gezeichnet. Als der hagere Mann im Mittelpunkt des Kreises stand, holte er aus den Falten seiner schwarzen Robe einen kleinen silbern glitzernden Gegenstand hervor. Es war ein Kreisel.

Ungelenk kniete sich der Magier auf den Boden, drehte den Kreisel zwischen Daumen und Zeigefinger und ließ ihn los. Dann zog er sich aus dem Kreis zurück.

Der Kreisel wirbelte in immer schneller werdender Geschwindigkeit und schien dabei zu wachsen und gleichzeitig an Substanz zu verlieren. In wenigen Augenblicken glich er einem mannshohen Wirbelsturm, halb durchsichtig, aber immer noch silbern glitzernd. Er

füllte den gesamten Kreis aus und ließ die Robe des Hexenmeisters, der knapp am Rand stand, um dessen magere Knochen flattern.

Dann bohrte sich der Wirbel in den Boden, fraß sich immer weiter in die Tiefe. Und eine Stunde später blickte der Hexenmeister in ein Tausende von Kilometern tiefes Loch, an dessen Ende ein winziger roter Lichtpunkt aufglühte.

Der hagere Mann mit der Knochenkrone trat drei Schritte zurück und wartete, bis ein gurgelndes Geräusch aus dem Loch drang, das bald zu einem Tosen anschwell.

Wenige Augenblicke später schoss ein Schwall grellroter Lava aus dem Loch, blieb in der Luft stehen und nahm menschliche Formen an. Es waren nur angedeutete Umrisse, Arme, Beine, ein Kopf ohne Gesicht, eine wabernde heißglühende Masse, aus der gierige Flammen leckten. Die Hitze, die die Gestalt ausstrahlte, ließ den Hexenmeister zurückweichen.

Er wisperte den unaussprechlichen Namen des Dämons, den er aus den Eingeweiden der Erde zu sich gerufen hatte, und er befahl ihm, zu gehorchen und Auskunft zu geben.

Der Dämon, der unter den Völkern der Finsternis als der Fürst des Erdmittelpunkts bekannt war, wusste mehr, als jeder andere seiner Artgenossen. Er war ein Teil der Achse, um die sich die Erde drehte, und wusste über alles Bescheid, was in der Welt vor sich ging.

Bisher hatte sich der Hexenmeister gescheut, diesen mächtigen Dämon zu rufen. An der Vorstellung, ein Loch zu graben, das bis zum Erdmittelpunkt reichte - denn das war die einzige Möglichkeit, den Dämon zu rufen - fand der Magier wenig Gefallen. Zu viele

Geschöpfe des Chaos konnten sich dieser Passage bedienen, um in die Welt der Menschen zu gelangen. Und ein mächtiger Bann würde nötig sein, das Loch wieder zu verschließen.

Doch was sein musste, musste sein. Und um der Gefahr Herr werden zu können, die von der Wra'amm ausging, benötigte der Magier die Hilfe des Dämonenfürsten.

Es kostete ihn viel Kraft, das Wesen aus Feuer zu bändigen. Die Dämonen, die tief im Erdinneren wohnten, waren mächtige Repräsentanten des Chaos und somit die unberechenbarsten Kreaturen, die es gab. Doch die Macht des Hexenmeisters von Karkäll war größer, und so zwang er den Fürsten des Erdmittelpunkts, sich zu ergeben.

Bereits dem Bann des Magiers erlegen, doch immer noch protestierend fauchte der Dämon seinen Bezwinger an. Es klang wie brausendes Feuer. Dann schwebte er zu Boden und blieb am Rand des Lochs stehen.

Ein weiteres Fauchen wurde durch eine einzige Geste des Hexenmeisters im Keim erstickt. Der Ansatz eines befriedigten Lächelns umspielte seine dünnen Lippen, als er dem Fürsten des Erdmittelpunkts die erste Frage stellte. Und die Worte des Magiers, gleich Speeren aus Eis, senkten sich zischend in das Bewusstsein des Feuergeschöpfs, zwangen es schmerzhaft, Rede und Antwort zu stehen und demütigten es zutiefst.

Ebenso tief war die Befriedigung, die der Magier empfand, das Wesen aus Lava in die Knie gezwungen zu haben, und nicht minder

tief war die Befriedigung, die dem Herrn von Karkäll zuteil wurde, als ihm der Fürst des Erdmittelpunkts die gewünschte Auskunft erteilte.



Krysaora, Gar und Faw Holl, der sich immer noch nicht so recht von dem Schock seines Sturzes ins Bodenlose erholt hatte, marschierten weiter den marmornen Gang entlang, der in einer weiten Rechtswindung bergauf führte. Die Kreaturen, die rechts und links in den Zellen eingesperrt waren, wurden immer absonderlicher. Zum großen Teil handelte es sich jetzt um geometrische Figuren, Kegel, Zylinder und Polyeder, gallertartig und mit Augen, Mäulern und anderen undefinierbaren Organen ausgestattet.

Faw mied ihren Anblick. Er konnte auf zusätzliche Verstärkung verzichten. Krysaora und Gar Et Ann jedoch sahen sich aufmerksam jedes einzelne Wesen.

„Was, wenn eins davon die Wra’amm ist“, sagte Gar, „und wir sie nicht erkennen?“

„Du sagtest selbst“, erwiderte Krysaora, „dass sie sich am höchsten Punkt der Insel befindet. Außerdem glaube ich, dass ich die Wra’amm erkenne, wenn wir vor ihr stehen.“

„Danke, Krysaora“, mischte sich Faw in die Unterhaltung. „Danke, dass du mich gerettet hast.“

Krysaora musste an ihre Kindheit denken. Bei den Klans von Gowk herrschte das Gesetz der Blutrache. War einem Leid zugefügt worden, hatte man das Recht, nein, die Pflicht, sich an der gesamten Familie

des Peinigers zu rächen. Vern Holl hatte Krysaora, als sie noch Od war, großes Leid zugefügt. Nach den Gesetzen ihres Volkes hätte sie Verns Sohn Faw töten müssen. Stattdessen hatte sie ihm zweimal das Leben gerettet. Wie viel Macht doch in Gnade und Vergebung wohnte, dachte sie und lächelte Faw an, der ihren Blick suchte.

„Seht!“ Gar deutete auf die Biegung, die vor ihnen lag. „Stufen!“

Ab jetzt ging es steiler bergauf. Der Boden des Gangs war nun eine Treppe, in den Wänden rechts und links befanden sich keine Zellen mehr.

„Wo ist Gootar?“ Sein Fehlen war Faw erst jetzt aufgefallen.

„Er ist tot. Tapfer bis zum Schluss“, sagte Gar, um die Geschichte verkürzt auf den Punkt zu bringen.

Faw stellte keine weiteren Fragen. Seine Trauer äußerte sich in wilden Flüchen, die er mit den Worten „Er war ein guter Mann“ abschloss.

Die Treppe wurde immer steiler, der Gang schmaler und seine Windungen enger. Schließlich mündete er in eine quadratische Kammer.

Gar hob den Blick und sagte: „Sieht aus wie das Innere eines Burgturms.“

„Verdammt hoher Turm“, brummte Faw.

Sie standen am Boden eines Treppenschachts, dessen oberes Ende sich in der Ferne verlor. Die Stufen, die an der Wand aus grauen Steinziegeln hinaufführten, waren aus Holz, altem wurmstichigen Holz, das unter den Schritten der Drei knarrte und ächzte. Das Holzgeländer, das die Treppe zur Rechten begrenzte, machte einen

wenig vertrauenserweckenden Eindruck. Sie hielten sich daher nahe an der Wand.

„Seltsam“, sagte Gar, während er, gefolgt von Faw und Krysaora, die Stufen erklimmte, „dass in Heldenepen nie etwas von so leidigen Dingen wie endlosem Treppensteigen berichtet wird.“



Es handelte sich tatsächlich um einen Turm, doch nur seine Spitze ragte aus dem Schwarzen Berg heraus, und diese überragte seinen Gipfel nur knapp. Das spitze Dach bestand aus schwarzen Schieferziegeln, so dass es sich farblich nur wenig von den es umgebenden Felszacken des Berges abhob.

In der fensterlosen Dachkammer kauerte die Wra'amm. Sie harrete dort seit unerdenklicher Zeit. In Finsternis und Einsamkeit.

Die Wra'amm hatte kein Bewusstsein. Einzig das Warten war ihr gegenwärtig. Doch das lag in ihrer Natur. Es bereitete ihr keine Unannehmlichkeit. Ihr war nicht klar, dass man sie gefangen hielt.

Nichts wusste sie, außer, dass sie wartete. Ihr Bewusstsein würde erst erwachen, wenn sie mit einem anderen Wesen verschmolz. Nur im Zustand der Symbiose wurde sie lebendig.

Unter der Dachkammer befand sich das Turmzimmer. Dieses verfügte über drei Fenster, die nach Norden, Westen und Süden zeigten. In die östliche Wand des Zimmers war eine Art Spiegel eingelassen. Seine Oberfläche war schwarz und schien aus einer nicht festen, ölig

flüssigen Substanz zu bestehen. Rechts und links davon ragten merkwürdige Armaturen, Hebel, Räder und Knöpfe, aus der Wand.

Aus einer Öffnung im Boden in der Mitte des Zimmers führte eine Wendeltreppe aus dem Turmschacht bis zur Decke hinauf und endete dort an einer Falltür, durch die man in die Dachkammer gelangen konnte.

Vor dem Westfenster stand ein niedriger Tisch, auf dem sich Folianten und Schriftrollen stapelten. Außerdem lag dort ein merkwürdiger Gegenstand, der entfernt einer Armbrust ähnelte, aber weder über Bogen noch Sehne verfügte.

Am Tisch, auf einem Schemel, saß ein kleiner Mann mit einem viel zu großen Kopf. Sein Leib war mager und wirkte zerbrechlich, der schlanke Hals schien kaum fähig, den darauf sitzenden übergroßen Kopf zu tragen. Der Mann war mit einem leichten Hemd aus weißer Seide bekleidet, das ihm bis zu den Knien reichte. Der haarlose Kopf war von einer seidenen Mütze bedeckt.

An jeder Hand hatte er sechs dünne, lange Finger, und mit ihnen strich er über den seltsamen Gegenstand, der vor ihm auf dem Tisch lag. „Eine schöne Waffe“, murmelte er, und seine Stimme klang wie die eines Kindes.

Ein surrendes Geräusch ertönte, und der Mann blickte auf eine silberne Kugel, die zwischen den Folianten lag.

„Was willst du mir sagen?“ fragte der Mann

„Batteriestand auf Minimum“, drang eine zirpende Stimme aus der Kugel.

„Das ist der Nachteil an dieser Waffe“, sagte der Mann „Nach zehn Schuss muss man sie wieder aufladen.“

„Ein Schuss übrig“, surrte die Kugel.

„Ich werde sobald wie möglich nach Q zurückkehren und ein Ladegerät besorgen.“ Der Mann wandte sich nach dem schwarzen Spiegel um. Er hatte einen kleinen Mund und eine winzige Nase, seine wässrig blauen Augen jedoch waren riesig. „Doch bevor ich wieder auf Reisen gehe, gibt es hier noch etwas zu tun.“ Er sah über den Tisch hinweg aus dem Fenster. „Irgendetwas ist hier im Gange. Und selbst du kannst mir nicht sagen, was es mit dieser eigenartigen Wolke auf sich hat.“

Ein bestätigendes Fiepen drang aus der Silberkugel.

Keine hundert Meter entfernt, auf Höhe des Fensters, schwebte schon seit Stunden eine Wolke, vollkommen unbeweglich. Sie war bereits da gewesen, als Elayodon von seiner Reise aus Q zurückgekehrt war. Er hatte das Fenster geöffnet und mit seinem neuen Spielzeug, der Waffe vom Planeten Q, auf die Erscheinung gezielt. Der Lichtspeer zischte jedoch ohne Auswirkung durch die Wolke hindurch und verlor sich in der Ferne über dem Meer.

Dann hatte Elayodon seine Kugel befragt, die er auf einem früheren Raubzug auf Q erbeutet hatte. „Keine Daten vorhanden. Analyse nicht möglich“, war ihre Antwort gewesen.

„Gibt es andere Vorkommnisse, die du während meiner Abwesenheit aufgezeichnet hast?“ fragte der Herr des Schwarzen Berges die Kugel.

„Schiff umkreist Berg. Sechs Eindringlinge im Berg. Drei davon inzwischen tot.“

Elayodon kicherte wie ein Kind. „So wird es den verbleibenden Eindringlingen ebenfalls ergehen.“

„Drei im Turm.“

Elayodon fuhr hoch. „Was?“ schrie er entsetzt. Drei Eindringlinge, die bis in den Turm vorgedrungen waren? Wie konnte das möglich sein?

Jetzt vernahm er die Geräusche, die aus dem Treppenschacht heraufdrangen. Schritte.

Elayodon griff zu seiner Waffe.



Die Treppe endete auf einer Plattform, von der aus eine weitere, eine Wendeltreppe, etwa fünfzehn Meter weiter nach oben zu einer Öffnung in der Decke führte.

Die Männer waren am Ende ihrer Kräfte. Selbst Krysaora war außer Atem. Und so rasteten sie eine Weile.

„Das mit den Treppen...“, begann Faw Holl, als er wieder zu Atem gekommen war, und wurde sogleich von einer Geste Krysaoras zum Schweigen gebracht. Sie spürte die Anwesenheit einer Person. „Elayodon“, schoss es ihr durch den Kopf, und sie blickte zur Decke empor. Ja, dachte sie, dort am Rand der Öffnung kauerte er, der Herr des Schwarzen Berges. Sie konnte seine Angst fühlen.

„Elayodon!“ rief Krysaora zu ihm hinauf. „Wir kommen in friedlicher Absicht.“

„Was wollt ihr?“ ertönte eine Kinderstimme von oben. „Was habt ihr auf meiner Insel zu suchen?“ Faw und Gar Et Ann wechselten einen verwunderten Blick.

„Wir wollen nur mit Euch reden“, rief Krysaora.

„So redet“, gab Elayodon zurück.

„Wer ist das?“ flüsterte Gar, und Krysaora sagte es ihm.

„Ein Kind?“ fragte Faw mit ungläubigem Lächeln.

„Dürfen wir zu Euch hinaufkommen, Elayodon?“ rief Krysaora

„Wer das wagt“, schrie die Kinderstimme, „stirbt!“

„Das wollen wir doch mal sehen“, knurrte Faw und war schon auf der ersten Stufe der Wendeltreppe.

„Nein!“ schrie Krysaora, doch Faw hörte nicht auf sie. Er würde dem Bürschchen da oben den Hosenboden versohlen, dachte er. Es sollte sein letzter Gedanke sein.

Ein gleißender Strahl schoss zischend durch die Öffnung in der Decke, wie ein Speer aus Licht, und als er Faw Holl traf, verwandelte er ihn innerhalb eines Augenblicks in ein kleines Häufchen verkohlten Fleisches.

Entsetzt starrten Gar und Krysaora auf die schwelenden Überreste ihres Gefährten. Die Luft war erfüllt von Rauch, Dampf und dem Geruch verbrannten Fleisches.

Krysaora spürte, dass die Gefahr vorüber war und sprang über das, was von Faw Holl übrig geblieben war, hinweg und auf die Treppe.

Von oben war das Klirren von zerspringendem Glas zu hören, dann der Schrei Elayodons, und Krysaora fühlte die Präsenz einer weiteren Person - *die der Medusa*.

Oben im Turmzimmer starrte Elyodon auf den Bug eines Bootes, der aus der rätselhaften Wolke herausragte. Die Wolke hatte sich, während er mit den Eindringlingen beschäftigt gewesen war, unbebemerkt dem Fenster genähert. Jetzt durchbrach der Bug das Fenster.

Elyodon stürzte zu dem schwarzen Spiegel. Man griff ihn von allen Seiten an. Es blieb ihm nur die Flucht. Hektisch betätigte er die Armaturen neben dem Teleportal, zog an Hebeln, drehte an Rädern und drückte Knöpfe. Auf einer Anzeige erschienen Zahlen und Buchstaben, Koordinaten eines Ortes, zu dem Elyodon fliehen konnte, welcher Ort, war egal. Nur weg hier. Außerdem musste er die Sperrfunktion des Teleportals einschalten, damit ihm niemand folgen konnte.

Während seine Hände über die Armaturen rasten, blickte er über die Schulter. Aus dem Augenwinkel sah er, dass er nicht allein im Zimmer war. Vor dem Tisch stand eine Frau. Sie war in eine lange grüne Robe gekleidet und ihr Haar – Elyodon warf einen genaueren Blick auf sie – ihr Haar war ein Schlangennest, ein Gewirr tanzender Schlangen, die aus dem Kopf der Frau herauswuchsen. Sie hielt die Silberkugel aus Q in der Hand und betrachtete sie mit Augen, die aus Smaragden zu bestehen schienen.

Elayodon drückte einen letzten Knopf und warf sich dann in die Schwärze des Teleportals. Die Frau blickte kurz auf und sah, wie der kleine Mann verschwand, dann wandte sie sich wieder der Kugel zu.

Sie sagte: „Weißt du, wer ich bin?“. Ihre Stimme war die einer uralten Frau, ein heiseres Flüstern, begleitet von gurgelnden Basstönen.

„Negativ“, zirpte die Kugel.

Da entblöbte die Frau ihre scharfen Reißzähne und lachte, während die Schlangen auf ihrem Kopf peitschende Bewegungen machten und, als ob sie ebenfalls lachten, zischende Laute von sich gaben.

„Ich weiß, wer du bist“, sagte Krysaora mit fester Stimme. Sie hatte das Turmzimmer erreicht, kurz nachdem Elayodon verschwunden war.

„Nichts anderes hab ich von dir erwartet, Tochter“, sagte die Medusa.

Auch wenn Krysaora es sich nicht anmerken ließ, innerlich bebte sie. Die Frau, die vor ihr stand, war ein gottgleiches Wesen. Die Macht, die sie ausstrahlte, durchdrang und umhüllte Krysaora gleichermaßen. Sie hatte das Gefühl, dass diese Macht sie jederzeit von innen und von außen erdrücken konnte. Die Luft war erfüllt davon, und es fiel schwer, zu atmen.

„Sieh dir das an.“ Die Medusa hielt Krysaora die Silberkugel entgegen. „Es gibt vor, ein Lebewesen zu sein. Es ist voll mit unnützem Wissen, sieht viele Dinge, weiß sie aber nicht zu deuten.“

„Das trifft auf die meisten Menschen zu“, meinte Krysaora, bevor sie begriff, was sie sagte.

Die Medusa lachte, doch die Schlangen auf ihrem Haupt verhielten sich diesmal still. Sie musterten Krysaora mit ihren grün glitzernden Augen und verrieten eine gewisse Anspannung, eine Anspannung, wie man sie bei Schlangen sieht, die kurz davor sind, über ihre Beute herzufallen.

„Du solltest dich davor hüten, überheblich zu sein, Tochter“, sagte die Medusa. „Demut ist mächtiger als Hochmut.“

Krysaora wollte den Kopf senken, doch sie hielt es für besser, die Medusa nicht aus den Augen zu lassen. Zweifellos war sie Krysaora wohlgesonnen. Dennoch handelte es sich um ein gefährliches Wesen, und Krysaoras Raubtierinstinkte mahnten sie zur Vorsicht. Die Medusa war nicht berechenbar, und Krysaoras Intuition war verwirrt, ihre Sinne in Bezug auf die Medusa getrübt. In erster Linie fühlte sie diese alles erdrückende Macht, nur hier und da blitzten andere Empfindungen auf. Jetzt gerade, zum Beispiel, die tiefer Zuneigung.

„Ich liebe dich, Tochter“, sagte die Medusa, als wollte sie Krysaoras Impuls bestätigen. „Ich habe dich vom ersten Tag an geliebt. Unsere Seelen sind verwandt.“

„Der erste Tag?“

„Ich habe deine Existenz leider erst spät bemerkt. An dem Tag, als du deinem Ehemann die Kehle durchschnittst.“

„Ab diesem Tag warst du meine Schutzgöttin?“ Wieder hatte Krysaora gesprochen, bevor ihr klar war, was sie sagte.

Die Medusa lachte, jetzt wieder begleitet von den Schlangen, die sich während des Gesprächs etwas entspannt hatten.

„Wenn du damit meinst, dass ich Einfluss auf deine Gesicke genommen habe“, sagte die Medusa, „so ist das nicht der Fall. Jeder Mensch muss seine eigenen Erfahrungen machen, seine eigenen Prüfungen bestehen. Es ist den Göttern nicht gestattet, die Gesicke der Menschen so zu verändern, als wären sie Spielfiguren.“

Alles, was ich getan habe ist, dass ich dir die eine oder andere Vision zuteil werden ließ, auch wenn die Fähigkeit, zu sehen, ohnehin in dir schlummerte. So wie all deine anderen Fähigkeiten.“ Die Medusa machte eine kurze Pause. „Die Krysaora hab ich dir geschickt. Sie hat die Dinge beschleunigt. Ich wollte, dass du schneller wächst, schneller über dich hinauswächst.“ Sie blickte auf die Öffnung im Boden des Zimmers. „Die Zeit drängte.“

„Krysaora!“ Es war Gars Stimme. „Was ist da oben...“

„Bleib unten“, rief Krysaora, und die Medusa nickte bestätigend. „Nicht jeder erträgt meine Präsenz“, sagte sie. „Es gab Menschen, die plötzlich wie versteinert waren, als sie mich sahen. Man erzählte sich daraufhin, mein Blick würde Menschen versteinern. Doch das ist ein Mythos.“ Sie blickte wieder auf die Kugel in ihrer Hand und sagte: „Ich hoffe, du hast dir alles gut gemerkt, was hier gesprochen wurde, Kugel.“

„Informationen gespeichert. Auswertung läuft“, surrte die Kugel. Die Medusa ließ sie in den Falten ihrer Robe verschwinden.

„Ein schönes Spielzeug“, lachte sie. „Doch nun muss ich gehen und will euch nicht länger aufhalten. Ihr habt einen schweren Weg vor

euch. Insbesondere dein Freund Argatènn. Möge das Schicksal euch wohlgesonnen sein.“

„Danke“, sagte Krysaora. „Danke für alles, was du für mich getan hast.“

„Nun, ich sagte dir bereits, du hast alles aus dir selbst heraus geschafft. Ich bin nur für den einen oder anderen Denkanstoß verantwortlich.“

„Werden wir uns wieder...“

„Beizeiten.“



Ein Jaulen, gequält, wie das eines Wolfes, drang aus Porkkas Kehle, als er erwachte und aus den grausigen Gefilden seiner Alpträume hochfuhr. Es brauchte eine Weile, bis ihm klar wurde, wo er sich befand.

Die Öllampe beleuchtete seine spartanische Kammer nur schwach, und in den schattigen Ecken schienen noch immer einige der Geister zu lauern, die Porkka von Grakaan in seinem Traum bedrängt hatten.

Im Schlaf waren ihm alle Menschen begegnet, die er jemals getötet hatte, ein Heer von verstümmelten, blutüberströmten Leichen, die ihn ächzend und stöhnend verfolgten, nach seinem Leben trachteten, während er nackt und unbewaffnet durch neblige Traumebenen hastete, ohne Aussicht, seinen Verfolgern entkommen zu können. Als der Nebel dichter geworden war und von den Geistern nur noch Stimmen übrig geblieben waren, Stimmen, die von allen Seiten, zum

Teil beängstigend nah, zu ihm drangen, hörte er das Schreien eines Kindes. Es war Porkkason, sein Sohn. Ein jämmerliches Weinen, das anschwell zu einem qualvollen Kreischen und dann in ein erbärmliches Röcheln überging. Ein Todesröcheln. Da war Porkka erwacht.

Er fand sich, auf einer Holzpritsche liegend, in einer Kammer im Westtrakt der Burg. Die Burg von Karkäll, sickerte es zäh in Porkkas Bewusstsein, die Festung des Meisters. Er war allein.

Yríu lag in der Kammer nebenan, auf Kwortons Lager. Der Zwerg hatte Gefallen an ihr gefunden, und das war Porkka nur Recht. Der Verwesungsgeruch der untoten Gräfin wurde langsam unerträglich, auf Kworton jedoch schien gerade das erregend zu wirken.

„Porkkason“, flüsterte Porkka kaum hörbar, und jetzt, da er noch nicht ganz wach und somit in seinen verblendeten Überzeugungen geschwächt war, bereute er, sein Kind getötet zu haben. „Wie konnte ich...?“ Unwirklich fühlte es sich an. Den eigenen Sohn zu opfern, den Mächten der Finsternis auszuliefern, nur um... Ein schmerzvoller Stich durchbohrte Porkkas steinernes Herz. Nur für einen kurzen Augenblick, denn der Schmerz ließ ihn vollständig erwachen.

Porkka sprang auf die Beine und wischte die nutzlosen Gefühle beiseite. Was geschehen war, konnte man nicht mehr ändern. „Keinen Sinn, sich darüber Gedanken zu machen.“ Also lenkte Porkka sein Denken auf die Situation, in der er sich befand, fragte sich, was er eigentlich hier in Karkäll zu schaffen hatte. Sollte er nicht längst nach Biar-Ganrir zurückgekehrt sein und an der Spitze seines willenlosen Heers gen Westen reiten, um Ragan-Mitteég zu unterwerfen? Was

sollte dieser ganze Tanz mit der Wra'amm und diesem Abenteurer namens Gar Et Ann? War er, Porkka von Grakaan, nicht unverwundbar und auserwählt, die Welt mit seinem gnadenlosen Schwert in Stücke zu hauen? Wer konnte ihm etwas anhaben? Und warum weihte ihn sein Meister nicht ein, sondern verurteilte ihn zur Untätigkeit? Das Warten, das nicht Wissen, es erzürnte Porkka, und er lief wutschnaubend in seiner Kammer auf und ab.

Tief in ihm jedoch, von Zorn verdeckt, in die Regionen des Unbewussten verbannt, brodelte noch immer das Gefühl des Schmerzes, der Schuld und der Reue.



Gar Et Ann sah über Krysaoras Schulter hinweg aus dem zerstörten Fenster. Eine einzelne Wolke trieb gen Westen, entfernte sich von dem Turm, in dessen obersten Zimmer er sich jetzt befand.

Krysaora stand bewegungslos an dem Tisch vor dem Fenster und blickte der Wolke nach. Scheinbar hatte sie Gars Anwesenheit nicht bemerkt. Er fragte sich, mit wem Krysaora gesprochen hatte, doch er wagte nicht, die Frage auszusprechen. Eine sehr mächtige Kreatur war hier gewesen, ihre Präsenz war jetzt noch fühlbar, so, als ob die Luft mit Elektrizität aufgeladen war. Es ging Gar nichts an, wer da in Form einer Wolke entschwand. Und Krysaora würde ihm, da war er sich sicher, keine Auskunft geben.

Er wandte sich nach der Wendeltreppe um, über die er in das Turmzimmer gelangt war. Sie führte bis zur Decke hoch, wo sie an

einer Falltür endete. Dort oben wartete die Wra'amm. Die Wra'amm, sein Schicksal. Auch ihre Anwesenheit war für Gar spürbar. Seine Kehle schnürte sich zu. Faw Holls grausamer Tod hatte ihn bis zur Betäubung erschüttert, doch das, was ihn in der Dachkammer des Turms erwartete, riss ihn aus dieser Taubheit, erfüllte ihn gleichermaßen mit Schmerz über den Verlust seines Freundes und mit Angst vor dem Kommenden.

Krysaoras Hand berührte sanft Gars Schulter. Er blickte ihr ins Gesicht, das Anteilnahme und Ermutigung spiegelte und wusste, dass sie erkannt hatte, was ihm bevorstand.

Gar setzte an, etwas zu sagen, doch Krysaora schüttelte den Kopf und gab ihm damit zu verstehen, dass sie bereits wusste, was er ihr sagen wollte.

Mit einem leisen Seufzen wandte sich Gar von Krysaora ab und begann, seine Kleider auszuziehen. Dann, als er nackt war, schritt er langsam die Stufen zur Dachkammer hinauf, gebückt und mit angstvoller Miene - denn nun war die Zeit gekommen, sich seines Menschseins zu entledigen.

Das Bewusstsein der Wra'amm erwachte. Nur bis zu einem gewissen Grad, denn noch hatte sie sich nicht mit ihrem Wirt vereinigt. Sie erkannte jedoch, dass er sich ihr näherte und dass das Warten ein Ende haben würde.

Die Wra'amm besaß keine Augen, dennoch gewährte sie das Licht, das in ihre Kammer fiel, und sie spürte das Wesen, das auf sie zukroch. Ein erregter Schauer durchfuhr sie, als sie die warme

Berührung auf ihrer Haut spürte. Wärme. Leben. Und jetzt wurde ihr bewusst, wie lange sie auf diesen Moment gewartet hatte.

Gar kauerte auf allen Vieren vor der Wra'amm, die wie eine amorphe Scholle, rötlich braun und geschuppt wie ein Reptil, den halben Boden der Kammer bedeckte. Als er zögerlich seinen Arm nach ihr ausstreckte und schließlich mit zitternder Hand ihre eiskalte Haut berührte, fing sie an, sich zu rühren. Eine Wellenbewegung durchfuhr ihren flachen Leib, dann bäumte sie sich auf.

„Ich bin bereit“, flüsterte Gar, auch wenn es nicht das war, was er fühlte. „Ich bin bereit, eins mit dir zu werden.“

Ekstase. Die Wra'amm vibrierte vor zügelloser Verzückung, als sie ihren Wirt umhüllte. Ihre feinen Härchen durchdrangen seine Haut, verknüpften sich mit seinen Synapsen. Sein Bewusstsein wurde das ihre. Sie fühlte, wie ihre Körpertemperatur anstieg, langsam zwar, doch stetig. Der Wirt erfüllte sie mit Leben und ungeahnten Empfindungen. Sie spürte das Pulsieren seines Herzens, das nun auch ihr Herz war, und sie wurde überflutet von seinem Geist, der in unbeherrschter Panik tobte. Die Wra'amm konnte all diese Wahrnehmungen nicht definieren. Noch war ihr all dies fremd. Doch die Heftigkeit der neuen Erfahrung ließ sie in orgiastischem Rausch erzittern.

Schmerz. So heftig, dass Gar Et Ann nicht einmal zu schreien vermochte. Der Schmerz raubte ihm den Atem, raubte ihm die Sicht und das Gehör, er erfasste jeden einzelnen Nerv in seinem Körper.

Die Wra'amm hatte ihn umschlungen, eingehüllt, hatte Besitz von ihm ergriffen, und neben dem Schmerz war es die Endgültigkeit, die Gar in wilde Panik versetzte.

Wie eine zweite Haut hatte sich die Wra'amm um seinen Torso, seine Gliedmaßen und den Kopf gelegt. Einzig sein Gesicht blieb frei.

Der Eremit hatte ihm den Vorgang der symbiotische Vereinigung dargestellt, doch bis zu diesem Zeitpunkt war es Gar gelungen, den Gedanken daran zu verdrängen. Er hatte sich mit dieser unbehaglichen Vorstellung nicht belasten wollen. Nicht, bevor er die Wra'amm gefunden hatte. Und jetzt ging alles so schnell. Zu schnell. Es gab nun kein Zurück mehr.

Ein Teil von ihm wehrte sich gegen die Verschmelzung. Der Schmerz war einfach zuviel. Und doch war es nicht nur Schmerz. Da war noch ein anderes Gefühl. Wie ein Zwillingenbruder der Qual. Und doch ein vollkommen gegensätzliches Gefühl. Zunächst kam es ihm befremdlich vor, doch nach und nach ergab sich Gar diesem Gefühl. Es war äußerste Verzückung.

Die Wra'amm erkannte ihren Wirt. Sie war nun eins mit ihm und wusste alles, was er wusste. Sie teilte seine Erinnerungen, seine Gefühle, sein Wissen - alles, was Argatènn ausmachte.

„Ich bin Argatènn!“

Sie erfasste den Schmerz und die Angst, erkannte, dass es sich um Empfindungen handelte, die sie schwächten. Und schwach wollte sie nicht sein. Schwäche entsprach nicht dem Streben ihrer Natur.

Die Wra'amm stand für Kraft und Lebensenergie. Sie war unverwundbar. Gegen alles, was diesen Attributen abträglich war, galt es anzukämpfen. Eine Kontraktion ihrer muskulösen Körperhülle gebot dem Schmerz von einem Augenblick zum anderen Einhalt.

Die Angst, die sie verspürte, war nicht so leicht einzudämmen. Da sie jedoch die menschliche Natur ihres Wirts in sich aufgenommen hatte und somit verstand, wusste sie, dass gewisse Dinge ihre Zeit brauchten. So hielt sie für eine Weile inne und wartete ab, bis ihr menschlicher Anteil ins Gleichgewicht kam.

Argatènn erkannte die Wra'amm in dem Moment, als der Schmerz verebte. Er war nun eins mit ihr und wusste alles über sie. Uralt war sie, älter als diese Welt, die nicht die ihre war. Eine gottähnliche Kreatur, die das Wesen eines Kindes besaß, hatte die Wra'amm vor Jahrtausenden von einem Baum gepflückt, von einem Baum, der kein Baum war, in einer Welt, die wenig mit Argatènn's Welt gemein hatte.

Die Wra'amm stand für Kraft und Lebensenergie. Sie war unverwundbar. Und da Argatènn nun eins mit ihr war, galten all diese Eigenschaften auch für ihn.

Die Haut der Wra'amm, Argatènn's zweite Haut, war noch immer eiskalt. Argatènn hatte dies wegen des Schmerzes nicht wahrgenommen. Jetzt allerdings durchdrang ihn die Kälte auf ähnlich unangenehme Weise, wie es vorher der Schmerz getan hatte. Doch das

durfte nicht sein! Kälte war der Kraft abträglich. Und Kraft war es allem voran, was den Argatènn-Wra'amm-Organismus ausmachte.

Argatènn holte tief Luft und atmete, alle Muskeln anspannend, langsam aus. Dabei bemerkte er, wie er auch seine neuen Muskeln, die des Wra'amm-Körpers, anspannte und dass er jetzt Kontrolle über sie erlangt hatte.

Die Kälte verschwand augenblicklich - und mit ihr Argatènn's Angst.

Die Wra'amm war tief befriedigt. Die Wärme, die sie durchströmte, war herrlich. Wie hatte sie vorher ohne sie leben können? Hatte sie überhaupt gelebt? Fing sie nicht erst jetzt, da sie Argatènn war, zu leben an?

Es war ihre Geburt. Vorher war sie nur ein Etwas gewesen. Ein Ding ohne Identität. Jetzt besaß sie ein Ego. Ihren eigenen Namen, Wra'amm, hatte sie bereits fast gänzlich vergessen. Er war nur mehr die Bezeichnung eines Wesens, das dafür gemacht war, seine Kraft zu nutzen, jedoch nicht fähig war, dies zu tun.

Nun war ihre, nein *seine* Zeit gekommen. Er war Argatènn. Ein Mann. Jung und vor Kraft strotzend. Und er würde noch stärker werden, über sich hinauswachsen.

Es war ein Gefühl der äußersten Erfüllung, als der Argatènn-Wra'amm-Organismus spürte, wie er sich veränderte. Seine Gliedmaßen wurden muskulöser und gleichzeitig beweglicher. Knochen und Gelenke schränkten ihn nicht länger ein, sie zerbarsten,

lösten sich auf und wurden ersetzt von einer harten und dennoch dehnbaren Muskulatur, die keines Knochengerüsts mehr bedurfte.

Der Stoffwechsel stellte sich um, verarbeitete die Knochenreste zu dornartigen Auswüchsen, die zwischen den Schuppen der Wra'amm-Haut austraten, produzierte aus den Ressourcen des Wra'amm-Anteils Zink, Keratin und andere – dieser Welt fremde – Stoffe, die über eine hohe Dichte verfügten. Harte Klingen bildeten sich daraus und wuchsen, scharfen und spitzen Sensenblättern ähnelnd, aus den Beinenden.

Die Arme wurden zu mächtigen Schwingen, deren Spitzen wiederum in Klingen endeten, und die Schulter- und Rückenmuskulatur baute sich zu einem kraftvollen Paket auf, das stark genug war, die Schwingen anzutreiben und Argatènn's Körpergewicht durch die Lüfte zu tragen.

All diese Veränderungen vollzogen sich in wenigen Minuten. Und als die Mutation vollendet war, wirbelte Argatènn gleich einem Orkan durch die Kammer und ließ mit wenigen mächtigen Schlägen das Dach des Turms zerbersten, so dass die Ziegel, wie durch eine Explosion in alle Richtungen davongefegt wurden.

Jetzt, da die Kammer nur mehr eine Plattform unter freiem Himmel war, wandte sich Argatènn gen Osten, wo der Kontinent lag. Dort hielt sich der Feind auf. Porkka! Argatènn versuchte seinen Aufenthaltsort zu erspüren, drehte sich langsam gegen den Uhrzeigersinn. Da! Im Nordosten!

Argatènn schmetterte ein grimmiges Lachen in Richtung Festland, wo Porkka von Grakaan auf ihn wartete.

Er, Argatènn, unbesiegbar, stark wie ein Dutzend Stiere, unverwundbar und mit tödlichen Waffen ausgestattet, würde ihn zur Strecke bringen. Ihn und alles Übel in der Welt.



Kworton kauerte in der Mitte der Halle am Rande des Lochs und starrte in die Tiefe hinab. Dort unten, Tausende von Kilometern entfernt, glühte ein winziger roter Lichtpunkt, der Mittelpunkt der Erde. Tief war die Wunde, die der Hexenmeister von Karkäll dem Land zugefügt hatte. Und dennoch, so musste Kworton zugeben, war es unvermeidlich gewesen.

Das Atmen fiel ihm schwer. Er war unfähig, sich zu erheben. Zu viel Anstrengung hatte es gekostet, zusammen mit seinem Herrn das Loch mit einem Bann zu belegen, der die Rückkehr des Feuerfürsten verhindern würde. Jetzt versperrte ein unsichtbares Kraftfeld den Schacht, ein Kraftfeld, das ihm und seinen dämonischen Dienern die Passage unmöglich machte.

Kworton schlug die Kapuze zurück und offenbarte seinen unförmigen, von Pestbeulen übersäten Kopf, der ihm ein ganz und gar unmenschliches Aussehen gab. Sein Blick aus den tief zwischen den Schwellungen versunkenen Augen wanderten müde die Stufen am Ende der Halle hinauf, bis zu dem Hexenmeister, der reglos auf seinem Thron saß. Wie mächtig er war, dachte der Zwerg, die lange Beschwörung hatte dem Magier scheinbar keinerlei Mühe bereitet. Er hatte den Fürst des Erdmittelpunkts gerufen, ihn bezwungen, danach

mit Kwortons Hilfe den Bann auf den Schacht gelegt und zum Schluss ein weiteres, nicht minder schwerwiegendes Ritual getätigt. Kworton betete ihn an, seine Macht schien unermesslich.

Nach dem Ritual, in dem er das Abbild eines Herzens aus rotem Wachs erschaffen hatte, war der Hexenmeister bedächtigen Schrittes die lange Treppe zu seinem Knochenthron hinaufgestiegen und hatte den Zwerg am Rand des Schachts zurückgelassen.

Kworton schämte sich für sein Unvermögen. Er war schwach, fühlte sich unwürdig, einem so machtvollen Herrn zu dienen, und dieses Gefühl nagte schmerzhaft an ihm, während er, immer noch unfähig aufzustehen, wie ein Häufchen Dreck am Boden kniete.

Ein zischendes Kichern drang in Kwortons Bewusstsein. Sein Meister lachte über ihn. Er konnte seine Gesichtszüge nicht erkennen, zu weit war der Thron von ihm entfernt. Ohnehin hatte der Zwerg seinen Herrn niemals lachen sehen. Und doch war es ohne Zweifel sein Gelächter, das Kworton wie Nadeln durchdrang.

„Herr, weshalb lacht Ihr über mich?“ Es war nur ein Gedanke, den Kworton an seinen Meister richtete. Sie kommunizierten telepathisch. Die Stimmbänder des Magiers hatten, wie seine Augen, schon lange den Dienst aufgegeben.

„Du bist erbärmlich“, streute er Kworton Salz in die Wunden. Der Zwerg versuchte noch einmal, sich zu erheben und kam taumelnd zum Stehen.

„Fall nicht in den Schacht“, zischte die Stimme des Hexenmeisters in schneidend kaltem Zynismus.

„Herr, erlaubt mir, mich zurückzuziehen.“

„Zu deiner untoten Hure?“ Der Meister hatte Recht. Kworton stand der Sinn nach Yríu. In ihrer Gegenwart fühlte er sich wohl, an ihrer Seite konnte er neue Kräfte schöpfen. Ihre Qual, tot zu sein und dennoch nicht sterben zu können, ihr Ekel vor Kworton, und vor dem, was er seit Tagen mit ihr anstellte, das war es, woran der Zwerg sich ergötzte. Er nährte sich an ihrem Leid. Das gab ihm Kraft.

Doch der Meister entließ ihn nicht, hieß ihn, Porkka von Grakaan zu holen, denn bald würde Argatènn die Burg erreichen und Porkka herausfordern.

„Nun, da Ihr wisst“, wagte Kworton, eine Frage zu stellen, „wie der wahre Name des Wirts der Wra’amm lautet und sein Herz in Händen haltet, warum vernichtet Ihr ihn nicht auf der Stelle?“

„Ich will sehen, wie Porkka gegen ihn kämpft.“ Es war ein Zischen von betäubender Schärfe, das Kworton von weiteren Fragen Abstand nehmen ließ.

Er schleppte sich durch die Halle zum Torbogen, der in den Westtrakt der Festung führte und musste dort, an die Wand gelehnt, verschnaufen.

„Beeil dich!“ wisperte die Stimme des Meisters. „Und bring deine Hure mit, damit du dich an ihr wieder aufrichten kannst.“



Sie hatten den Einflussbereich des Schwarzen Berges verlassen. Die Zeit nahm ihren Lauf wieder auf, was an der niedergehenden Sonne zu sehen war, und auch der Wind brach sein Schweigen, wehte aus

Südwesten und beschleunigte ihren Flug. Krysaora saß auf den gekreuzten Klingen, die aus Gars Füßen ragten und hielt sich an seinen Beinen fest, während das Ungeheuer, das aus ihrem Gefährten geworden war, mit kräftigen Flügelschlägen gen Nordosten hoch über den Ozean hinwegglitt.

Ein ungutes Gefühl begleitet von düsteren Vorahnungen wühlte in Krysaora. Die Tatsache, dass Gar ganz gegenteiliger Stimmung war, machte es nicht besser. Die Wandlung, die er vollzogen hatte, machte Krysaora Sorgen, und dabei waren die körperlichen Veränderungen das, was sie am Wenigsten bekümmerte.

Gar hatte seine Menschlichkeit verloren. Er war nun auf ewig an die Wra'amm gebunden und würde nie mehr das Leben eines Menschen führen können. Doch der Verlust der Menschlichkeit beinhaltete noch andere Faktoren. Welchen Schaden würden Seele und Geist nehmen? Macht korrumpierte, veränderte die Haltungen der Menschen, und Gar war nun mit ungewohnt viel Macht konfrontiert und mit den Möglichkeiten, die mit ihr einhergingen. Würde er auf Dauer seiner Verantwortung gerecht werden?

Es gab fraglos Parallelen zu Krysaoras Entwicklung, doch Krysaora war von innen heraus gewachsen, Stück für Stück. Gars Entwicklung war innerhalb von Minuten über ihn gekommen. Wie konnte eine menschliche Seele das aushalten?

Als Krysaora Gar in seiner neuen Gestalt entgegengetreten war, hatte sie den Stolz gespürt, mit dem er erfüllt gewesen war. Nichts Gutes konnte aus Stolz erwachsen. Und auf was war er stolz? Was hatte Gar geleistet? Sicherlich, es war eine tapfere Tat, ein schwerwiegendes

Opfer gewesen, sich der Wra'amm hinzugeben, den menschlichen Körper aufzugeben, doch alle Fähigkeiten, die Gar erlangt hatte, waren keine Fähigkeiten, die er sich erarbeitet hatte, er hatte sie einfach empfangen. Welchen Preis würde er zu zahlen haben?

Und sich mit einem Wesen einzulassen, das nicht in diese Welt gehörte. Auch das fühlte sich nicht richtig an.

Sich Sorgen zu machen, dachte Krysaora, hatte allerdings auch wenig Nutzen. Was geschehen war, konnte ohnehin nicht rückgängig gemacht werden. Und dass sie sich um Gar sorgte, bemerkte sie in plötzlicher Selbsterkenntnis, lag einzig und allein daran, dass sie ihn... Sie verbot sich, den Gedanken zu Ende zu denken. Was bedeutete schon Liebe?



„Der Meister erwartet dich in seiner Halle.“

„Endlich.“ Porkka war des Wartens müde.

„Rüste dich zum Kampf. Argatènn ist auf dem Weg hierher“, sagte Kworton.

„Argatènn?“

„Die Wra'amm“, erklärte der Zwerg knapp. Offensichtlich war es der Wille des Hexenmeisters, Porkka genauere Auskünfte vorzuenthalten. Er schien zu wollen, dass Porkka seinem Gegner unvoreingenommen begegnete, wollte seinen Krieger kämpfen sehen, sehen, wie stark er war und was geschah, wenn zwei unverwundbare Geschöpfe gegeneinander antraten.

Es war nichts weiter, als ein Spiel für ihn, ein Spiel, das er jederzeit beenden konnte. Schließlich besaß er die Macht, Argatènn, wann immer es ihm beliebte, zu töten. Der Hexenmeister besaß eine Nachbildung von Argatènn's Herz. Mochte er in Form der Wra'amm mit einer unverwundbaren Hülle ausgestattet sein, die ihn vor Angriffen von außen schützte, vor einem Angriff von innen war er nicht gefeit. In dem Moment, da der Hexenmeister das Wachsherz zerstörte, würde auch das Herz in Argatènn's Brust aufhören zu schlagen. Die Wra'amm selbst war ohne ihren Wirt nicht lebensfähig, und so würde auch sie sterben.

Dies alles jedoch verschwieg Kworton dem Krieger, der nun nach seinem Schwert griff und sagte: „Ich *bin* gerüstet.“



Porkka. Seine Zeit war gekommen. Was immer die finsternen Mächte von Karkäll aus ihm gemacht haben mochten, gegen Argatènn konnte er nicht bestehen. Zumindest war es das, was Krysaora hoffte, und im Moment konnte sie nichts anderes tun, als auf ihre Hoffnung zu vertrauen. Ihre Intuition, ihre Fähigkeit, in die Zukunft zu blicken, schien verschüttet zu sein, verschüttet von Sorge. Sorge schwächte, sie trübte den Blick, war Gift.

„Hast du Hunger?“ rief Gar, der unermüdlich dem Festland entgegenflog. Krysaora verneinte, und Gar meinte darauf, dass auch er keinen Hunger mehr verspüre. Seit der Vereinigung mit der

Wra'amm, so lachte er freudig, wären all die niederen menschlichen Bedürfnisse von ihm gewichen.

Krysaora dachte an das niedere menschliche Bedürfnis nach Zärtlichkeit. Seit Porkka sie verlassen und verraten hatte, war sie Männern mit romantischen Absichten aus dem Weg gegangen. Sie bevorzugte es, sie in der Arena zu töten, statt ihr Lager mit ihnen zu teilen. Und das wiederum wirkte auf nur wenige Vertreter des starken Geschlechts anziehend. Sie hatte es versucht, aber kein Mann vermochte ihr die Befriedigung zu geben, die sie empfand, wenn sie tötete.

Doch selbst das Töten, dachte Krysaora, als sie mit Gar durch die Nacht raste, war eine freudlose Befriedigung, letztendlich ein schales Gefühl, das sich jedes Mal, wenn ein Gegner sterbend zu Boden sank, dumpf auf sie legte. Porkka war es, den sie hatte töten wollen. Und jetzt? Jetzt war inzwischen auch das Bedürfnis nach Rache geschwunden. Nein, Porkka zu töten, den Mord an ihrem Kind zu vergelten, das bedeutete Krysaora nichts mehr. Alles, was sie fühlte, wenn sie an Porkka dachte, war Mitgefühl und Traurigkeit. Und jetzt, da sie sich Karkäll näherte, spürte sie, dass sie ihm vergeben hatte.

Dennoch, Porkka musste vernichtet werden. Nicht ihretwegen, nicht schnöder Rache wegen. Er musste sterben, bevor die Welt unter seinem Schwert zugrunde ging.

Doch was hatte *sie* damit zu tun? Heldentaten waren nicht ihr Metier. Es war Argatènn's Aufgabe. Und wie es schien, war er bestens gerüstet, sie zu erfüllen.

Krysaora fasste einen Entschluss. Wenn sie in Karkäll angekommen waren, würden sich ihre Wege trennen.



Yríu saß neben Kworton auf der untersten Stufe der langen Treppe, die zum Thron des Hexenmeisters hinaufführte. Der Kopf des Zwerges lag auf ihrer Schulter. Sie ertrug es stoisch, empfand die Geste sogar als rührend. Letztendlich war Kworton nichts weiter, als ein bemitleidenswerter Wurm. Und auch wenn er sie seit Tagen quälte und sich an ihrem toten Fleisch verging, so gelang es ihr auf eine seltsame Weise nicht, ihn zu hassen.

Auch Porkka gegenüber, der vor ihr wie ein Raubtier im Käfig auf und ab ging, empfand sie keinen Hass. Kalte Verachtung ja, doch zu Hass war sie nicht mehr fähig. Wahrscheinlich lag es daran, dass ihre Sinne abgestumpft waren. Alles in ihr starb. Ach, und doch konnte sie nicht sterben. Oh, wie sie sich danach sehnte, einfach nur tot zu sein.

Porkka blieb stehen und starrte zu dem Torbogen hinüber. Durch ihn würde sein Gegner kommen. Es war der einzige Weg in die Halle. Doch, zum Teufel, wo blieb Argatènn?

Wieder nahm Porkka seinen unruhigen Gang auf, warf gelegentlich einen Blick die Treppe hinauf zu seinen Meister, der wie versteinert auf seinem Thron saß.

„Was soll das Theater?“ dachte er und wusste sogleich, dass er diesen Gedanken besser unterdrückt hätte. Ein scharfer Schmerz

durchfuhr sein Gehirn, begleitet von der zischenden Stimme des Magiers, die ihn drohend darauf hinwies, wie tödlich es sein konnte, ihn in Frage zu stellen. „Es ist eine Prüfung“, fügte er hinzu.

Porkka senkte demütig den Kopf und gestattete sich keine weiteren Gedanken, die das Ansinnen seines Herrn in Frage stellten. Wie ein Gebet flüsterte er kaum hörbar vor sich hin: „Ja, prüfe mich, Herr, ich werde dich nicht enttäuschen.“

Kworton hob den Kopf. „Was flüsterst du da?“ fragte er mit schwacher Stimme.

„Das geht dich einen Dreck an!“ knurrte ihn Porkka an.

Der Zwerg seufzte leise. Nicht einmal mehr Porkka hatte Respekt vor ihm. Er fühlte sich elend. Noch immer hatte er sich nicht von den Anstrengungen des Bannrituals erholt. Doch sobald dies der Fall war, so nahm sich Kworton vor, würde er Porkka zeigen, welcher Platz ihm in der Hierarchie gebührte. Schließlich war der Krieger nicht mehr, als ein Instrument. Sein Meister und er hatten Porkka nach ihrem Willen geformt. Er war ihr Diener, ihr Sklave. Was erdreistete er sich?

Kworton gab ein leises Schnauben von sich. Warum nur fühlte er sich so schwach. Konnte es sein, dass seine Zeit gekommen war? Er schmiegte seinen Kopf wieder an Yríus Schulter und atmete tief ihren Verwesungsgeruch ein. Das tat gut.

Porkka von Grakaan war aufs Äußerste angespannt. Nichts hasste er mehr, als zu warten. Er hatte keine Furcht. Was immer diese Wra'amm, die jetzt Argatènn hieß, war, sie würde durch sein Schwert

fallen. Bisher war es noch allen seinen Gegnern so ergangen. Nur das Warten zermürbte ihn.

Auf seiner ruhelosen Wanderung durch die Halle hatte er sich dem Schacht genähert. Er warf einen Blick in die bodenlose Tiefe und fragte sich, was es mit diesem Loch auf sich hatte. Bei seiner Ankunft in Karkäll war es noch nicht da gewesen.

Er umrundete es und ging auf den Torbogen zu. „Zum Teufel, Argatènn! Wo bleibst du?“ brüllte er.

Argatènn trat durch den Torbogen in die Halle. Sie war riesig, maß im Durchmesser gute zweihundert Meter, wirkte aber größer, da die Decke sich in unermesslicher Höhe verlor. Die Wände waren gesäumt mit vierbeinigen Feuerpfannen, aus denen unirdisch grüne Flammen leckten. Auf der gegenüberliegenden Seite führte eine breite lange Treppe nach oben. Auf jeder Stufe standen jeweils am rechten und am linken Rand weitere Feuerpfannen, ganz oben auf einem Plateau sah Argatènn einen Thron, auf dem jemand saß. Auf der untersten Stufe waren zwei weitere Gestalten zu sehen, und keine fünfzig Meter vor ihm stand Porkka von Grakaan.

Es war das erste Mal, dass er ihm begegnete, und doch erkannte er ihn sofort. Argatènn's Streben richtete sich einzig darauf, Porkka von Grakaan zu töten, und die Sinne der Wra'amm hatten sich auf dieses eine Ziel ausgerichtet. Auf diese Weise hatte Argatènn den Feind gefunden. Was die anderen Personen in der Halle betraf, so gab der Wra'amm-Anteil keinen Aufschluss über sie. Und auch der Argatènn-Anteil vermochte nicht einzuschätzen, welche Rolle sie spielten.

Ohnehin galt jetzt, da Porkka mit gezogenem Schwert auf ihn zu schritt, seine ganze Aufmerksamkeit dem bevorstehenden Kampf.

Mit einem Flügelschlag erhob sich Argatènn in die Luft und streckte Porkka drohend seine Klingen entgegen. Mit rudernden Schwingenbewegungen hielt er sich in der Luft, schwebte eineinhalb Meter über dem Boden. Eine gute Kampfposition.

Porkka kam langsam näher. Er schien es nicht eilig zu haben. Sorgfältig taxierte er Argatènn, der seinerseits Porkka musterte.

Der schwarzhaarige Hüne trug keine Rüstung. Offenbar vertraute er auf seine Unverwundbarkeit.

„Wir werden sehen“, dachte Argatènn, „wie es um deine Unverwundbarkeit steht, wenn ich dir den Kopf abgeschlagen habe.“

Ein spöttisches Lächeln breitete sich auf Argatènn's Gesicht aus.

Es war ein Monstrum, ein geflügeltes Monstrum, aber es machte keinen Eindruck auf Porkka. Er war glücklich, dass es endlich so weit war. Der langersehnte Kampf, er stand unmittelbar bevor. Eine freudige Erregung durchfuhr Porkka wie ein wohliger Schauer.

„Seine Haut gleicht einem Panzer“, dachte Porkka, „doch das Gesicht ist ungeschützt. Ich werde ihm meine Klinge in die Fratze treiben.“

Der Krieger erwiderte Argatènn's spöttisches Lächeln.

Kworton machte sich ähnliche Gedanken. Er war aufgesprungen und lief nun durch die Halle auf die beiden Kontrahenten zu, um den anstehenden Kampf besser beobachten zu können. Auch er hatte keine

Angst vor dem Monstrum. Schließlich lag Argatènn's Leben in der Hand seines Meisters und konnte jederzeit beendet werden. Seine Schwäche hatte Kworton vor Erregung vergessen.

Porkka, dachte der Zwerg, war bis zu einem gewissen Grad unverwundbar. Hieb ihm der Gegner jedoch einen Arm, ein Bein oder gar den Kopf ab, konnte es kritisch werden.

Auch Argatènn's verwundbare Stelle war Kworton nicht entgangen. Das Gesicht. Hier lag Porkka's Chance.

Yríu folgte Kworton durch die Halle. An dem Tag, als sie in seinen Besitz übergegangen war, hatte er sie mit einem Zauber an sich gebunden, der sie zwang, sich in seiner Nähe zu halten, außer wenn er ihr befahl, in ihrer Kammer zu bleiben.

Während die Gräfin nun wie eine Marionette hinter Kworton herlief, musterte sie das fremdartige Wesen, das in der Luft schwebend Porkka's Angriff erwartete. Sie wusste nur, dass es Argatènn oder Wra'amm hieß. Von dem Wachsherz, mit dem der Hexenmeister es zu jedem beliebigen Zeitpunkt vernichten konnte, hatte sie keine Ahnung.

Dennoch war wenig Hoffnung in ihr, dass Argatènn siegen würde. Dieser Kampf, das spürte sie, war nichts als eine Farce.

Als Porkka nur noch fünf Meter von Argatènn entfernt war, nahm er mit kraftvollen Schritten Anlauf, scherte in einem Bogen nach rechts aus und stieß sich vom Boden ab. Sein massiger Körper bewegte sich überraschend geschmeidig, und Argatènn war erstaunt, mit welcher

Geschwindigkeit der Angreifer auf ihn zu schoss. Er verlagerte das Gewicht nach hinten und riss seine Klingen hoch. Doch zu spät. Porkka prallte mit der Schulter gegen seine Brust. Die Wucht schleuderte Argatènn zu Boden, Porkka rollte über ihn hinweg, war sofort wieder auf den Beinen und holte, den Schwertgriff mit beiden Händen umgreifend, aus. Argatènn, der rücklings am Boden lag, schlug die Schwingen über seinem Gesicht zusammen. Gerade noch rechtzeitig, bevor Porkkas Schwert niederfuhr. Die Klinge prallte gegen die Flügel, ohne den geringsten Schaden anzurichten. Sie prallte wie an Gummi ab, so dass Porkka durch den Schwung einen Schritt zurück taumelte. Argatènn machte eine Rückwärtsrolle und schnellte, die Klingen voraus, in Porkkas Richtung. Der warf sich zur Seite und entging dem Angriff nur um ein Haar.

Argatènn öffnete die Flügel und ruderte sich wieder in eine aufrechte Position. Sich in ein schwebendes Gleichgewicht zu bringen, kostete Argatènn kostbare Sekunden, die Porkka nutzte, um erneut anzugreifen. Sein Schwert raste wie ein Blitz heran, Argatènn wich zurück, und fühlte, wie die Spitze der Klinge die Spitze seiner Nase traf. Ein Kratzer, nur einen Millimeter tief, doch die Erkenntnis, dass er Porkka und auch seine eigene schwache Stelle, das Gesicht, unterschätzt hatte, traf ihn um einiges tiefer.

Mit tiefer Befriedigung sah der Hexenmeister die Demonstration Porkkas Stärke. Auch wenn seine Augen blind waren, der Kampf zeichnete sich in klaren Bildern in seinem Bewusstsein ab. Seine knorrigten blassen Finger, die in scharfen Klauen endeten und das

wächserne Abbild von Argatènn's Herz hielten, entspannten sich. Vielleicht war es gar nicht nötig, Argatènn mittels Magie zu besiegen, möglicherweise schaffte es Porkka ohne Hilfe, den Wirt der Wra'amm zu erschlagen.

Ein wilder Fechtkampf entbrannte zwischen Argatènn und Porkka, dem es zwar gelang, die beiden auf ihn eindringenden Klingen des Monstrums stets zu parieren, der dabei jedoch immer weiter zurückgedrängt wurde. Porkka war ein Meister des Schwertkampfes, und waren es auch zwei Klingen, die es abzuwehren galt, so kam er doch gut gegen sie an. Dass er aber durch die Schläge Argatènn's immer weiter in die Halle getrieben wurde und sich somit in einer defensiven Position befand, missfiel ihm.

Argatènn schwebte nun wieder eineinhalb Meter über dem Boden und bot keinerlei Angriffsmöglichkeit. Seine verletzliche Stelle befand sich außer Reichweite. Porkka wusste, dass er es irgendwie schaffen musste, Argatènn erneut zu Boden zu bringen. Doch da er rückwärts gehend seine Schläge konterte, gab es keine Möglichkeit, Anlauf zu einem Sprung zu nehmen.

Kworton und Yríu hatten die Mitte der Halle erreicht. Die Kämpfenden bewegten sich auf sie zu. Argatènn schien nun Herr der Lage zu sein.

Der Zwerg blieb stehen und warf einen flüchtigen Blick auf den etwa vier Meter entfernten Schacht. „Verdammt“, dachte er, „wir hätten ihn zumauern sollen.“ Porkka war zwar noch ein gutes Stück

von der Mitte der Halle entfernt, näherte sich jedoch stetig dem Loch. „Wenn das Monstrum ihn da reintreibt, ist er verloren.“ Porkkas Unverwundbarkeit würde ihm wenig helfen, wenn sein Körper im Feuer des Erdmittelpunkts verdampfte.

„Der Meister wird es nicht so weit kommen lassen.“ Der Gedanke an das Wachsherz beruhigte Kworton. Dann sah er, dass Yríu am Rand des Schachts stand und in die Tiefe blickte. Ein böses Grinsen huschte über Kwortons Gesicht, das nun wieder unter der Kapuze verborgen war. Er dachte: „Ja, Yríu, Liebste, ein Schritt nur und du wärest erlöst. Doch solange du an mich gebunden bist, wird es dir nicht vergönnt sein, dich deines Körpers im Lavaozean zu entledigen.“

Porkkas Schrei riss Kwortons Aufmerksamkeit zu dem Kampf zurück.

Aus einer klaffenden Wunde an der Schulter des Kriegers sprudelte Blut. Endlich war es Argatènn gelungen, seinen Gegner zu treffen und damit den Kratzer auf seiner Nasenspitze mit einem Guten an Zinsen zu vergelten.

Argatènn setzte zu einem Hohngelächter an, merkte aber, dass er dazu nicht in der Lage war. Nicht einmal seine Gesichtszüge gehorchten ihm mehr. Sie waren gelähmt.

„Gift!“ durchzuckte es ihn. Porkkas Klinge war mit Gift versehen, und es war über die verwundete Nasenspitze in Argatènn's Blutbahn gelangt.

Porkka, den die Wunde an seiner Schulter nicht im Geringsten zu beeinträchtigen schien, nutzte den Moment der Verwirrung und setzte zu einem Sprung an. Diesmal schwang er sein Schwert im Flug, verfehlte jedoch ein zweites Mal Argatènn's Gesicht, da dieser sich im letzten Augenblick nach links drehte. Porkka's Klinge donnerte gegen Argatènn's gepanzerten Hals. Der Krieger wurde über seinen Gegner hinwegkatapultiert, während Argatènn hart auf dem Boden aufschlug.

Noch bevor Porkka jedoch wieder auf den Beinen war, hatte sich Argatènn einige Meter in die Luft gehoben.

„Komm da runter“, brüllte Porkka, „du feiges Stück Dreck!“

Die Taubheit in Argatènn's Gesicht ließ langsam nach. Es gelang dem Wra'amm-Organismus, das Gift nach und nach zu neutralisieren. Argatènn beschloss, eine Weile außerhalb Porkka's Reichweite zu bleiben, bis die Vergiftung ihn nicht mehr beeinträchtigte.

Dabei entdeckte er, dass auch Porkka sich regenerierte. Die Wunde an seiner Schulter hatte sich geschlossen und war innerhalb von Sekunden vollständig verheilt.

Argatènn's Blick schweifte durch die Halle. Jetzt konnte er die Gestalt auf dem Thron besser erkennen. Es war ein dürrer Mann, bekleidet mit einer schwarzen Robe, der Kopf gekrönt mit einem Tierschädel. Er hielt etwas in den Händen, die auf seinem Schoß lagen, doch Argatènn konnte nicht erkennen, was es war.

Dann entdeckte er die anderen beiden Gestalten, ein Zwerg und eine Frau. Sie standen in der Mitte der Halle, in der Nähe eines klaffenden Lochs im Boden. Argatènn ersetzte die rudernden Flügelbewegungen,

die ihn in der Schwebel hielten, durch kräftige Schläge und flog darauf zu.

Als er sich näherte, wich der Zwerg zurück und kreischte: „Was willst du von mir? Kümmere dich um Porkka! Nicht um mich!“

Argatènn kümmerte sich nicht um den Zwerg. Was ihn interessierte, war das Loch. Er schwebte jetzt drei Meter über ihm und starrte fasziniert in die schwindelnde Tiefe.

„Komm da runter“, brüllte Porkka ein zweites Mal. Er war Argatènn gefolgt und stand nun etwa fünf Meter von dem bodenlosen Schacht entfernt.

„Du hast Recht“, sagte Argatènn, der nun keinerlei Vergiftungserscheinungen mehr verspürte. „Es ist Zeit. Zeit, dich zu töten.“ Mit diesen Worten begab er sich mit wirbelnden Klingen in den Sturzflug.

Porkka warf sich auf den Boden, entging dem Hieb der linken Klinge und wurde von der rechten am Rücken gestreift, rollte sich behände ab, fuhr hoch und riss sein Schwert in die Luft. Es traf Argatènn an der Hüfte, ohne Schaden anzurichten.

Dann prasselten die Schläge in schneller Folge auf Porkka nieder, so dass er Mühe hatte, sie zu parieren. Und schließlich durchbrach Argatènn's linke Klinge die Deckung und landete einen schweren Schlag gegen Porkka's Hals.

Der Krieger wankte zur Seite, der Hals halb durchtrennt, der Kopf in groteskem Winkel auf der linken Schulter liegend. Ein Fontäne von Blut schoss aus der Wunde. Doch Porkka blieb auf den Beinen, wechselte das Schwert in die linke Hand, griff mit der rechten nach

seinem Kopf und brachte ihn mit einem Ruck wieder in die richtige Position. Die Halswunde hörte sofort auf zu bluten und begann zu verheilen.

Argatènn verfluchte den Umstand, dass es ihm nicht gelungen war, den Hals seines Gegners ganz zu durchtrennen. Wie gern hätte er den abgetrennten Kopf in das nahe Loch gefegt und, im Falle, dass Porkka immer noch am Leben gewesen wäre, seinen restlichen Körper Stück für Stück zerlegt. „Nun gut“, dachte er und schraubte sich in die Luft. „Auf ein Neues.“

Er flog einen weiten Bogen und ging wieder in den Sturzflug über. Etwas irritierte ihn. Sein Herz schmerzte. Es hatte angefangen zu stechen, als er Porkka die Wunde am Hals beigebracht hatte.

Der Hexenmeister von Karkäll hatte seine Klauen in das Wachsherz gegraben. Beinahe hätte er es zerquetscht, denn es hatte nicht viel gefehlt, und Porkka wäre besiegt gewesen.

Jetzt entspannte sich der Magier wieder. Porkkas Kräfte waren wiederhergestellt. Mehr als das! Der Hexenmeister spürte den kalten Zorn seines Kriegers, und das war gut so, denn diese Art von Zorn war es seit jeher, die Porkka zur Höchstleistung aufstachelte.

Das Ende zeichnete sich ab.

Argatènn war nicht ganz bei der Sache, als er auf Porkka hinabstürzte. Der Schmerz in seinem Herzen lenkte ihn ab. Es war kein heftiger Schmerz. Aber er war unerklärlich. Irgendetwas ging hier nicht mit rechten Dingen zu.

„Der Mann auf dem Thron!“ durchfuhr es ihn. Vielleicht sollte er zunächst *ihn*... Doch es war zu spät.

Mit den Klingen voraus raste er auf Porkka zu.

Mit der Geschmeidigkeit eines Tigers warf sich Porkka zur Seite, griff zu dem Messer, das er in seinem Stiefel verbarg, rollte sich ab und schleuderte es gegen Argatènn, der ihm nachsetzte.

Es bohrte sich zielgenau in sein linkes Auge. Ein dumpfer Schrei, und das Monstrum krachte rücklings auf den Boden.

Porkka von Grakaan hatte gesiegt.



Kurze Zeit, nachdem Krysaora sich von Argatènn verabschiedet hatte, waren die Nebel der Verwirrung von ihren Sinnen gewichen und ihre seherischen Fähigkeiten zurückgekehrt. Sie hatte gespürt, dass ihr Gefährte dabei war, in eine Falle zu laufen. Eine Vision hatte ihr gezeigt, wie Argatènn mittels schwarzer Magie geschwächt werden würde und wie es Porkka daraufhin gelang, ihn zu besiegen.

Krysaora war unmittelbar klar geworden, dass es nicht in ihrer Hand lag, Argatènn vor seinem Schicksal zu bewahren. Seine Mission war von Anfang an zum Scheitern verurteilt gewesen. „Ich hätte es wissen müssen.“ Doch auch eine weitere Erkenntnis hatte Krysaora erlangt. Sie musste zu Ende bringen, was Argatènn begonnen hatte. Nein, sie konnte sich da nicht raushalten. Es war ein Fehlurteil gewesen, dass die Sache mit Porkka für sie abgeschlossen war. Ja, sie hatte ihm

vergeben. Doch würde sie immer noch so empfinden, wenn sie ihm gegenüberstand? Was würde sie überhaupt empfinden?

Sie erfasste, dass sie keine andere Wahl hatte, als sich Porkka zu stellen. Wie hatte sie überhaupt glauben können, dass sie einer Begegnung – einer letzten Begegnung – aus dem Weg gehen konnte?

Die Geschichte musste zu einem Abschluss gebracht werden. Und es war *ihre* Geschichte, nicht die von Argatènn und seines Heldenmuts.

Nachdem Krysaora dies alles sorgfältig bedacht hatte, war sie aufgebrochen, Argatènn durch die steinige Ödnis von Karkäll zur Burg des Hexenmeisters zu folgen.

Jetzt, als sie die Halle des Hexenmeisters betrat, sah sie, dass ihre Vision von Argatènn's Scheitern Wirklichkeit geworden war. Gar lag bewegungslos am Boden, Porkka stand triumphierend über ihm und hob das Schwert.

„Porkka!“ schrie sie.

Er wandte sich zu ihr um und ließ langsam das Schwert sinken.

„Die kleine Od“, dachte der Hexenmeister und fragte sich, wie ihm hatte entgehen können, dass sie in seine Burg eingedrungen war. „Sie ist nicht mehr die kleine Od“, wurde ihm mit einem Mal klar. Sie war sehr mächtig geworden. Wie bei seinem Bruder, dem Eremiten von Ragan-Mitteég, hatte er auch bei ihr den Fehler begangen, sie tot zu wähnen. Und wie sein verhasster Bruder, war Od, während er ihre Existenz vergessen hatte, zu großer Macht und Weisheit gekommen, Macht und Weisheit, die ihm gefährlich werden konnte.

„Sagtest du nicht, du hättest sie getötet?“ durchbohrte die Stimme des Meisters qualvoll Kwortons Bewusstsein. Der schneidend kalte Zorn ließ den Zwerg auf die Knie fallen, und unfähig zu antworten, hielt er sich wimmernd den schmerzenden Kopf.

Yríu, die immer noch am Rand des Schachts stand, bemerkte, wie Kworton neben ihr zusammensackte. Sie sah zu Porkka hinüber, der einige Meter entfernt über seinem besiegten Gegner stand. Er starrte mit weit aufgerissenen Augen zum Torbogen. Die Gräfin folgte seinem Blick, und erst jetzt wurde sie auf die Frau aufmerksam, die dort stand.

„Hilf mir, Yríu“, jammerte Kworton, und die Gräfin konnte nicht anders, als ihm wieder auf die Beine zu helfen.

Krysaora fing zu laufen an. Porkka entgegen. In riesigen Sätzen, übermenschlich schnell, legte sie die hundert Meter, die sie von ihm trennten, in wenigen Sekunden zurück.

Dann stand sie vor ihm.

Porkka war wie erstarrt. Er wollte sein Schwert erheben, doch sein Körper gehorchte ihm nicht.

Od musterte ihn mit undeutbaren Blicken. „Tatsächlich, Porkka“, sagte sie schließlich. „Es ist wahr. Ich habe dir vergeben.“

Hass. Verachtung. Zorn. Krysaora empfand nichts dergleichen, als sie in Porkkas eisblaue Augen blickte. Einzig ein leichter Anflug von Traurigkeit streifte sie.

„Töte sie!“ Die Stimme des Hexenmeisters. Schwach. Weit entfernt. Porkka nahm sie kaum wahr. Der Magier hatte keine Macht mehr über ihn.

Stattdessen hatte etwas Besitz von ihm ergriffen, das er nicht erklären konnte. Er glaubte, von einem tonnenschweren Gewicht erdrückt zu werden, und dennoch fühlte er sich leicht wie eine Feder. So gegensätzlich die Empfindungen waren, sie ergriffen gleichzeitig Besitz von ihm.

Es war die Macht der Vergebung, die ihn einerseits wie ein mächtiger Fels erschlug und zur selben Zeit erlöste. Nein, kein Fels! Das, was ihn zu zerquetschen drohte, war nicht hart. Es war weich. Und doch unendlich schwer.

Die für ihn nicht fassbaren, widersprüchlichen und über alle Maßen überwältigenden Emotionen ließen ihn vor Od zurückweichen. Sein Schwert entglitt seiner Hand und fiel klirrend zu Boden. Der Ausdruck auf seinem Gesicht drückte Entsetzen aus. Sein Blick schien sich nach innen zu kehren.

Kworton löste sich von Yríu und machte einen Schritt auf Porkka zu, der sich, unendlich langsam, rückwärts auf ihn zu bewegte.

Die kleine Od, dachte Kworton verblüfft, sie war eine Hexe. Sie hatte Macht über Porkka.

Hektisch fingerte er in den Falten seiner Robe, suchte nach seiner Fäustlingsarmbrust. Doch bevor er sie zu fassen bekam, war Od bei ihm und schnitt ihm die Kehle durch.

Der Hexenmeister von Karkäll fuhr von seinem Thron hoch und ließ mit einer zornigen Geste seinen Arm durch die Luft wirbeln. Ein Blitz durchzuckte die Halle. Er hätte Od treffen sollen, doch sie war schneller.

An ihrer Stelle fuhr er auf Kworton nieder, der dabei war, all seine magische Macht anzustrengen, um nicht an Ods Dolchstreich zugrunde zu gehen. Der Blitz verwandelte ihn in eine Wolke aus Asche.

Der Blitz, ein gleißender Speer, hatte sich mit äußerster Langsamkeit auf Krysaora zu bewegt. Sie sprang nach rechts und flog mehrere Meter durch die Luft. Auch das empfand sie als langsam, doch ihr wurde schnell klar, dass es sich um eine Sinnestäuschung handelte. In Wirklichkeit geschah das alles im Bruchteil einer Sekunde.

Ihre Intuition hatte sie vor der Gefahr gewarnt, ihr Körper hatte mit übermenschlicher Geschwindigkeit reagiert und ihre Sinne verlangsamten die Geschehnisse, so dass sie wahrnehmbar blieben.

Krysaora landete auf dem Boden und blickte zurück. Kworton war verschwunden. Porkka war schlaff auf die Knie gesunken und die tote Frau näherte sich ihm.

Yríu war frei. Noch war ihre Seele an den Körper gebunden. Doch der Körper wurde nicht mehr von Kworton beherrscht. Kworton existierte nicht mehr.

Gerade noch war die fremde Frau vor Porkka gestanden, hatte von Vergebung gesprochen und ihm auf diese Weise all seine Kräfte genommen, im nächsten Augenblick, so schnell, dass es Yríus Augen nicht wahrzunehmen vermochten, war sie vor Kworton aufgetaucht und hatte ihn erdolcht. Dann war die Gräfin von einem gleißenden Licht geblendet worden, und als sie wieder sehen konnte, war der Zwerg verschwunden, und mit ihm der Zauber, der sie an ihn band.

Die Frau kauerte nun zehn Meter von Yríu entfernt. Sie sah aus wie eine Raubkatze, die zu einem weiteren Sprung ansetzte. Porkka von Grakaan kniete mit dem Rücken zu Yríu am Boden. Die Gräfin ging auf ihn zu, griff ihm unter den Arm und half ihm auf. Porkka ließ es zu. Sein Gesicht war wie gefroren. Es spiegelte absolute Fassungslosigkeit.

Nun, dachte Yríu, würde sie tun, was ihr auf Burg Ganrar nicht gelungen war. Mit sanfter Gewalt führte sie den willenlos gewordenen Mann zum Schacht. Am Rand blieb sie stehen und sagte leise: „Komm mit mir, Porkka, lass uns springen. Wir werden beide frei sein.“

Porkkas Körper versteifte sich. Er gab einen ächzenden Laut von sich und runzelte die Stirn.

„Verflucht“, dachte Yríu, „er kommt zu sich!“

In gewisser Weise hatte die Gräfin Recht. Doch es bestand kein Grund, den Umstand, dass Porkka zu sich kam, zu verfluchen.

Denn plötzlich breitete sich alles in äußerster Klarheit vor Porkka aus: All die Abscheulichkeiten, die er begangen hatte, allen voran die Ermordung seines eigenen Kindes, die Tatsache, dass er sich zu einem erbärmlichen Werkzeug finsterner Mächte hatte machen lassen und die reinigende Vergebung, die ihm durch Od zuteil geworden war.

Er wusste, dass es nur mehr eins für ihn zu tun gab, und die beschwörende Stimme des Hexenmeisters, die jetzt wieder lauter und zwingender in sein Bewusstsein drang und nicht abließ von dem Versuch, die Herrschaft über ihn zurückzuerlangen, bestärkte ihn in seinem Entschluss.

Porkka hatte sein Leben verwirkt. Seine Geschichte war zu einem Ende gekommen. Und durch Ods machtvolle Absolution, ihre großmütige Gnade war es auf seltsame Weise ein tröstliches Ende.

Yríu wusste, dass sie zu schwach war, Porkka in den Schacht zu stoßen. Er machte immer noch den Anschein eines gebrochenen Mannes, und doch stand er wie ein Fels am Rand des Abgrunds.

In die Tiefe blickend, die Augen auf den roten Lichtpunkt in der Ferne fixiert und seinen alles verzehrenden Ursprung spürend, überlegte Yríu, ob sie ohne Porkka springen sollte. Doch bevor sie zu einem Schluss kam, sah sie, wie er über sie hinweg zu dem Hexenmeister auf dem fernen Plateau blickte und ein schiefes Lächeln sich auf seinem Gesicht ausbreitete. Dann sah Porkka Yríu in die

Augen, und während sich das schiefe Lächeln zu einem freundlichen Grinsen ausbreitete, griff er nach ihrer Hand.

Sie sprangen.

Hand in Hand.



Der Hexenmeister von Karkäll bebte vor Zorn. Porkka war verloren. Od würde dafür bitter bezahlen.

Beschwörend erhob der Magier die Arme, und mit einem Mal lag ein graubrauner Ball in seiner linken Hand. Es schien, als bestünde er aus Rauch, der die Form einer Kugel angenommen hatte.

Od war mit unverstellbarer Geschwindigkeit durch die Halle gerannt und erreichte gerade den Fuß der Treppe. Sie bewegte sich so schnell, dass es dem menschlichen Auge nicht möglich gewesen wäre, ihren Weg zu verfolgen. Das innere Auge des Hexenmeisters vermochte dies jedoch sehr gut.

Es war Od gelungen, dem Blitz auszuweichen. Doch das Geschoss, das er nun auf sie schleuderte, war eine weit gefährlichere Waffe.

Dass Porkka, zusammen mit der untoten Frau, in den Abgrund gesprungen war, hatte Krysaora nur am Rand mitbekommen. Ihre Aufmerksamkeit war ganz auf ihren Gegner gerichtet, der sie um ein Haar in Asche verwandelt hätte.

Der Hexenmeister von Karkäll war eine Manifestation des Bösen. Und er war verantwortlich für das Übel, das mit Porkkas Tod über

Krysaora und über Biar-Ganrir gekommen war. Dennoch ging es jetzt nicht um Rache oder Vergebung, wobei ihr Letzteres ohnehin nicht möglich gewesen wäre. Es galt einzig, den Magier zu vernichten, bevor es ihm gelang, sie zu vernichten.

Als Krysaora die erste Stufe der Treppe erreicht hatte, die zu dem Plateau hinaufführte, warf der Hexenmeister etwas in ihre Richtung. Immer noch nahm sie die Geschehnisse stark verlangsamt wahr, und so sah sie, dass es sich um eine dunkle Kugel handelte.

Krysaoras Sinne erkannten, dass sie aus einer Essenz bestand, die pures Übel ausstrahlte, und dass eine Berührung mit ihr absolut tödlich war.

Die Kugel flog auf Krysaora zu. Ihr Flug schien sich, je näher sie kam, zu beschleunigen. Krysaora bewegte sich nach links und sah, dass auch das Geschoss seine Flugbahn änderte. Es richtete sich auf ihre neue Position aus. Auch als Krysaora sich einige Meter nach rechts warf, korrigierte die Kugel ihre Richtung.

Es schien unmöglich, auszuweichen. Das Wurfgeschoss würde Krysaora treffen - Nein! Sie schüttelte den Kopf. Eine beiläufige Geste. Und ein Gedanke, unspektakulär, wie die Feststellung einer Nebensächlichkeit. Er bremste den Flug der Kugel, so dass sie unmittelbar in der Luft verharrte, dann wie Rauch zerfaserte und sich schließlich in Luft aufgelöste.

„Du bist sehr mächtig geworden, kleine Od“, drang die Stimme des Hexenmeisters in Krysaoras Bewusstsein. Sie spürte die nur mühsam gezügelte Wut, die sich unter dem Anschein von gelassener Schmeichelei verbarg. „Wir sollten uns zusammentun.“

„Ich werde dich töten“, stellte Krysaora sachlich fest und schenkte dem hageren Mann, der immer noch am oberen Ende der Treppe stand, ein mildes Lächeln.

„Ach, kleine Od“, seufzte der Hexenmeister in gespielt geduldigem Ton, so, als ob er einem Kind die Welt erklären müsste, „niemand vermag mich zu töten.“

Krysaora setzte ihren Weg die Treppe hinauf fort, doch noch bevor sie den Magier erreicht hatte, sprang dieser in einem mächtigen Satz über sie hinweg, flog in hohem Bogen durch die Halle und landete mit überraschender Geschmeidigkeit in deren Mitte, unmittelbar am Rand des Schachts, in dem Porkka verschwunden war.

„Warum fliehst du dann vor mir?“ fragte Krysaora leise, denn sie war sich gewiss, dass ihr Gegner sie auch über die große Distanz deutlich hören würde.

„Ich fliehe nicht.“ Es war ein Säuseln. „Ich erwarte dich hier unten. Nachdem du dich nicht mit mir verbünden willst, halte ich es für das Beste, wenn du deinem Mann in die Nichtexistenz folgst.“ Der Magier deutete auf das Loch, und Krysaora spürte im selben Moment, wie Porkkas Leben erlosch. Sie erkannte, dass der Schacht bis zu dem glühenden Erdmittelpunkt hinabreichte. Porkkas Sturz hatte in diesem Augenblick geendet. Die Lava hatte seinen Körper verzehrt. Krysaora empfand einen vagen Schmerz, den sie sofort beiseite wischte.

Dann setzte sie zu einem gewaltigen Sprung an.

Ein teuflisches Grinsen umspielte die schwärzlichen Lippen des Hexenmeisters, während er Worte in einer fremden Sprache flüsterte.

Es war die Sprache der Dämonen. Und es waren machtvolle Worte. Ein Zauber, der den Schacht mit einem Kraftfeld versah. Alles, was sich dem Loch aus der Luft näherte, würde von einem unwiderstehlichen Sog ergriffen werden.

Und Od sprang. Der Hexenmeister verfolgte ihren Flug. Sie kam direkt auf ihn zu geschossen. Der Sog würde sie, kurz bevor sie den Magier erreichte, erfassen und in das Loch reißen.

Ein tiefes Gefühl der Befriedigung überkam ihn. Dann spürte er einen harten Stoß. Der Hexenmeister von Karkäll verlor den Boden unter den Füßen und begriff erst nach mehreren Sekunden, dass er den Schacht hinabstürzte.

Gerade als er zu einem Zauber ansetzte, der seinen Fall aufhalten sollte, schlug sein Kopf gegen die Felswand des Schachts und wurde zerschmettert.

Es war ein profanes Ende, ein Ende, so unwürdig, wie es für einen so mächtigen Meister der dunklen Magie nur sein konnte.

Und als er sein Leben aushauchte, wurde jeglicher Zauber, der mit seiner Person verbunden und durch seine Existenz bedingt war, unwirksam. So auch das Kraftfeld, das Krysaora in den Schacht saugen sollte.

Sie landete unbeschadet am Rand des Lochs, unmittelbar vor Argatènn, der sich unbemerkt dem Magier genähert und ihn in den Schacht gestoßen hatte.

Krysaora blickte in die Tiefe, wo der Körper des Feindes dem Mittelpunkt der Erde entgegenwirbelte.

„Er ist tot“, sprach Krysaora die Gewissheit aus, die sie erfüllte. Dann wandte sie sich Argatènn zu und sagte: „Und du lebst.“

Porkkas Messer ragte immer noch aus seinem Auge.

Porkkas Messer war tief in sein Gehirn eingedrungen. Zudem war die Klinge vergiftet. Doch irgendwie hatte es der Wra'amm-Organismus geschafft, Argatènn's Lebenskräfte wiederherzustellen.

„Wo ist Porkka?“

Krysaora deutete statt einer Antwort auf den Schacht und Argatènn nickte erleichtert. „Dann ist es also vollbracht.“

Ein plötzlicher Schmerz flammte in Argatènn's Herz auf. Es war, als würde es von einem unsichtbaren Feuer verzehrt, und im nächsten Augenblick fiel Argatènn tot zu Boden.

Der Körper des Hexenmeisters von Karkäll war von der Lava des Erdmittelpunkts verschlungen worden. Und mit ihm das wächserne Herz, das in den Falten seiner Robe verborgen gewesen war.

Die Wra'amm bäumte sich auf. Ihr Wirt war tot. Und diesmal stand es nicht in ihrer Macht, den Schaden zu beheben. Argatènn's Herz war geschmolzen. Sie war gezwungen, sich von ihrem Wirt zu trennen.

Die Frau! Krysaora! Die Wra'amm musste ihrer habhaft werden. Krysaora! Die neue Wirtin.

Krysaora sah, wie die Wra'amm sich von Argatènn's totem Körper zu lösen begann und wusste sofort, was das Wesen vorhatte.

Sie versetzte der Leiche einen schweren Tritt, so dass sie zusammen mit der Wra'amm über den Rand des Schachts rollte und in der Tiefe verschwand.

Schwer seufzend, setzte sich Krysaora auf den Boden. „Ja“, murmelte sie. „Es ist vollbracht.“

Und plötzlich fühlte sie sich unendlich einsam.

Epilog

Zaward, der stellvertretend für Porkka von Grakaan über Biar-Ganrir herrschte, saß auf dem Königsthron in Burg Ganrar und ordnete die Falten seines purpurnen Mantels. Er überlegte, in welcher Pose er die fremde Besucherin, die man ihm angekündigt hatte, empfangen wollte. Nonchalant und jovial oder drohend gebieterisch. Letztendlich war es gleichgültig, letztendlich landeten alle Frauen, die um eine Audienz baten, in seinem Bett, ob sie wollten oder nicht. Und da es ihm bis jetzt ohnehin nie gelungen war, die Leidenschaft einer Frau zu entzünden, ganz gleich ob mit jovialem Verhalten oder herrischem Gehabe, und da am Ende ohnehin jede Frau gegen ihren Willen in Zowards Gemächer gezerzt wurde, entschied er sich dafür, wie ein erbarmungsloser Tyrann aufzutreten.

Die Frau, die den seltsamen Namen Krysaora trug, ließ sich jedoch nicht im Geringsten von Zowards herrschaftlichem Habitus beeindruckt. Von zwei Soldaten der Palastwache flankiert, trat sie mit dem Ansatz eines amüsierten Lächelns vor den Thron und begann grußlos und ohne Umschweife zu sprechen.

„Porkka von Grakaan ist tot“, sagte sie.

Zaward, der nicht einmal in Betracht zog, dass die Botschaft der Wahrheit entsprach, änderte kurz entschieden seine Haltung und entgegnete ihr in zwanglos plauderndem Ton, dass er diese Kunde als erfreuliche Nachricht wertete, da mit dem Tod seines Herrn ja nun nichts mehr seiner Krönung im Weg stünde. Er hätte sich inzwischen ohnehin an das Amt des Herrschers von Biar-Ganrir gewöhnt und

wolle nun keine Zeit verlieren und die Formalitäten der Inthronisierung in die Wege leiten.

„Was dich betrifft“, fügte er mit unangenehm hoher und krächzender Stimme hinzu, „so sei es dir gestattet, als eine meiner Konkubinen am Hofe von Burg Ganrar zu leben.“

Krysaora musterte Zawards mit Warzen und entzündeten Hautstellen bedecktes Gesicht und die fleischigen Lippen, die sich zu einem selbstgefälligen ironischen Lächeln entfalteten.

„Jetzt“, sagte sie nüchtern, „da der Bann, den Porkka von Grakaan über dieses Land verhängt hat, gebrochen ist und das Volk Biar-Ganrirs wieder bei Sinnen ist, steht fest, dass König Ganrars Sohn rechtmäßig die Krone erbt.“

„Diese Frau ist verwirrt“, stellte Zaward überzeugt fest. „Wachen, bringt sie in meine Gemächer. Ich will dort versuchen, ihren offensichtlich beeinträchtigten Geisteszustand zu heilen. Bindet sie gut fest. Umnachtete Personen, wie diese hier, können sehr unberechenbar sein.“

Was Krysaora Zaward berichtet hatte, entsprach der Wahrheit. Längst hatte sie sich hinter dem Rücken des Narren, der sich als König gebärdete, mit den Kriegsherren von Biar-Ganrir besprochen. Mit der Nachricht von Porkkas Tod war eine schwere Last von ihnen abgefallen und sie hatten erkannt, wie töricht sie gewesen waren, sich von ihm versklaven zu lassen und ihr eigenes Land zugrunde zu richten. Bei der Unterredung hatte man sich schnell geeinigt, dass Ganrars Sohn König über Biar-Ganrir werden sollte. Er war ein junger

mutiger Mann, dem man einhellig zutraute, das Land seiner Gesundung entgegen zu führen.

„Auf was wartet ihr?“ schrie Zaward jetzt. Das ironische Lächeln war einer Miene irritierten Zorns gewichen, da sich die Wächter, die links und rechts von Krysaora standen, nicht vom Fleck rührten. „Bringt sie fort und fesselt sie an mein Bett!“

Was Zaward betraf, so hatten die Kriegsherren entschieden, dass er verbannt werden sollte. Auch wenn der Vertreter Porkkas das Land während dessen Abwesenheit mit harter und unbarmherziger Hand regiert hatte, waren sie übereingekommen, dass für weiteres Blutvergießen keine Notwendigkeit bestand.

„Ich sagte, bringt sie fort und fesselt sie an mein Bett!“ kreischte Zaward außer sich.

Krysaora hatte gelernt, ihren Zorn zu beherrschen, hatte erkannt, dass Hass schwächte, während Güte machtvoll war. Doch Zawards Worte weckten unangenehme Erinnerungen in ihr, und als er zum dritten Mal sein Bett in Zusammenhang mit Fesseln erwähnte, gestattete sich Krysaora, ihrem Zorn nachzugeben.

So kam es, dass Zaward nicht verbannt wurde, sondern an dem Blut seiner durchschnittenen Kehle erstickte.

ENDE

